C.II.9.

1286

15

25

Alexis

oder

das Häuschen im Walde.

Eine Handschrift, die am Ufer der Isere gefunden ward,

herausgegeben

von dem Verfasser von Lolotte und Fanfan.

Zweyter Theil.

HERZOGL. S. C. BIBLIOTHEK * COBURG *

Leipzig
im Verlage der Dykschen Buchhandlung.
1792.

Drittes Buch.

Erstes Kapitel.

Alexis bekömmt einen sonderbaren Reisegefährten.

Wunderbarer Unbestand der Dinge, seltsamer Wechsel menschlicher Schicksale! Wer kann euch erklären? wer darf sich schmeicheln, euern Launen zu entgehn? War es an den Uebeln und Plagen, die die Welt verwüsten, nicht genug? mußten die Menschen auch noch ihre Leidenschaften hinzubringen? Die Verschiedenheit der Charaktere, die so groß ist, als die Verschiedenheit der Physiognomien, erzeugt allein die Unruhen und Zwistigkeiten, die den Frieden des gesellschaftlichen Lebens stören. Der Boshafte richtet oft den Guten zu Grunde, und zieht ihn mit sich in den Abgrund. Mein Nachbar legt Feuer

in seinem Hause an, und das meinige geht in Flammen auf. Jener Mensch ist sanft, großmüthig, mitleidig, der zärtlichsten Gefühle fähig, und doch wird er das Opfer der Laster, die in den Herzen seiner Freunde, Verwandten, Vorgesetzten brüten. Abhängigkeit allein wird oft die Quelle unzählicher Unordnungen. Mancher, von der Natur mit den besten Anlagen zu einem rechtschaffenen Mann versehen, wird ein Bösewicht, weil er im Lauf seines Lebens schwach genug war, der Eitelkeit der Thoren zu schmeicheln, den Leidenschaften der Großen zu fröhnen, und alle Wege nach Fortunens Tempel zu versuchen, die die Umstände ihm anwiesen. Ein enges Band verbindet die Menschen so genau mit einander, daß jeder von ihnen Einfluß auf die Entscheidung des Schicksals der übrigen behält. Wer kann zu sich sagen: Ich bestimme mich da und da zu; ich wähle mir diese Lebensart ; ; Sind es nicht oft die Umstände, die ihm seinen Weg anweisen? Was braucht es bey Manchem mehr als ein Wort, eine Geberde, einen Blick der Schönheit, und seine festesten Plane

sind umgestoßen, er ist zu Schritten bewogen, die ihn dahin führen, wohin nie zu kommen er fest entschlossen war. Welcher Unbestand! welche Abhängigkeit von den Umständen!

Bey seinem Aufenthalt im Häuschen war Alexis fest überzeugt, er werde es nie wieder verlassen. Sein Herz gewann die Einsamkeit lieb, und er schmeichelte sich ihr sein Lebelang treu zu bleiben. Nichts kam ihm schrecklicher vor, als das Geräusch, die Unruh der Städte: in ihm selbst lag nichts, das ihn bewegen konnte, sich je wieder in diesen Strudel zu stürzen, aber ein Anderer zwang ihn dazu. Ein heftiger, eifersüchtiger, rachgieriger Mann! Er fodert, Alexis soll so werden wie er, sein Herz soll die Hälfte der Galle aufnehmen, die das seinige füllt. Er giebt ihm ein Schwerdt, mit dem er das Verbrechen vollziehen soll, und bedeckt die häßliche Miene des Lasters mit dem Mantel der Gerechtigkeit und Dankbarkeit — — So ist keine Sache so heilig, die die Menschen nicht zum Vortheil ihrer Leidenschaften mißbrauchen sollten... Man höre nur

auf einen Neidischen. Es fehlt ihm nie an gegründeten Ursachen, dem, welchen er beneidet, etwas anzuhaben. Der Ehrgeizige beruft sich immer auf seine Verdienste und die Billigkeit, die ihn, wie er meint, zu den höchsten Ehrenstaffeln bringen sollten. Der Ausschweifende entschuldigt sich mit der Reizbarkeit seiner Sinne, der Schmeichler mit der Nothwendigkeit, die Freundschaft der Leute zu gewinnen. Sie handeln immer vollkommen recht — Tugend und Gerechtigkeit schweben stets auf ihren Lippen, aber wie weit entfernt von ihrem Herzen sind diese Tugenden!

Alexis ist gezwungen, alles, was ihm theuer ist, zu verlassen. Eine Geliebte, eine Freystatt, alles opfert er auf, einem geheimen Hange zu folgen, und die Welt auf Abentheuer zu durchziehn ... Da ist er nun ganz allein, ohne Gesellschaft in einem Wald. Er hat seine alte Kleidung wieder angelegt, auf dem Rücken trägt er einen Mantelsack mit einigen Lebensmitteln, die Germain ihm beym Abschied gab. In der Hand führt er einen Knotenstock. Ein kleiner runder Hut

schützt sein Gesicht gegen die Sonnenstrahlen: sein braunes, von Natur lockiges Haar fliegt ihm um den Nacken. Zwar hatte Dorance das Gold, das er ihm anvertraut, nicht zurückgenommen, aber wie gleichgültig ist ihm dieser Schatz! Wie gern hätt' er ihn gegen Zufriedenheit und Ruhe vertauscht! Er ging langsam, und sah nun und dann nach dem Häuschen zurück, das er zwar nicht mehr erblickt, aber doch bedauert, so glücklich er sich preißt, aus demselben entkommen zu seyn. Die Augen, naß von Thränen, richtet er gen Himmel! Von da her allein erwartet er künftig alles. Der Himmel, hofft er, soll ihn führen, und seine Jugend und Unerfahrenheit vor den Klippen der Welt schützen.

Kommen wir also auf ihn zurück, folgen wir ihm in seinen Reisen, und nehmen ganz den Antheil an seinem Schicksal, den ein junger Mensch von achtzehn Jahren, ohne Freunde und Verwandte, ganz hülflos, nothwendig allen fühlenden Herzen einflößen muß!

Alexis war nun ohngefähr eine Stunde vom Häuschen entfernt, und unschlüssig, welchen Weg er wählen solle. Er ging aufs Gerathewohl, als plötzlich ein sonderbares Geräusch neben ihm unter der Erde ihn aufmerksam machte und in Schrecken setzte. Er blieb stehen. Der Boden schien zu beben, das Buschwerk, das den Eingang einer unterirrdischen Höle versteckte, ward getrennt: er blickte in die Tiefe, aus der ein bleicher Mann mit wildem Blick hervortrat. Das Feuer seiner Augen, die ihm tief im Kopf lagen, und von dichten Braunen umschattet waren, schien durch Ermattung und Krankheit ausgelöscht. Kurz er sah einem Gespenst, einer Erscheinung, die aus dem Innern der Erde hervorkäme, ihn zu schrecken, ähnlicher, als einem Menschen. Alexis wußte nicht, ob er bleiben, oder sich retten sollte. Der Ungenannte riß ihn bald aus seiner Unentschlossenheit. Er fiel ihm zu Füßen, und flehte ihn mit einem Tone an, der das grausamste Herz erweicht haben würde.

Ah, Signor, Signor, retten Sie mich, helfen Sie mir!

Wer sind Sie?

Ein Unglücklicher, der niemand etwas zu Leide thut, un Cavaliere infelice, der von Ihnen Leben oder Tod erwartet——

Reden Sie deutlicher, erklären Sie sich . .

Vor allen Dingen, Signor, lassen Sie uns von hier weg, lassen Sie uns von diesem verdammten Ort fliehen. Man könnte uns hören, uns verfolgen . .

Wer denn?

Die Bösewichter, denen ich entronnen bin. Ach! erlauben Sie mir, daß ich Ihnen folge, besorgen Sie nichts. Mein Aeußerliches schreckt Sie ab; lo vedo; aber wenn Sie mich näher werden kennen lernen, wenn er Ihnen seine Schicksale erzählen wird, lo povero Carlo Sciocco, so beklagen Sie ihn gewiß, und helfen ihm, und lieben ihn: ja, gewiß Sie lieben ihn.—

Alexis wußte nicht, ob er den Reden des Unbekannten trauen sollte? Der Anblick eines Mannes von furchtbarem Aussehn, der mitten im Walde aus einer Höle kam, erweckte freylich sein natürliches Mißtrauen in keinem geringen Grade.

Doch welcher Reisende würde, auch ohne mißtrauisch zu seyn, gar nichts von einer so sonderbaren Erscheinung besorgen? Von der andern Seite aber war der Ungenannte allein, ohne Waffen; er lag zu seinen Füßen in der demüthigsten Stellung, seine Stimme war sanft, und hatte selbst etwas weibisches. Er vergoß Thränen, und flehte unsern jungen Helden um Beystand an. Bald waren alle Besorgnisse bey ihm verschwunden; der gute, theilnehmende, edelmüthige Jüngling hob den Unbekannten auf, und versprach ihm die Erfüllung seines Wunsches.

Kommen Sie, sagte er ihm, kommen Sie mit mir, unglücklicher Fremdling: doch ehe Sie verlangen, daß ich Ihnen mein Zutrauen schenke, geben Sie mir zuvor das Ihrige, und erzählen Sie mir mit der pünktlichsten Treue Ihre Unfälle, und was Sie hier im Walde machten . .

O Santa Maria! divino Giesù: rief Carlo, vor Freude springend, welch ein Glück! ein guter Engel ließ mich Sie finden . . Ja, Signor, ja, Sie sollen alles erfahren. Meine Geschichte ist nicht lang,

hören Sie mich, und setzen Sie Ihren Wohlthaten dadurch die Krone auf, daß Sie mir erlauben, mein Schicksal mit dem Ihrigen zu verbinden, und Ihnen meine Dankbarkeit bis zum letzten Athemzug zu beweisen.

Davon wollen wir nachher reden, wenn Sie mich erst unterrichtet haben, wer Sie sind.

Jo sono Italiano, Italiano di Napoli.. Kommen Sie, eilen Sie nur, ich erzähle im Gehen, wenn Sie erlauben. —

Die beyden Reisenden betraten nunmehr einen schmalen Weg, der sie bald auf eine betretene Straße führte. Hier, wo nichts mehr zu fürchten war, gingen sie langsamer, und Carlo Sciocco erzählte seine Begebenheiten, von denen Alexis kein Wort verlor.

„Mein Vater war ein großer Tonkünstler in Neapel. Im fünf und zwanzigsten Jahr war er schon Maestro di Capella, verheirathete sich und bekam einen Sohn. Nach einigen Jahren gerieth er mit seinem Nachbar, einem schlechten Cansoniere, der ein geschickterer Tonkünstler

zu seyn behauptete, in Streit. Er schlug sich mit ihm, und hatte das Unglück ihm das Leben zu nehmen. Dieß nöthigte meinen Vater, seine Stelle aufzugeben und Neapel zu verlassen. Er flüchtete sich also mit seiner Familie nach Santa Croce, ein kleines Dorf in der Nähe, wo er in der größten Verborgenheit lebte, und die größte Mühe hatte, den nöthigsten Unterhalt zu gewinnen. Ich hatte indeß mein fünftes Jahr erreicht. Mein Vater, der mich zu seiner Kunst bestimmte, und mit dem Plan umging, einen großen Künstler aus mir zu machen, hatte die Grausamkeit, mir mehr als das Leben zu nehmen, um meiner Stimme den Umfang und die Biegsamkeit der weiblichen zu geben. In kurzer Zeit verlor ich Aeltern und alle nahe Verwandte. Nachdem ich eine Weile in Italien umhergezogen war, ließ ich mich endlich in Frascati nieder, wo ich viel Schüler im Singen und Componiren erhielt. Ich war erst sechszehn Jahr, und doch schon ganz allein in der Welt, ohne einen Menschen, an den das Band der Verwandschaft mich gefesselt hätte. Doch

litt ich deshalb an nichts Mangel. In Fraskati giebt es eine Menge der prächtigsten Palläste, die von Personen vom ersten Range bewohnt werden. Ich sang in ihren Gesellschaften, ward bewundert, man stritt sich um mich. Gleichwohl behagte mir meine Lage durchaus nicht. Die Natur hatte mir ein empfindsames Herz und einen Hang zum Trübsinn gegeben, der mich zum Studiren und Nachdenken hinlockte. Es war mir unerträglich, der Bossone der ganzen Welt zu seyn, ich seufzte nach Einsamkeit und Ruhe. Eine Lage, die diese Wünsche meines Herzens befriedigt hätte, wäre sie auch in den Augen der Menschen noch so wenig glänzend gewesen, hätte mir das Paradieß auf Erden geschienen. Es ward mir einst zu Theil, und zwar durch den unerwartetsten Zufall von der Welt.

Ein französischer Herr von Adel, ein Chevalier de Mandeville, der zu seinem Unterricht eine Reise durch Italien that, ging durch Fraskati. Man hatte ihm dieß schöne neue Tuskulum gerühmt, das am Fuß eines Bergs genau auf den Platz

gebaut worden, wo das Tuskulum der Alten stand. Sein Plan war einige Zeit hier zuzubringen. Da er in demselben Hause mit mir wohnte, so war unsre Bekanntschaft bald gemacht. Der junge Herr, ein reicher, schöner Cavaliere, der die Musik leidenschaftlich liebte, kannte kein größer Vergnügen, als mich singen zu hören. Alle Abende kam er auf mein Zimmer, wo ich ihm die schönsten Arien unserer größten Tonkünstler vorsang, und mich dabey selbst mit dem Clavecin accompagnirte. Zugleich unterrichtete ich damals die Signora Lauretta Mazarelli, die Tochter des Signor Mazarelli, eines sehr angesehnen und reichen Mannes, in der Musik. Eines Tages, als Mazarelli ein Concert gab, nahm ich den Chevalier de Mandeville mit zu ihm. Wie sehr bekam ich in der Folge Ursach diese Gefälligkeit zu bereuen! Der Chevalier hatte kaum einen Blick auf Lauretten geworfen, als er unsterblich in sie verliebt war. Er machte mich zum Vertrauten seiner Leidenschaft, und bestürmte mich so mit Geschenken und Bitten, ihm zu seinen Absichten beförderlich

zu seyn, daß ich endlich die Schwachheit hatte nachzugeben. Laurette, die nicht weniger in den Chevalier verliebt war, hatte mir gleiche Anerbietungen gethan, so daß ich mich wider meinen Willen in diese Intrigue verwickelt sah, aus der ich mich weder losmachen konnte noch wollte. Die Signora Lauretta, ein heftiges, rachsüchtiges Mädchen, drohte, mir mit eigner Hand den Dolch in die Brust zu stoßen, wenn ich mir je einfallen ließe, ihrem Vater den leisesten Wink von der Sache zu geben. Mazarelli erwartete einen venetianischen Nobile, seinen vertrauten Freund, dem er seine Tochter zur Gemahlinn versprochen hatte. Der Roman war eben im besten Gange, als der Venetianer auftrat. Das kleine Ding haßte den Alfaro (dieß war der Name ihres künftigen Gatten) von ganzer Seele. Sie that dem Chevalier zuerst den Vorschlag, sie zu entführen und mit sich nach Frankreich zu nehmen. Mandeville war es zufrieden. Beyde bedurften meiner Hülfe, wenn ihr Plan gelingen sollte. Ich beging die Thorheit, mein Wort von mir zu geben. Signor, Sie sollen hören,

wie die Sache ablief, und was für angenehme Folgen für mich daraus entstanden.

Seit der Ankunft des Bräutigams ging Signora Lauretta nicht mehr aus dem Hause. Denn der Venetianer war schrecklich eifersüchtig. Sie ward auf jedem Schritt bewacht und belauscht. Schlechterdings durfte niemand in ihr Zimmer, als ich, wenn ich ihr Stunden zu geben hatte. Um ihr herauszuhelfen ersann ich ein sehr sonderbares Mittel, das übel für mich hätte ablaufen können, wenn ich nicht alle Vorsicht und Klugheit, die ich besitze, dazu aufgeboten hätte.

Laurette legte sich, auf meinen Rath, zu Bette, und schützte eine Unpäßlichkeit vor. Ich kam Abends gegen sechs Uhr zu ihr, und hatte unter dem Vorwand heftiger Zahnschmerzen ein Schnupftuch vor dem Gesicht. Nach einer halben Stunde kam ich aus ihrem Zimmer heraus. Ich sagte ihren Leuten, die sich in einem benachbarten Zimmer aufhielten, die Signora sey in einen tiefen Schlummer gefallen, sie möchten sie also nicht stören. Ich that

als wollte ich gehen, kam aber wieder zurück, und machte mir selbst über meine vorgebliche Vergeßlichkeit Vorwürfe. Ich sagte, ich hätte ein paar Notenblätter, die ich sehr nothwendig brauche, liegen lassen, trat also wieder in ihr Zimmer, wechselte in der größten Geschwindigkeit meine Kleider mit ihr, und legte mich an ihrer Statt ins Bett. Die Signora ging mit Hülfe meiner Kleider, meiner Perucke und dem Schnupftuch vor dem Gesicht unerkannt mitten durch ihre Kammermädchen durch, verließ das Haus, und stieg sogleich mit dem Chevalier in eine Postchaise, die sie in einer nahen engen Straße erwartete. Bene, Signor, bene! Die Signora war entwischt, aber ich saß noch in der Trapola. Und wie nun herauskommen? Das war eine harte Nuß aufzubeißen. Eine halbe Stunde drauf kam ein Mädchen ins Zimmer, näherte sich meinem Bett, und fragte: ob ich etwas beföhle? Ich hatte die Nachthaube der Signora tief ins Gesicht gezogen, also daß es für jemand, der von dem Schwank nichts wußte, unmöglich war, etwas zu argwöhnen. Der unerwartete

Besuch machte mich etwas verlegen, ich vergrub mich also noch tiefer in das Kopfkissen, und stellte mich als ob ich schliefe, aber nicht unruhig no d'un sonno ronfatore, ma d'un sonno dolce e tranquillo. Die Donna wagte es nicht meinen Schlaf zu stören. Sie entfernte sich, und schloß die Thüre hinter sich ab.

Ich hatte nunmehr nichts dringenders, als aus einem Ort zu kommen, wo mein Leben in der größten Gefahr war. Ich zog einen Pantalon und eine kleine braune Weste an, die ich aus Vorsorge mitgebracht hatte, kletterte dann wie ein Schornsteinfeger das Kamin hinan, und arbeitete so mit Händen und Füßen, daß ich in ein paar Augenblicken oben war. Es war schon ganz dunkel, ich stieg aufs Dach, und da ich das Fenster eines nahen Erkers offen fand, so schwang ich mich hinein, ohne selbst recht zu wissen, wie ich aus dem Labyrinth kommen wollte, in das ich mich verwickelt hatte. Wirklich war auch die Thür verschlossen, zum Glück hielt es indeß nicht schwer sie von innen zu öffnen. Ich thats und schlich mich auf den Zehen

und leise tappend eine Treppe herab, die mich in einen Garten führte, dessen Gitterthür offen stand.

Bewundern Sie, Signor Cavaliere, wie sich alle Umstände vereinigten, meine Flucht zu begünstigen. Wenn Vossignoria sich in einer solchen Verlegenheit befunden hätte, vielleicht hätte Sie sich nicht so gut herausgezogen: denn das Schicksal, die Prädestination . .

Wie? fiel ihm Alexis ins Wort, die Prädestination?

Si, Signor, si. Hören Sie, hören Sie nur, Sie werden in der Folge sehen, was ich unter diesem Worte verstehe. Oh! ich bin ein Philosoph, da vere! ein ganzer Philosoph . .

Alexis sah nun wohl, was für ein Original er in der Person des Signor Carlo Sciocco vor sich habe. Er konnte sich nicht enthalten laut zu lachen. Sein Begleiter war aber so in seine Geschichte und in sein philosophisches Selbstgefühl vertieft, daß er es nicht bemerkte, und seine Erzählung mit einer höchst komischen Ernsthaftigkeit fortsetzte.

Zweytes Kapitel.

Signor Carlo Sciocco gibt dem Alexis sein philosophisches System zum Besten.

Ich machte mich auf der Stelle aus Frascati hinweg, und da ich leicht auf den Füßen war, und nichts zu tragen hatte, so erreichte ich schon mit Tagesanbruch den Chevalier und seine cara Lauretta, die mich am Thor der kleinen Stadt Anagni in der Campagna di Roma erwarteten. Wir setzten sogleich unsern Weg fort und erreichten gegen zwey Uhr Nachmittags Veroli, das an den Gränzen des Königreichs Neapel und den entzückenden Ufern der Cosa liegt. Wir bewunderten diese herrliche Gegend, und den stolzen Berg aus der Familie der Apenninen, an dessen Fuß wir uns befanden. Schon umarmten mich die beyden Liebenden, im Entzücken über die erhaltene Freyheit, und sagten mir die schönsten Dinge über meine glücklich gelungne List, als eine Postchaise, viel leichter als die unsrige, sich näherte.

Ein Mann in größter Wuth sprang heraus. Alfaro wars. Lauretta erkannte ihn . . . Elender, rief er dem Chevalier zu, schändlicher Räuber! gieb deine Beute her, oder du bist des Todes!

Der Chevalier zauderte nicht. Auch er flog aus dem Wagen. Schon hatte er mit Alfaro einen blutigen Zweykampf begonnen. Während der Zeit bemächtigten sich vier Kerl, die er mitgebracht hatte, der in Ohnmacht gesunknen Lauretta, trugen sie hinweg und wollten sie in ihren Wagen heben. Ich flog ihr zu Hülfe, und Mandevills Bedienter stand mir bey. Wir beschäftigten auch wirklich mit so vieler Kunst die Arme unsrer vier Gegner, daß wir's ihnen unmöglich machten ihren Plan auszuführen.

Der Chevalier hatte das Glück seinem Gegner einen tödtlichen Stoß beyzubringen, und indeß Alfaro sich langsam nach seinen Gefährten schleppte, war jener uns schon zu Hülfe gekommen. Es gelang uns die Kerls in die Flucht zu jagen; allein der grausame, rachsüchtige Alfaro raffte seine letzten Kräfte zusammen, und

stieß seinen Dolch tief in das Herz der unglücklichen Lauretta. Stirb mit mir, Treulose, rief er . . mein Nebenbuhler soll dich nicht besitzen.

Der Chevalier sieht den Stoß, und fliegt zu seiner Geliebten. Sie schlägt die Augen auf, blickt ihn noch einmal zärtlich an, und stirbt . . Gott, rief Mandeville, Gott, und das konntest du zugeben . . . So sprach er, und stieß mit der äußersten Wuth zu wiederholten malen den Degen in den Leib des Bösewichts. Vergebene Mühe! Der schon erstarrte und entstellte Leichnam fühlte nichts davon.

O Santa Maria! wie ward mir bey diesem abscheulichen Spectacolo! Divino Giesù! Die bloße Erinnerung macht mich zittern und beben! . . . Ich fiel meinem Freund in die Arme, der sich selbst das Leben nehmen wollte, riß ihm alles tödtliche Gewehr aus den Händen, und mit Hülfe seines Bedienten gelang es mir, ihn in den Wagen zu bringen. Ich befahl dem Postillon so schnell als möglich zu fahren, um bald recht weit von dem verwünschten Ort zu kommen. Der Chevalier hatte den

Gebrauch seiner Sinne verloren. Als er wieder zu sich kam, machte er uns die blutigsten Vorwürfe, daß wir den Leichnam seiner Geliebten verlassen hätten; allein wir machten ihm begreiflich, wie gefährlich es gewesen wäre, wenn man ihn auf dem Kampfplatz neben zwey Leichen in Verhaft genommen hätte, für deren Mörder wir dann sicher hätten gelten müssen. Mandeville schien das Gewicht dieser Gründe zu fühlen: gleichwohl war er auf der ganzen Reise stets in Thränen und Verzweiflung.

Auf dem Wege, den wir auf gut Glück eingeschlagen hatten, wären wir nimmermehr nach Frankreich gekommen. Wir änderten ihn also, und erreichten endlich die Provenze, von wo aus wir vollends nach Paris gingen. Hier brachte der Chevalier seine Angelegenheiten in Ordnung, und da ihn die Erinnerung an seine Unfälle keinen Augenblick verließ, so beschloß er in der Einsamkeit auf einem Schlosse zu leben, das in der Nähe von Lyon lag, und das einer von seinen Vorfahren gebaut hatte. Hier in dieser herr-

lichen Einsamkeit verlebten wir die glücklichsten Tage, studirten Moral und Philosophie, und waren nach langen Arbeiten und Meditationen endlich so glücklich, uns von beyden folgenden Maximen zu überzeugen, die für ewig die Richtschnur jedes Menschen seyn sollten, der bestimmt ist, im Umgang mit seines Gleichen zu leben. 1) Alle Menschen . . . Doch, Signor Cavaliere, bevor ich Sie von der Moral unterhalte, muß ich Ihnen den Rest meiner Begebenheiten erzählen, um Ihnen allen Argwohn über die Art, wie Sie mich angetroffen, zu benehmen, und mir Ihr ganzes Zutrauen zu verdienen.

Vossignoria sollen also wissen, daß der Chevalier de Mandeville il tenero mio amico! einige Jahre nachher starb, vom Gram erschöpft, und allerdings ein bischen durch seine Schuld.

Erstlich war es ein Prinzipium von ihm, daß alle Begebenheiten im menschlichen Leben prädestinirt, und noch vor der Geburt von dem großen Urheber aller Dinge genau bestimmt worden. Eine sehr richtige, sehr weise und unfehlbare Maxi-

me, die er aber nur etwas zu buchstäblich befolgte. Eines Tages, als er allein in seinem Garten spatzieren ging und über seine erlittenen Unglücksfälle nachdachte, fand er zufällig eine kleine Sackpistole in der Tasche. Sein Kammerdiener, ein Mensch, der der Zerstreuung sehr unterworfen war, hatte sich eingebildet, sein Herr habe ihm befohlen, sie in die Tasche zu stecken. „Was mag das bedeuten? dachte der Chevalier . . . Ich beschäftige mich mit den Unfällen, die den Pfad des Lebens durchkreuzen, und in demselben Augenblick finde ich eine Pistole unter den Händen — — — Sollte das nicht ein Wink des Himmels seyn? . . . Ja, gewiß ist er das! Der Himmel hat mich bestimmt, daß ich mir mit einer Pistole das Leben nehmen soll. Nichts ist klarer.“

Schon war er auch im Begriff sich das Leben damit zu nehmen, als ihm einfiel, daß er vorher doch noch eine billige Austheilung seines Vermögens treffen müsse. Er ging also in sein Kabinet, machte sein Testament, eilte wieder in den Garten, verbarg sich in einem kleinen ent=

legenen Hölzchen, und schoß sich mit dem fatalen Gewehr durch den offnen Mund ins Gehirn.

Wir hörten im Schloß den Schuß fallen, da wir uns aber nicht anders einbilden konnten, als daß Mandeville sich in seinem Park mit der Jagd amüsire, so hatten wir nicht weiter Acht darauf. Doch ein paar Stunden nachher kam der Gärtner ganz erschrocken und erzählte, daß er seinen Herrn todt im Hölzchen gefunden habe. Wir eilten hin, und waren wie versteinert, als wir den Körper des armen Chevaliers ganz im Blute schwimmend fanden.

Ich will Ihnen nicht beschreiben, Signor, was ich in diesem grausamen Augenblick empfand! ... Ich verlor für länger als einen Monat den Gebrauch der gesunden Vernunft. In Parenthesi, Signor Cavaliere, ich kann nicht sagen, daß ich mich in der Zeit etwas übler befunden hätte.

Der Chevalier hatte mir ein sehr ansehnliches Legat ausgesetzt. Ich setzte mich in Besitz, und ging sodann nach Paris,

da die fürchterlichen Schreckbilder, die ich unablässig vor Augen hatte, zu vertreiben.

In Paris lebte ich in der Welt, und brachte mein Vermögen in kurzer Zeit durch. Sie dürfen nicht glauben, Signor, daß ich es auf Bälle, Festins, Lustbarkeiten gewendet hätte... keinesweges. Ich war allzufreygebig gegen sogenannte Freunde, die mir alle mit Undank lohnten. Doch bin ich drum nicht böse auf sie: denn sie waren dazu prädestinirt. Ich lieh, ich gab, wer nur foderte, und gab, bis ich selbst nichts mehr hatte. Aber auch da reute es mich nicht, mein Geld auf diese Art angelegt zu haben. Ich räsonnirte so: alle Menschen kommen mit zahlreichen Bedürfnissen auf die Welt, und Menschen waren es ja, die mir ihre Noth klagten. Ich gab ihnen, sie nahmen: was kann natürlicher seyn?... Aber sie erweisen sich nicht im mindesten erkenntlich dafür? In dieser Absicht habe ich ihnen auch nicht unter die Arme gegriffen. Weh dem Elenden, dem eigennützigen Herzen, der nur Gutes thut, um Dankbarkeit zu erwek-

ken .... Freylich bin ich jetzt selbst in der äußersten Dürftigkeit, und keiner macht Miene mich aus der Verlegenheit zu retten ... Ey nun, ihre Denkungsart ist anders als die meinige; wahrscheinlich muß auch daß so seyn. Uebrigens darf ichs ja nur so machen, wie sie's mit mir gemacht haben. Ich darf sie ja nur um Unterstützung ansprechen, und ich werde gewiß ohne Mühe Leute finden, denen es das größte Vergnügen macht, ihre Börsen zu ziehen, und mir mehr zu geben, als ich verlange ... Zwar dürften diese Herzen so häufig nicht seyn! Doch warum sollt' es nicht noch einige geben; sollte ich die einzige großmüthige, theilnehmende, edle Seele seyn, der einzige in meiner Art auf der ganzen Erde? .. Gedulde dich, hoffe, harre, sie werden nicht ausbleiben.

So unterhielt ich mich mit mir selbst über meine Lage; allein die Erfahrung belehrte mich bald, daß ich nicht so leicht auf die Empfindsamkeit und das Mitleid der Menschen rechnen dürfe. Desto schlimmer für sie, sagte ich dann! sie wollen sich ihrem Bruder nicht verbinden: da rauben

sich die Thoren selbst eins der süßesten Vergnügen. Ueberdieß, mit wem soll ich zürnen? Der Himmel hat sie einmal so gemacht. Was können sie dafür, daß er mir einen andern und edlern Charakter gab: dieß war einmal in der Reihe der Dinge. Alles in der Natur ist vorausgesehen, prämeditirt, eingerichtet: wir sind nicht Herrn des Laufs der Dinge, wir müssen ihn nehmen wie er kömmt.

Kurz, Signor troppo amabile, ich suchte mich, so gut es gehen wollte, aus dem bösen Handel zu ziehen. Ich sang, verdiente mir Geld, und beschloß die größten Städte von Frankreich zu bereisen, und mir so viel zu sammeln, daß ich mit Ehren in das liebe Vaterland zurückkehren könne. Der Weg führte mich an diesen verdammten Wald hin, in dem eine Räuberbande haußt, die mich ausplünderte. Da sie hörten, daß ich ein italienischer Musikus sey, und da ich ihnen die Quelle meiner schönen Stimme entdeckte, so wurden sie einig mich mit in ihre Höle zu nehmen, wo ich ihnen zum Buffone dienen, und ihre Weiber, denen sie mich ohne Gefahr an-

vertrauen konnten, amüsiren sollte. Acht Tage, Signor, ganzer acht lange Tage mußte ich in dem abscheulichen Loche aushalten. Ich versuchte alle Mittel zu entwischen, erst heute gelang mirs . .

Meine Herren Wirthe beraubten gestern einen sehr reichen Juden, und um sich für diesen ansehnlichen Fang eine Güte zu thun, zechten sie vom Morgen an im Brandtewein und starken Likörs. Es ward mir nicht schwer, jedem in sein Glas eine Prise Opium zu praktiziren, den ich die Nacht in der Tasche des Juden gefunden hatte. Da ich sah, daß sie alle fest im Schlummer lagen, so schlug ich die eiserne Fallthüre, und dann noch eine andere von frischen in einander geflochtenen Zweigen, die den Eingang zu dem abscheulichen Loch versteckte, auf.

Ich erblickte Sie, benevole Cavaliere, ich erblickte Sie! Ihre Miene, Ihre Jugend flößte mir ein so unbegrenztes Zutrauen ein, daß ich beschloß Ihren Schutz zu erflehen. Per Dio, wenn es in Ihrer Gewalt steht, lasciami seguirla allenthalben hin! Erlauben Sie mir, daß ich

Sie

Sie begleite. Sie können mich zum Führer, zum Diener, zu allem brauchen, wozu Sie wollen. Verweigern Sie mir diese Gefälligkeit nicht, und rechnen Sie per la vita auf die Dankbarkeit und die Freundschaft des unglücklichen Carlo Sciocco!“

Die Abentheuer des Italieners und seine Erzählungsart hatten einen tiefen Eindruck auf unsern jungen Helden gemacht. Vorzüglich schien ihm die Geschichte des Querkopfs Mandeville, der sich umbringt, weil er prädestinirt zu seyn glaubt sich umzubringen, so merkwürdig, daß er neugierig war, die Grundsätze einer Philosophie, die der seinigen so durchaus entgegengesetzt war, näher kennen zu lernen. Er begriff den Charakter des Carlo nicht, der sein ganzes Vermögen an die ersten besten vertheilt, der der ganzen Welt das Beste zutraut, und wie er sich endlich getäuscht sieht, sein Elend nicht andern, sondern sich selbst zuschreibt. Prädestination ... dieses Wort, das er nie von seinem Lehrer Dumont gehört hatte, ob er gleich seinen Sinn recht gut faßte, fiel ihm sonderbar auf, und schien ihm der

Irrthum eines versengten und zerrütteten Gehirns zu seyn. Kurz er beschloß, sich den Weg mit Fragen an den Italiener zu verkürzen, und seine Meinungen zu widerlegen, die ihm grundverderblich dünkten.

„Ihre Unglücksfälle,“ sagte er zu ihm, „und die kritische Lage, in der Sie sich jetzt befinden, macht es mir zur Pflicht, Ihre Bitte vor der Hand zu gewähren, und Sie nicht mitten in diesem Walde zu verlassen. Doch gebe ich Ihnen zu überlegen, daß ich selbst ein höchst unglücklicher Mensch bin, und daß für die Verbesserung Ihres Schicksals bey mir nichts zu hoffen ist . . . Ich kann und mag es nicht verheelen, ich habe weder Aeltern, noch Freunde, noch Amt, noch Vermögen, noch Freystatt, mit Einem Wort, ich habe nichts. Das Schicksal, das ein Vergnügen daran zu finden scheint, mich zu verfolgen, hatte mich einen Wohlthäter finden lassen... Dieser Wohlthäter ist jetzt in meinen Augen nichts als ein Ungeheuer, ein grausamer Tyrann. Ich fliehe ihn, ich werd' ihn ewig fliehen. Gebe nur der Himmel, daß ich ihn nie wieder sehe. Zu welch einem abscheulichen

Verbrechen suchte mich der Elende zu verleiten! .. Ich liebte Klärchen, ich betete sie an ... was sag' ich, ich liebe sie noch, ich bete sie noch an, und werde sie ewig lieben und anbeten. Das grausame Schicksal trennt uns, wir werden nie einander angehören ... Kurz ich weiß nicht, wo ich auf der Erde einen Winkel antreffen soll, der düster und freudenleer genug ist, in ihm den — gebe der Himmel — kurzen Rest meiner Tage zu verweinen. Und Sie wollen mein Schicksal theilen? Nein, fliehen Sie mich lieber; lassen Sie mich allein meinen traurigen Pfad wandeln."

„Santa Croce," rief Carlo mit dem größten Feuer, „ich Sie verlassen! Nein, wahrlich nicht. Die göttliche Vorsicht hat mich Ihnen begegnen lassen. Es war in der Reihe der Dinge so beschlossen, daß Sie um diese und diese Stunde auf diesem Wege des Waldes gehen, daß ich in demselben Augenblick aus der Höle entkommen, mich zu Ihren Füßen werfen, Sie meine Bitte erhören, ich Ihnen auf dem Wege meine Abentheuer erzählen, und wir

endlich einig werden sollten uns nie wieder zu trennen.“

Wie, das wäre alles so angeordnet?

„Certamente! Wir konnten nicht um eine halbe Minute zu früh oder zu spät kommen.“

Sie scherzen: der bloße Zufall . .

„Der Zufall? Sagen Sie das nicht. Es giebt keinen Zufall in der Welt: alles geschieht schlechterdings und nothwendig. Es ist bestimmt, daß aus der und jener Begebenheit dieß und jenes erfolgen soll, und keine menschliche Klugheit kann das mindeste voraussehen, geschweige verhindern.“

Wie? . . Hier zum Beyspiel ist ein schmaler Fußsteig. Will ich ihn betreten, so erwarten mich Räuber, die mir eine Kugel durch den Kopf jagen; setze ich hingegen auf dieser Straße meinen Weg fort, so begegnet mir nichts unangenehmes: ich habe vollkommne Freyheit, zwischen beyden zu wählen.

„Das läugne ich. Sind Sie prädestinirt von Räubern gemordet zu werden, so wird irgend etwas Sie innerlich reizen,

den schmalen Fußsteig einzuschlagen: ihre Schritte werden sich, ohne daß Sie es selbst wissen, dahin wenden, alles wird Sie dahin führen.“

Welch ein abentheuerliches System!...

„Wirklich, Signor, so glauben Sie, wie ich sehe, nicht an die Prädestination? Erklären Sie mir doch, wenn ich bitten darf, was Sie unter dem Schicksal, dem Fatum verstehen: große Worte, die jedermann im Munde führt, und die die wenigsten verstehen“ ...

Ich verstehe unter Schicksal das gebieterische Gesetz, das den Gang der menschlichen Begebenheiten bestimmt, sie aber dennoch der freyen Willkühr, des Charakters, der Leidenschaften, und der ganzen Beschaffenheit des Wesens, das sie unter ihren ehernen Zepter beugt, überläßt.

„Ihre Erklärung ist nicht ganz richtig: denn das Schicksal quält den Frommen wie den Bösewicht, unterdrückt den Schwachen wie den Starken, und ist allein unumschränkte Gebieterinn über die Umstände. Schicksal, Fatum, sind folglich durchaus eins mit der Prädestination.

Wenn jemand ausruft: Buoni Dei! wozu habt ihr mich bestimmt? welch ein grausamer Unstern waltet über mich? so ist es eben so viel, als wenn er sagte: Buoni Dei, ihr hattet also vor meiner Geburt beschlossen, daß dieß Unglück über mich ergehen sollte. Vergebens bemühte ich mich mit meiner ganzen Vorsicht, den Streich abzuwehren: ich kann Euerm höchsten Willen nicht entgehen: ich muß Euern Gesetzen gehorchen. Glauben Sie mir, incredulo Cavaliere, im Grunde ist jedermann meiner Meinung, nur sind nicht alle Leute der Sache so auf den Grund gekommen."

Aber wissen Sie wohl, daß Sie da eine sehr schädliche, gefährliche Lehre predigen?

„Wie so?"

Und Sie können noch fragen? Nach diesem Grundsatze wäre der Ungerechte, der Barbar, der seine Nebenmenschen verfolgt und drückt, nicht strafbar. Er gehorcht ja nur einem unsichtbaren Arm, der ihn leitet, und der ihn zu dem Laster reißt: er ist weiter nichts als die Zuchtruthe,

deren sich der Himmel bedient, die Menschen zu strafen: und warum, warum will sie der Himmel züchtigen? Worin besteht ihr Unrecht! Können sie etwas Böses thun, wenn sie in ihren Handlungen nicht frey sind?.. Sehn Sie, Ihr System stößt alle moralischen und göttlichen Gesetze um . . .

„Mäßigen Sie Ihren Eifer, Signor, ascoltami! Die Frage, die Vossignoria mir vorlegen, ist eigentlich ein theologischer Streitpunkt, der zu verwickelt ist, als daß wir ihn jetzt ausmachen könnten. Ein andermal wollen wir darauf zurückkommen. Jetzt sage ich Ihnen nur, daß ich den Bösen beklage, sehr beklage. Ueberdieß werden nicht alle Menschen so geboren. Aus der Hand Gottes kommen sie gut, menschlich, großmüthig, gefühlvoll. Arten sie aus, so ist dieß eine Folge davon, daß sie sich durch die Gewalt der Leidenschaften unvermerkt dahin reißen lassen, daß sie dem Sturm der Widerwärtigkeiten nicht Kraft gnug entgegensetzen, zu viel Werth auf wahre und gemachte Bedürfnisse (wovon die letzten immer am stärksten auf die Be-

gierde der Menschen wirken) legen, und gegen die Verführung der Hoheit, Gewalt, und des Vermögens zu schaden, nicht gnug auf ihrer Huth sind . . Sie sehen, daß ich die Schuld davon nicht dem Himmel zuschreibe. Nein, die Anzahl der Uebel, die aus Pandorens Büchse entschlüpfte, hat sich über die ganze Erde verbreitet. Gleich giftigen Insekten schwirren sie unablässig um die wehrlosen Menschen. Weh dem, den sie sich auswählen, daß er ihren Stachel fühle: nichts in der Welt vermag ihn für ihrem Stich zu sichern.“

Sie widersprechen sich da auf eine handgreifliche Art, mein lieber Carlo. Ihr System steht auf so schwachem Grunde, daß es nothwendig bald über den Haufen fallen muß . . .

„Perchè Signor, ich behaupte, alle Menschen sind von Natur gut.“

O Himmel, welch ein Irrthum!

„Ja, gut sage ich, und sehr gut!“

Wer hat Sie ins Unglück gebracht?

„Meine eigne Schuld, wer hieß mich, ihnen alles geben?“

Auch an mir haben sie als schändliche Verräther gehandelt.

„Warum wendeten Sie nicht die nöthige Vorsicht an?“

Sie haben mich ins Unglück gestürzt..

„Ja, weil es so seyn mußte.“

Nein, wahrlich, das ist nicht auszuhalten. Wie können Sie nur behaupten, daß das Wesen, das uns schuf, gewollt habe, daß ich unglücklich seyn solle? Nie werde ich ihm die Beleidigung anthun, so etwas zu glauben.

„Sind Sie unschuldig, so können Sie nicht unglücklich seyn. Der Strafbare allein ist es, weil Gewissensbisse ihn nagen. Doch, Signor amabile, lassen Sie uns eine Unterhaltung abbrechen, die, wie ich sehe, nicht nach Ihrem Sinne ist. Lassen Sie mir Zeit, Ihnen die Wahrheiten meiner Idee zu entwickeln, und die ungegründeten Vorurtheile, die Sie nähren, zu verscheuchen. Ja ich will Ihnen beweisen, daß, wenn es auch unmöglich ist, sich dem Gesetz, den Begebenheiten, die einmal in der Reihe der Dinge bestimmt sind, zu entziehen, man sich dennoch durch Ver-

trauen, Ergebung und Folgsamkeit die Leiden sehr versüßen kann. Nur dann wird man durch eigne Schuld unglücklich, wenn man diese Begebenheiten selbst aufsucht, und sie hervorzubringen strebt, wenn man sich unbesonnen in den schwindelnden Abgrund stürzt. Lassen Sie uns alle Gelegenheiten vermeiden, ihm nah zu kommen: lassen Sie uns nur das thun, was wir nicht vermeiden können. Lassen Sie uns unsre Nebenmenschen lieben, denn sie sind mehr zu beklagen als zu verdammen, und wir werden jenen süßen Trost schmekken, den die Unschuld gewährt. Die Unschuld, die den Unterdrückten glücklicher macht, als den Unterdrücker!“ —

Drittes Kapitel.

Die Schließerinn in St. Marcellin.

Es leuchtete dem Alexis aus dieser Unterredung sehr klärlich ein, daß der Signor Carlo Sciocco ein Narr sey, der seinen Kopf mit den seltsamsten Grillen und den unverträglichsten Ideen aus ganz verschiedenen Systemen angefüllt habe. In seinem Geschwätz war weder Methode noch Zusammenhang; der erste Satz ward immer durch den zweyten wieder aufgehoben, und die Gedanken lagen in seinem Gehirn so wild durch einander, daß auch nicht ein einziger die erforderliche Klarheit hatte. Allein dabey schien er doch ein gutes, unverdorbnes Herz zu haben. Er bat den Alexis so demüthig, ihn bey sich zu behalten, er versprach ihm so heilig, ihm im Glück und Unglück treu zu bleiben, und gemeinschaftlich mit ihm für ihren Unterhalt zu sorgen, daß unser junger Freund, so neu ihm auch die Erinnerung an Dumonts Verrätherey war, dennoch

sein Mißtrauen besiegte, und ihm seine Bitte gewährte. Und nun hatte er Gelegenheit den närrischen Kauz von Italiener ganz kennen zu lernen. „Santa Maria,“ rief er, und fiel, daß es plumpte, auf beyde Knie, „divina croce di Giesù! vi ringrazio! o braver, großmüthiger Cavaliere! Seyn Sie mein Freund, seyn Sie mein Herr! und ich will all' meine Leiden vergessen. Wenn Sie je in den heiligen Ehestand treten (ein Glück, das mein grausamer Vater mir geraubt hat), wenn Sie Vater werden, so will ich Ihre Kinder erziehen, sie auf meinen Armen tragen. O carissimi figliuoli: ich seh sie, sie strecken mir die Aermchen entgegen, sie nennen mich ihren guten Freund . . . ja, das will ich seyn, ich will euch lieben wie ein zärtlicher Vater. Mit euch und ihm zu leben wird mein ganzes Glück seyn.“

Diese tragisch-komische Herzenserleichterung lockte dem Alexis ein Lächeln ab. Sein Gefährte trieb das Spiel noch eine Weile fort: er erhob die Hände pathetisch gen Himmel, und machte die seltsamsten Grimassen. Endlich setzten sie ihren Weg

fort, und erblickten von der Höhe eines kleinen Hügels einen Trupp Reiter, der ihnen entgegen kam. Alexis fing an zu zittern, ohne zu wissen warum; allein Sciocco, der ein sehr scharfes Gesicht hatte, beruhigte ihn und versicherte, es sey die Marechaussee, von der sie beyde nichts zu fürchten hätten.

Unterdeß näherte sich der Trupp, den Sciocco nicht aus den Augen ließ. Auf einmal fing er an wie ein Besessener zu schreyen: „O Dio! was seh ich? Sie haben einen von den Räubern, aus deren Höle ich komme. Vor ein paar Tagen ist er arretirt worden. Gewiß kömmt er mit der Marechaussee den Aufenthalt seiner Spießgesellen zu entdecken . . . Signor, lassen Sie uns fliehen. Ich fürchte, er erkennt mich und . . .“

Alexis übersah nun mit einem Blick, in was für eine neue Verlegenheit er sich durch seine Unvorsichtigkeit gestürzt habe, und was für Gefahr ihm drohe. Er suchte mit seinem Gefährten unbemerkt von der Heerstraße wegzuschleichen, allein die Reiter, denen der Räuber den Sciocco ange-

geben hatte, sprengten herzu, erreichten sie, und nahmen sie im Namen des Königs in Verhaft.

Man denke sich, wie Alexis dabey zu Muthe war ... Er rief: ich bin unschuldig: aber die Diener der Gerechtigkeit waren unerbittlich. Man legte ihm und seinem Begleiter Ketten an. Der Räuber, der sie angegeben hatte, trieb noch sein Gespötte mit ihrem Schmerz. Sieh da, sagte er, Freund Sciocco! der angenehme Buffone der allerliebsten Gesellschaft! Du hast also einen Kameraden gefunden; .. das gute Kind hat sich gar zu früh aufs Handwerk gelegt! — Alexis, den der Schmerz tief danieder beugte, konnte kein Wort vorbringen. Thränen flossen von seinen Wangen, Seufzer drängten sich aus seiner Brust, seine Augen waren gen Himmel gerichtet, und schienen ihn anzuflehen, seine Unschuld an den Tag zu bringen. Sciocco haranguirte desto mehr: er betheuerte hoch und heilig, er und sein Herr seyen unschuldig. Er erzählte den grausamen Wächtern, die sich nicht die Mühe gaben ihn anzuhören, seine Geschichte, und bot

seine ganze Beredtsamkeit auf seinen jungen Herrn zu trösten. Caro mio maestro sagte er, wir wollen uns in unser Schicksal ergeben. Es ist der Wille des Himmels, es mußte wahrscheinlich so gehn.

Vier von den Reitern trennten sich nunmehr von den übrigen, die ihren Weg fortsetzten, und brachten unsre beyde Reisenden, ohne auf ihre Klagen zu hören, nach St. Marcellin, wo sie gegen Sonnen-Untergang ankamen.

Das Volk versammelte sich um sie. Hier bringen sie Räuber ein, hieß es, Banditen, die man im Chamboraner Wald gefangen hat. Sciocco mit seinem häßlichen Gesicht konnte recht gut für einen Räuber passiren: aber Alexis mit seiner sanften Miene, mit seinem offnen liebenswürdigen Anstand! Auch bedauerte ihn jedermann, vorzüglich die Weiber. Sie drängten sich um ihn, betrachteten ihn, und überhäuften ihn mit Fragen. Ganz leise flüsterten sie einander ins Ohr: ewig Schade! ein allerliebster Spitzbube!

Ohne weitere Umstände wurden sie nun ins Gefängniß gebracht, und man kündigte

ihnen die tröstliche Nachricht an, daß sie sich auf ein Verhör und die Folter gefaßt machen sollten.

Hier befand sich nun der arme Alexis, allein, in einem engen Kerker, und Sciocco nicht weit davon in einem ähnlichen. Hier lag der unglückliche junge Mann, der niedrigsten Verbrechen angeklagt, mit den verworfensten Bösewichtern in Eine Klasse gesetzt! Wodurch hat er dieß Loos verschuldet? Welch ein böser Dämon verfolgt ihn? Nicht oft noch darf ihm etwas ähnliches begegnen, oder er läßt sich verführen an die Prädestination zu glauben.

Hingestreckt auf eine Hand voll Stroh badete er sich in seinen Thränen, ging in Gedanken die ganze Geschichte seines Lebens durch, und klagte seinen Vater an, und Candor, und Sciocco, und selbst den Himmel! Den größten Theil der Nacht hatte er in dieser traurigen Lage zugebracht, als eine sanfte Stimme ihn aus seiner Verzweiflung riß, und einen milden Balsam in seine Seele goß. „Sind Sie hier, Alexis, rief sie .. ist dieß Ihr Kerker?“ — Ach, antwortete er, wer du

seyn magst, rette mich .. bringe meine Unschuld ans Licht ..

„Eine Frau, die Sie gesehn, die Ihre Jugend gerührt hat, kann Sie befreyen, wenn Sie versprechen erkenntlich zu seyn ...“

Ja, mein ganzes Leben, mein ganzes Leben hindurch ...

„Seyn Sie ruhig, und warten!“

Die Stimme schwieg. Alexis, der nun erst seiner Gedanken mächtig ward, war ungewiß, ob er die angebotene Freyheit annehmen sollte? Man wird mich für schuldig halten, wenn ich feiger Weise fliehe: man muß mich für schuldig halten ... O mein Gott, was soll ich anfangen? .. Gleichwohl, wenn ich in diesem schändlichen Kerker bleibe, wenn ich Gerechtigkeit von eingenommenen Richtern erwarte, die taub sind für die Stimme der Unschuld, unversöhnlich, grausam, wie alle Menschen, welch ein schreckliches Loos könnte mich treffen ... Ich schaudere bey dem Gedanken ... Thor, den das Urtheil der Menge rührt: fliehn will ich, fliehn ... Zwar die Frau ... was für

Gründe hat sie, mich zu befreyen, mich, den sie nicht kennt, der sie nicht interessiren kann . . Sollt' es nur eine Schlinge seyn? Darf ich trauen? . . Darf ich glauben, daß diese Hülfe von dir kömmt, Schützer der Unschuld? Ist es ein Engel, den du von den Stufen deines erhabenen Thrones einem Unglücklichen zusendest, dessen Herz und Gesinnung dir allein bekannt sind? Ja du bist's, gütiger Vater, du selbst = = Wie erfüllt diese süße Hoffnung mein Herz mit neuer Kraft! Ach, komme, komm mitleidiges Wesen, das der Himmel mir zum Besten rührte, komm, komm, und schenke mir die Freyheit wieder, das einzige Gut, nach dessen Besitz zu streben mir vergönnt ist!

Diese Empfindungen lös'ten sich in ein feuriges Gebet auf. Seine Seele war nun ganz ruhig, und erwartete geduldig den Engel des Trostes. Nicht lange, so hörte er sein Gefängniß öffnen. Eine junge, schöne, wohlgekleidete Frau, mit einer Blendlaterne, näherte sich ihm, ergriff ihn bey der Hand und sagte: „Kommen Sie, folgen Sie mir, junger

Mann . . . ich kann nicht glauben, daß Sie schuldig seyn sollten: mein Herz sträubt sich dagegen . . . Ach, wenn Sie wüßten, wie tief Sie es . . . gerührt haben! Doch, kommen Sie, hier ist keine Zeit zu verlieren.“

Großmüthigste aller Frauen, rief Alexis: mein Freund ist eben so unschuldig als ich . . Retten Sie ihn, und machen Sie mich doppelt glücklich. —

„Recht gern: ich kann es: aber, Alexis, erinnere Dich einst, was ich jetzt für Dich thue . . .“

Die mitleidige Retterinn öffnete das dranstoßende Gefängniß, und Alexis rief leise: Sciocco! Lieber Carlo, komm, man giebt uns die Freyheit . .

„Santa Maria! wer ist der Engel? . .“

Schweig, Unbesonnener, Du machst uns unglücklich! —

Alexis stopfte dem Italiener den Mund, zu verhüten, daß sein rasender Jubel nicht ihre Flucht verhindern möchte, und beyde folgten ihrer Retterinn, die sie mehrere Treppen hinauf in ein ganz artiges Zimmer führte, wo sie Platz nehmen mußten.

„Alexis, sagte sie, ich will Dich retten, und Dich auf Deiner Flucht begleiten. Vernimm nur zwey Worte. Ich bin die Frau des Gefängnißaufsehers. Mein Mann hat mich von jeher gehaßt, und auf das äußerste gemißhandelt. Ich sah Dich gestern. Du hast mich sonderbar . . . gerührt. Ich will einen Mann fliehen, den ich verabscheue: erlaube mir, daß ich einem folge, den ich . . ich bedaure . . und versprich mir, daß Du mich nie verlassen willst.“

Alexis war so betroffen, daß er nicht antworten konnte. Statt seiner nahm Sciocco, der von Freude und Entzükken überströmte, das Wort. „Wir, Sie verlassen, generosa donna! Wir? Nein, mein maestro und ich, wir schwören Ihnen, per la nostra vita, die vollkommenste Dankbarkeit, die . . .“

Gut, gut, sagte die Schließerinn, und stand hastig auf. Komm, Alexis, komm, Sciocco, ewige Freundschaft, und nun keinen Augenblick versäumt! !

Alexis hatte auf einmal allen Muth verloren. Die Frau, die ihren Mann

heimlich verließ, um ihm nachzuziehn, kam ihm höchst verächtlich vor, und nur die Größe der Gefahr, in der er sich befand, und die ihn in einer stummen Apathie erhielt, wehrte ihm, ihr seine Empfindungen zu äußern. Die Schließerinn nahm sein Schweigen für Furchtsamkeit, und begnügte sich an Sciocco's Betheurungen. Sie machte Anstalt zum Aufbruch. Alexis stand noch zitternd da, und bereute, daß er das Anerbieten angenommen. Er wünschte sich beynah zurück in seinen Kerker ... Indeß, der erste Schritt war geschehn, er hatte nicht Entschlossenheit gnug zurückzutreten. Er folgte seiner strafbaren Retterinn, in seine Betrachtungen vertieft, und taub für Scioccos Geschwätz, der ihm zuflüsterte: nun, caro amico, ist der Himmel nicht gerecht? Die Ordnung der Dinge war gestört, alles ist nun wieder im Gleise ... Welch ein unerwarteter, großer Glückswechsel!!

Die Flüchtlinge eilten eine heimliche Treppe herab, die sie in eine kleine Straße brachte. Hier erwartete sie ein Wagen. Sie stiegen ein, und fuhren mit solcher

Schnelligkeit davon, daß sie mit Tagesanbruch schon die Stadt und die alte Citadelle Montelimart vor sich sahen. Ohne sich aufzuhalten, fuhren sie durch die beyden kleinen Städte Dieu-le-fit, und setzten ihre Reise ununterbrochen Tag und Nacht fort, bis sie über Palu, Mornas, Orange und Courteron, Avignon erreichten, wo sie in einem Gasthof abstiegen, und sich vornahmen ein paar Stunden auszuruhen.

Unterwegs hatte die Schließerinn eine Menge Fragen an Alexis gethan, die er alle mit der größten Freymüthigkeit beantwortete. Sciocco überhob seinen Herrn der Mühe sich in Details einzulassen, die ihm langweilig gewesen wären, und erzählte selbst seiner Retterinn seine Abentheuer, und die Art und Weise, wie er unsern jungen Helden in dem Walde von Chamboran angetroffen habe. Die Dame fand wenig Behagen an seiner Erzählung, und bat den Alexis ihr die Geschichte seiner Unfälle mitzutheilen. Er that es, mit Uebergehung einiger Umstände, und verweilte vorzüglich bey seinem Aufenthalt im

Häuschen, und seiner Leidenschaft für das schöne Klärchen. Eine Leidenschaft, die, wie er sagte, nur mit seinem Leben ein Ende nehmen werde.

Dieses Geständniß überraschte die verliebte Dame sehr. Sie setzte mit den dringendsten Gründen in ihn, einer Leidenschaft zu entsagen, die doch aller Wahrscheinlichkeit nach nie das Ziel ihrer Wünsche erreichen werde. Da dieß nicht fruchten wollte, so nahm sie zu dem letzten Mittel ihre Zuflucht. Sie versicherte ihn in den feurigsten Ausdrücken der zärtlichsten Liebe. Alexis konnte seinen Unwillen nicht länger unterdrücken. Wie, sagte er, Sie sind verheirathet, und unterstehen sich? .

„Was willst Du? mein Freund. Ich bin mein Lebelang immer ein kleiner Wildfang gewesen. Mein Mann machte mir acht Tage über die Cour, ich war meiner Jungferschaft längst gram gewesen, und heirathete ihn. Nach vier Wochen hatte ich ihn schon so satt, daß ich von ihm ging. Einige Zeit drauf besuchte er mich in dem Kloster, in das ich mich begeben hatte,

und ich ging wieder zu ihm. Er führte sich nicht ganz so auf, wie ich wünschte, und so folgte ich vierzehn Tage darauf einem jungen, äußerst liebenswürdigen Manne, der mich leider in Paris, wo er mich hingeführt hatte, sitzen ließ. Da ich nichts beßres zu thun fand, so kehrte ich nach St. Marcellin zurück. Ich hatte die Güte, meinem Mann zu verzeihen, und er schätzte sich deshalb glücklich. Sechs lange Monate hatten wir nun wieder zusammen gelebt, und ich mußte tausend Kränkungen von ihm erdulden. Dieß war mehr als ich ertragen konnte. Sechs Monate mit einem Mann zu leben, den man haßt! — Ich sah Dich, Du gefielst mir, und — ich schenkte Dir die Freyheit.“

Welche Frechheit, dachte Alexis, dieß Weib fodert . . Nein, Madam, fuhr er laut fort, soll mein Herz der Preis des Dienstes seyn, den Sie mir geleistet haben, so sehe ich wohl, so werde ich undankbar seyn müssen. Sie sind berechtigt, Freundschaft, Erkenntlichkeit von mir zu fodern, aber nicht Liebe . .

„Meineidiger, denke an Deinen Schwur, denke an die Aufopferungen, die ich Deinethalben machte! Du mußt mich lieben, oder . . . ich nehme Dir das Leben . . “

Eine allerliebste Art, ein Herz zu gewinnen, fiel Sciocco ein. Per mio honore, das ist ein Drache von einem Weibe . .

„Du kennst mich nicht,“ fuhr die beleidigte Schöne fort, „ich bin zu allem fähig — — ich schwör' es, ich opfere Dich meiner Wuth auf, nicht wie eine Memme, mit Gift oder Dolch: nein, Spitze gegen Spitze! Wirst Du das Herz haben, Dich mit einer Frau zu messen? Wenn Du meine Liebe nicht vergelten willst, so wähle Degen, Pistolen, oder was für Waffen Du willst, und ich schlage mich mit Dir.“

Mein Gott, Madam, wo denken Sie hin . .

„Memme, Du zitterst! Wisse, daß ich eine mehr männliche als weibliche Erziehung genossen habe. Ich habe reiten, fechten lernen. Ich führe den Degen besser, als irgend ein Mann im ganzen Reiche . . ., aber nein, Alexis, schenke mir Dein Herz.

liebenswürdiger Junge, schenke mirs, und treibe mich nicht zur Verzweiflung..."

Alexis, der so betroffen als möglich war, vermochte nicht zu antworten. Sciocco mußte das Gespräch allein mit der unerschrockenen Amazone führen. Er versuchte, ihr durch philosophische Demonstrationen darzuthun, daß sie die Ordnung und das Gleichgewicht der Dinge in der Welt aufhebe und zerstöre: ein Weib müsse in den ihrem Geschlecht bestimmten Gränzen bleiben, und nur in ganz besondern Fällen, unter einer höchst ungewöhnlichen Prädestination sey es ihr vergönnt, auf freyem Kampfplatz wie ein stolzer Paladin ihren Strauß auszufechten.

Unter solchen Gesprächen und Dispüten fuhren unsere Flüchtlinge durch das Dauphiné in die Grafschaft Avignon, wo sie in einer der Vorstädte der Hauptstadt in einem Gasthof abstiegen.

Hier legte die verliebte und aufgebrachte Amazone dem Alexis nochmals die Wahl vor, ihre Liebe zu erwiedern, oder ein Kartel anzunehmen. Sciocco äußerte seine Bereitwilligkeit, sich für seinen Herrn

zu stellen. Nein, erwiederte die Megäre, nein Signor Italiano, ich schlage mich nur mit einem Mann . . .

So lustig dieser Auftritt an und für sich war, so unangenehm war er für Alexis. Wozu sollte er sich entschließen? Sich mit einem Weibe schlagen? Ihre Forderung gewähren? . . . Nein, mit Abscheu verwarf sein tugendhaftes Herz ein so schimpfliches Band. Den Tod hätte er der Liebe dieser niederträchtigen, verächtlichen Frau, deren ganzes Betragen ihn mit Abscheu erfüllte, vorgezogen.

Was wird er also thun? . . . Wir wollen ihm Zeit lassen, sich zu entschließen, und auf einen Augenblick zurück nach dem Häuschen kehren, in dem wir drey Personen, und vorzüglich eine für unsre Geschichte sehr interessante gelassen haben . . Klärchen, das unglückliche Klärchen, die in dem Augenblick, wo sie Licht über ihre Herkunft erhält, ihren Freund verliert, und gezwungen ist, mit dem Todfeind ihres Vaters zusammen zu leben. Wir wollen sie in ihrem Zimmer aufsuchen, und ihren Schmerz theilen!

Viertes Kapitel.

Eine Nacht im Walde.

Klärchen hatte ihren Geliebten sich entfernen sehn. Augen und Mund an das Gitter ihres Fensters gedrängt, sah sie die fatale Brücke, die sie vielleicht für ewig von ihrem lieben Alexis trennen wird, fallen und steigen ... Sie war allein, ganz dem Schmerz überlassen, und so bemeisterten sich Wuth und Verzweiflung bald ihres Herzens.

Ists möglich, rief sie, er flieht mich. Er flieht mich, den Dolch in das Herz meines Vaters zu bohren? Der Grausame! Doch nein, Candor ist der Barbar. Er fodert dieß schändliche Opfer: er giebt dem sanftesten, liebenswürdigsten aller Männer das Mordschwert in die Hand... Höllischer Plan! .. Der Verräther zog mich also nur darum auf, um mich einst seiner Wuth aufzuopfern, und die Beleidigung, die ihm mein Vater zugefügt, an mir zu rächen. Candor, ich liebte dich,

dich Dorancé haſſ' ich, verabſcheue ich. Candor iſt mein Wohlthäter, Dorancé mein tödtlichſter Feind . . Unglückliche, was für Läſterungen erkühnſt du dich gegen den großmüthigen Mann auszuſtoßen, der dir in deiner hülfloſen Lage ſeine Hand reichte, der, ſtatt dich als einen wilden Sprößling ſeiner Ehe von ſeinem Buſen zu ſtoßen, dir den ſüßen Tochternamen gab, ohnerachtet dein Vater an ihm zum Verräther ward, und das ganze Glück ſeines Lebens zertrümmerte! O Candor! ich weiß nicht, ſoll ich dich haſſen, oder lieben! Mein Herz, das von tauſend widerſtrebenden Gefühlen bewegt wird, liebt dich, wenn es deiner Wohlthaten ſich erinnert, und verabſcheut dich, wenn es an deine Grauſamkeiten denkt. Deine Grauſamkeit! ja ſie iſt unerhört. Du haſt Alexis Herz verdorben, menſchenfeindlicher Mann, warum ließeſt du ihm nicht ſeine Unſchuld, die ſchönſte ſeiner Tugenden . . Ach! er hat mich verlaſſen . . . verlaſſen, um weit weit von mir mich ganz unglück-lich zu machen. Ach, daß ich ſeinen Arm zurückhalten, daß ich dieſe furchtbare Woh-

nung verlassen könnte, wo alles Mord und Verbrechen athmet. — — Gott, welche schreckliche Zukunft enthüllt sich vor meinem Blick. Wenn Candor sieht, daß Alexis . . nicht wiederkehrt, wird er nicht mein Blut . . . wird er vielleicht nicht mich auf der Gruft seiner unglücklichen Familie als ein Sühnopfer bluten lassen? . . Wie kann ich diesem Unglück entgehen? Ich will dieß Haus, das mir einst so theuer war, verlassen . . Aber wie herauskommen?

Fest entschlossen, Candorn zu fliehen, und ihren Geliebten auf der ganzen Erde zu suchen, sann sie tausend Plane zur Flucht aus, aber alle gab sie als untauglich selbst wieder auf. Ein einziger trat in ihrer Seele auf, gefährlich, aber ausführbar.

Nachdem sie ihn von allen Seiten reiflich überlegt hatte, so fing sie mit großer Mühe an den Schließhaken des Schlosses an der Thüre auszuheben; sodann erwartete sie die Nacht, als die bequemste Zeit zur Ausführung. Den Tag über hatten sich Candor und Germain viel Mühe ge-

geben, sie zu trösten, und ihr zu beweisen, daß Alexis bald wiederkommen werde. Klärchen stellte sich, als machten ihre Vorstellungen einigen Eindruck auf sie. Den Abend kam Germain, wie gewöhnlich sie einzuschließen. Vergebene Mühe! Er drehte nur den Riegel des Schlosses, der ohne Widerhalt zu nichts diente.

Klärchen stieg die Treppe herab, und wartete bis die beyden Alten in die unterirdische Kapelle getreten waren. Sie erinnerte sich, daß Alexis aus einer Höle, deren Eingang im Wald liege, von Germain fast bis in das Innere des Tempels geführt worden. Die Nacht vorher hatte sie die Thüre, die zu diesem Souterrain führte, sehr genau beobachtet. Ihr Plan war, sich im Gewölbe zu verbergen, zu warten bis die Alten wieder heraus wären, und dann durch diese Thür zu entkommen.

Sie schlich sich demnach ganz leise in den Tempel, dessen Thüre Germain offen gelassen hatte, versteckte sich hinter einer Säule, und war Zeuge der traurigen Thorheiten, die Candor in Gesellschaft seines alten Dieners beging. Nachdem sie ihre

Klagen und Seufzer auf Adelheids Grabe geendigt hatten, so entfernten sie sich. So wie sie hinweg waren, eilte Klärchen nach der günstigen Thüre des Souterrains, öffnete sie (was von innen sehr leicht war), und ging tappend durch die Dunkelheit vorwärts. Furcht und Schrecken geboten ihr bald Stillstand.

In der That drohten ihr auch in einer dunkeln, unbekannten, nach unzählichen Krümmen sich schlängelnden Höle der Gefahren nicht wenig. Klärchen blieb stehen, und da sie nicht Muth genug hatte, den Weg auf diese Weise fortzusetzen, so sann sie auf ein Mittel, und es kam ihr ein so natürliches, daß sie sich wunderte nicht gleich darauf gefallen zu seyn, ehe sie sich in die Dunkelheit wagte. In der Kapelle brannte beständig über der Gruft eine Lampe. Klärchen ging zurück, in der Absicht sie zu holen. Aber plötzlich treten tausend Schreckensgestalten vor ihre Augen. Die tiefe Stille, die rings um ihr herrscht, der Gedanke an die Todten macht sie beben. Sie wich zurück, und sank auf die Stufen des Altars. Ihr war, als

breche

breche aus dem marmornen Gewölbe, das den Sarg bedeckte, eine Todtenstimme hervor. „O Mutter,“ rief sie, „bist du's, die zu mir spricht? . . . Sind dieß die Töne deines Schmerzes, meine unglückliche Mutter! . . . . . Sprich, was foderst du von mir? . . . . Erhebt sich dein heiliger Schatten gegen den Plan deiner unbesonnenen Tochter? . . . . Was ist dein Wille? . . . was soll ich thun?“

Klärchen athmete nicht mehr: ihr erstarrtes Herz stockte . . . Sie erblickte einen Degen mit Blut gefärbt und eine Rolle Papier . . . Es war das mörderische Eisen, das den Lebensfaden der unglücklichen Adelheid abschnitt, und auf dem Papier standen die Worte: . . „Lebe wohl, mein lieber Duverly; komme ja bald deiner zärtlichen Adelheid nach“ . . . Die Handschrift meiner strafbaren Mutter! Das Dokument ihrer Untreue! Ein trauriges und doch schätzbares Pfand! — Gewiß war Candor in dem Augenblick, wo er sie hinrichtete, ein Barbar; aber, was thut nicht Eifersucht und eine plötzlich

auflodernde Wuth? .. Ist er nicht mehr zu beklagen, als zu verdammen?

Diese Betrachtungen stellte Klärchen an, und schon reut es ihr, daß sie das Häuschen, ihren Wohlthäter und wahren Vater verlassen ... Sie legt den Degen und die Briefe wieder in die Urne, und ein Seitenblick veranlaßte eine neue Entdeckung. Etwas entfernter befand sich ein zweytes leeres Grab mit der Innschrift: „Unglückliche Familie, du sollst gerächt werden. Dieß Grab ist der Tochter meines Feindes bestimmt.“

So klar es war, das dieses Kenotaph schon damals errichtet worden, als das Häuschen gebaut ward, so erwachten doch Furcht und Besorgnisse von neuem bey ihr. Sie nahm die Briefe ihrer Mutter zu sich, bemächtigte sich der Todtenlampe, und eilte zitternd nach dem Souterrain zurück. Mit Hülfe des Lichts wanderte sie nun ohne Anstoß durch die weite Höle, und erreichte in kurzer Zeit das Ende derselben.

So wandert Klärchen, gleich einer neuen Hypermnestra, ihren Geliebten

suchend, allein durch die Finsternisse der Nacht. Sie erreicht endlich den Wald, und hat sich aus der schauerlichschönen Höle gefunden. Eine frohe Aufwallung erquickt sie: sie legt die Hand aufs Herz, es klopft stark. Hoffnung und Reiz der Freyheit schwellen es an.

Indeß bedeckte ein schwarzer Schleyer noch die ganze Natur, und eine schauervolle Stille herrschte durch den Wald, die durch nichts als das Säuseln des Zephyrs und das sanfte Zittern der Blätter unterbrochen ward. Das arme Mädchen, die weder Weg noch Steg kannte, zitterte beym leisesten Geräusch, das sie hörte. Sie fühlte, was für großen Gefahren sie in einem Wald voller Räuber und Abgründe ausgesetzt sey, und befürchtete mit Recht, daß ihre Lampe sie verrathen, und Leute mit bösen Absichten aus der Ferne zu ihr locken könne. Sie löschte sie also aus, legte sie von sich, und beschloß in die Höle zurückzugehn, und da den Anbruch des Tages zu erwarten. Sie war im Begriff umzuwenden, als weit aus der Ferne ihr ein Licht entgegenschimmerte, das sie vorher

bey dem Glanz des ihrigen nicht bemerkt hatte. Sie erschrack so, daß sie sich mit Mühe auf den Füßen halten konnte .... Das Licht näherte sich, und kam gerade auf sie zu .. Was soll sie anfangen? Fliehn? So kann man sie hören. Bleiben? So ist sie verloren. Was soll sie thun? ... Zum Glück verläßt sie ihre Gegenwart des Geistes nicht. An alle Arten körperlicher Uebungen gewöhnt, findet sie bald einen Ausweg. Sie erblickt einen dichtbelaubten Baum, dessen Zweige im Gipfel einen günstigen Sitz darbieten. Sie klimmt hinauf, verbirgt sich ganz ins Laub und erwartet ... Wir wollen sie in dieser Lage nicht verlassen. Sie wird Zeuge eines sonderbaren Zufalls werden, der ihr sehr zum Vortheil gereichen muß.

Zwey Männer nähern sich. Einer trägt eine Laterne, der andere ein kleines Paket, das ihm sehr schwer zu werden scheint. Nu, Fänger, sagte der eine, sind wir bald am rechten Orte! Da sind wir ja nah bey unsrer Höle, sollte sich denn kein Plätzchen finden, wo wir das Geld sicher unterbringen könnten? — „Ja,

Kopfab, ich dächt' auch, wir gingen nicht weiter. Lange könnt' ichs nicht mehr aushalten ... Glaubst Du nicht, daß zwey tausend Louisd'or verteufelt schwer sind?" — Komm, hier unter diesen Baum wollen wir uns setzen ... „Recht so .." Nu erzähl mir aber auch was von dem Mann, und wie Du es in aller Welt angefangen hast, ihm allein so viel Geld wegzukapern? — „Das sollst Du hören. Ich kam diesen Abend von der Kundschaft zurück, auf die der Alte mich ausgeschickt hatte, und da seh ich auf der Heerstraße einen gut berittnen Kavalier, der mit verhängtem Zügel hersprengt. Hinten hatte er ein Felleisen aufgepackt. Das machte mir den Mund wäßrig, ich fühlte mich von einem übernatürlichen Muth begeistert, und versteckte mich in der Absicht hinter einen Baum, vor dem er vorbey mußte. Im Augenblick, wo er mir gegenüber war, brannte ich eine Pistole los, die dem Pferd das Hirn einschlug. Es stürzte, und der Herr Kavalier drüber her. Ich sprang vor. Heh, Freund, sagte ich, hurtig gieb mir, was du in dem Felleisen hast.

„Barmherzigkeit, Herr Spitzbube, berauben Sie keinen Kollegen.“

Einen Kollegen, fragte ich ..

„Ja,“ erwiederte er. „Ich war Bankier: ich habe einen beträchtlichen Bankerutt gemacht. Ich habe mehr als 800,000 Livres in Papier, und 2000 Louisd'or baar bey mir. Ich versichere, bey meiner Ehre, daß ich sie gestohlen habe. Das muß Sie erweichen. Keine Krähe hackt der andern ein Aug aus. Haben Sie Mitleid mit einem Mann vom Metier.“ Ich mußte über diese närrische Forderung herzlich lachen. „Herr Bankier,“ sagte ich, „danken Sie dem Himmel, daß Sie, wie ich, ein Spitzbube sind. Wären Sie ein sogenannter ehrlicher Mann, ich hätte Ihnen eine Kugel durch den Kopf gejagt. So aber ehre ich meinen Kameraden in Ihnen. Gleichwohl ist es billig, daß ich auch einen Theil an Ihrem Glück nehme, geben Sie mir das baare Geld und behalten Sie die Papiere.“ O Himmel, schrie der Kerl, die ganze Summe, das ist zu viel... „Was wollen Sie,“ versetzte ich: „Sie unterstehen sich, meinen billigen

Vorschlag . . " Da der Monsieur sah, daß ich ihm die Pistole auf die Brust setzte, so begann er gar emsig das Ränzel aufzuschnüren, und mir die zweytausend Louisd'or auszuliefern. Zufrieden mit seiner Willfährigkeit verließ ich ihn, nachdem ich ihm vorher auf seine Bitte das Signal gegeben hatte. Er dankte mir aufrichtig, und setzte seinen Weg zu Fuße fort . . . Ich hielt's nicht für erlaubt ihm mehr abzunehmen? Meinst Du nicht auch? Man muß leben und leben lassen, und den Leuten zeigen, daß da am meisten Großmuth und Ehrgefühl ist, wo sie's am wenigsten suchen. — „Du hast recht." — Wie Du mir begegnetest und mich fragtest, was ich da trüge, lieber Kopfab, so hab' ich Dir alles gestanden, allein das Geheimniß muß zwischen uns beyden bleiben. Warum sollten wir das Geld mit unsern Kameraden theilen? Haben sie das geringste bey der ganzen Sache gethan? nichts! Laß uns hier das Geld einscharren, und dann zurück in die Höle. Im Nothfall wissen wir, wo wir zu suchen haben. — — „Brav, Her=

zensbrüderchen, edler Junge, bravo! Nu, aber wohin damit?“ — Wohin? Wir grabens unter einem Baume ein, und machen ein kenntliches Zeichen dran. „Halt! weißt Du Dich hier auch recht zu finden?“ — Blindlings! Dieser Dornstrauch liegt zwischen vier Straßen, hart am Wege nach Mongrison, hier ist der Fußsteig, der nach dem Häuschen des alten Narren führt. „Ja, da erinnerst Du mich an etwas. Man sagt, er habe eine allerliebste Tochter . . .“ Wer kann das wissen? Es kommt ja niemand hinein noch heraus. — — „Sollt' es denn gar nicht möglich seyn, hineinzukommen, und ein bischen aufzuräumen . . .“ Das würde sich auch der Mühe lohnen! Der Alte lebt wie ein Einsiedler, und wenn die Mauern und der Graben nicht wäre — — „Also eine vollkommene Festung?“ — Eine regulaire Festung. Nein, damit ist nichts. Doch wieder auf unser Schäfchen zu kommen. Wir haben keine Zeit zu verlieren, es ist schon spät, und die Herren möchten Ombrage schöpfen, wenn wir zu lange wegbleiben. — „Frisch

ans Werk! Sieh, da ist ein schöner Baum, dem wollen wir unsern Schatz anvertrauen."

Die saubern Herren hieben und brachen nunmehr einen Zweig von dem Baume, auf dem das arme Klärchen am ganzen Leibe zitterte. Aus diesem Zweig machten sie eine Art von Spaten, mit dem sie ein ziemlich tiefes Loch gruben. Da es fertig und ausgeräumt war, so legten sie den ledernen Sack hinein, machten vier bis fünf Einschnitte in den Baum, und begaben sich sodann hinweg, nachdem sie den Platz und die ganze Gegend umher aufmerksam betrachtet hatten.

Klärchen hatte während der Unterredung und dem Geschäft der beyden Gauner in der größten Angst geschwebt, entdeckt zu werden. Besonders übel ward ihr zu Muthe, als sie zufällig auf ihre eben erst verlassene Wohnung zu sprechen kamen. Sie fürchtete, sie möchten sie sehen, oder ahnden: denn das konnte sie sich selbst sagen, wäre sie einmal entdeckt worden, so würde man, trotz ihrer männlichen Kleidung, ihr Geschlecht an ihren

Zügen und ihrer Sprache ohnfehlbar errathen haben. Zum Glück gingen sie endlich, und Klärchen verfolgte sie mit dem Blick, so weit die Beschaffenheit des Terrains es erlaubte. Aeußerst vergnügt stieg sie nunmehr vom Baum herab. In diesem Augenblick fühlte sie zum erstenmal das Bedürfniß, bey der unsteten Lebensart, die sie zu führen gesonnen war, Geld in Händen zu haben, uud sie beschloß selbst die Räuber zu berauben, die einen andern Räuber beraubt hatten. Dieß kann kein Verbrechen seyn, sagte sie. Dieses Geld gehört mir mit so vielem Rechte als seinem ersten und zweyten Besitzer.... O Schicksal, ich danke dir: ja ich fange an zu glauben, daß der Himmel selbst meine Plane begünstige.

Mit demselben Zweig, der den Schatz zu vergraben gedient hatte, grub ihn Klärchen wieder aus. Das Gewicht dieser kostbaren Last beschwerte sie sehr; allein Noth macht erfinderisch, und so gerieth sie auf den Einfall die Bürde durch Vertheilung zu erleichtern. Sie verwahrte demnach einen Theil in ihren Schuhen, einen an-

dern in ihrem Busen, und jede Tasche bekam etwas davon. So beladen trat sie ihren Weg an. Jetzt wußte sie auch, wohin sie sich wenden mußte: die Reden der Räuber hatten sie zurecht gewiesen. Der Eindruck, den ein so sonderbares und glückliches Abentheuer auf einen jungen feurigen Geist machen mußte, ist leicht zu begreifen. Sie beschäftigte sich nunmehr nur mit angenehmen Ideen, und der Hoffnung, ihren geliebten Alexis irgendwo anzutreffen.

Fünftes Kapitel.

Pater Stephan, der Kapuziner.

Die Nacht begann allmählig ihren Schleyer wegzulegen, und Aurora, die sie von den Thoren des Morgens her verfolgte, kündigte den Gott an, dessen Vorläuferinn sie ist. Alles erwachte, alles in der Natur bekam neues Leben. Von allen Seiten hörte man die ersten Gesänge der Vögel, die sich um die Wette beeiferten, die Rückkehr des Tages zu feyern, und die Dämmerung verstattete schon die Gegenstände zu unterscheiden.

Klärchen war so gut wie überzeugt, ihr Geliebter müsse nach Valence gegangen seyn, und von da seinen Weg nach Paris genommen haben, um da seinen Vater oder seinen alten Freund Dumont aufzusuchen. Guten Muths wanderte sie demnach auf St. Marcellin zu, von wo sie nach Valence gehen, und von ihrem Alexis Erkundigung einziehn wollte. Unterwegs stieß ihr nichts Unangenehmes auf,

sie erreichte in der Frühe St. Marcellin, und kehrte im ersten Gasthof ein. Die ganze Stadt war in Bewegung, man sprach von nichts, als der nächtlichen Entweichung der Frau des Schließers mit zwey Räubern. Klärchen hört diese Neuigkeit ohne die mindeste Aufmerksamkeit an. Hingegen frug sie jedermann, ob man nicht einen gewissen Alexis, der hier durchgegangen, gesehen habe ... Alexis, gab man zur Antwort, Alexis; ey ja, so hieß eben einer von den beyden Räubern .... Ein junger Mensch, von dem und dem Alter, der so und so aussieht, nicht wahr? ..... Richtig, richtig! die Frau des Schließers hat sich in ihn verliebt, und sie sind zusammen durchgegangen.

Ein Donnerschlag hätte das arme Klärchen nicht mehr betäuben können ... Sie sank halb ohnmächtig nieder. Die Wirthinn, von der sie diese Umstände erfuhr, brachte sie wieder zu sich ... Mein lieber Herr, wie es scheint, so kennen Sie diesen Alexis. Wenn das ist, so retten Sie sich, mein Kind, retten Sie sich .. Man könnte Sie in Verhaft nehmen und

Ihnen vielen Verdruß machen ... Ja, ich will mich retten, Madam, ja ich will gehen, aber nicht um mich der ungerechten Verfolgung der Justiz zu entziehen; nein, sondern um aus dem fatalen Ort zu kommen, in dem mein Freund mich verrathen ... auf das grausamste gekränkt hat ...

Die Wirthinn konnte aus diesen Reden nicht klug werden. Klärchen mochte sich nicht weiter auslassen, und verließ auf der Stelle St. Marcellin, wo alles, was sie hörte, sie mit Erstaunen, Unwillen und Abscheu erfüllte. Sie schlug den Weg ein, der aus dieser Stadt nach Auberive führt, und wiederholte bey sich alle Umstände der Erzählung, die sie vernommen hatte ... Alexis, als Räuber verhaftet ... großer Gott! ist's denkbar? ... Ganz gewiß hat man ihn mit einem andern verwechselt; aber daß er mit einer andern Frau entflohen, daß er der wilden Leidenschaft der Schließerinn, die er nur ein paar Augenblicke gesehn haben konnte, nachgegeben, das setzte sie in Erstaunen, das zerriß ihr Herz ... Er ist fort, sagte sie sich, er hat sich mit ihr geflüchtet. Der Verräther!

wie konnte er sein Klärchen so bald vergessen? Und ich Thörinn laufe ihm nach . . entsage seinethalben allen meinen Pflichten, setze mich allen Gefahren aus, um ihn wiederzufinden, und ihm Beweise meiner Zärtlichkeit zu geben . . . der Treulose! . . . Doch, laß es seyn: ich will ihm entsagen, ich will ihn vergessen . . . wenn es möglich ist. Ich will einen Winkel der Erde suchen, wo ich fern von Alexis, fern von dem mir sonst so theuern Aufenthalt mein trauriges Leben verschmachten kann . . .

Der festen Ueberzeugung ohnerachtet, daß Alexis treulos gegen sie gehandelt, nahm sie sich doch vor nach Paris zu gehen, wo sie ihren flatterhaften Liebhaber mit seiner neuen Geliebten am ersten anzutreffen vermuthete. Hier wollte sie ihn aufsuchen, ihn mit Vorwürfen überhäufen. Schon sucht sie in allen Winkeln ihres Gedächtnisses nach kränkenden Beynamen, die sie ihm geben will, aber nur wenige sind ihr kräftig und ausdrucksvoll genug. Abwechselnd geht sie von Wuth zu Liebe, und von Liebe zu Wuth über.

Mit Ende des Tages erreichte sie den kleinen Flecken Auberive, wo sie die Nacht zubrachte. Es würde uns zu weit führen, wenn wir alle Betrachtungen wiederholen wollten, die sie diese Nacht über anstellte, eine hundertmal schrecklichere Nacht, als die vorige, die sie im Walde zugebracht hatte. Mit Anbruch des Tages setzte sie den Weg fort, und schlief die folgende Nacht in Vienne. Mit Sonnenaufgang erwachte sie zwar nach ihrer Gewohnheit und wollte ihre Wanderschaft fortsetzen, sie fand sich aber so erschöpft, daß sie eine Stunde über St. Symphorien d'Ozon Halt machen mußte.

Sie ging mit ihrem kleinen Päckchen auf dem Rücken in eine Art von Einsiedeley, die sie rechter Hand etwas seitab fand. Dieß war eine Kapelle, die von drey Kapuzinern besorgt wird, die so arm sind, daß sie von Zeit zu Zeit mit ihrer Glocke ein Signal geben müssen, das die mildthätigen Seelen unter den Einwohnern von St. Fond auffordert, die Diener des Altars vor dem Hungertod zu retten.

Klärchen trat in die Kapelle, und ließ sich auf die Kniee nieder. Es ward eben eine Messe gelesen. Sie hörte mit der größten Andacht zu, und richtete die feurigsten Gebete an den Himmel. Bald aber störte die Erinnerung an ihr Unglück diese fromme Rührung. Sie seufzte, und ließ ihren Augen ein paar Thränen entschlüpfen.

Eine Dame von einem gewissen Alter, deren Anzug Wohlstand verrieth, näherte sich ihr: „Lieber Gott, Er weint, mein junger Freund? Was fehlt Ihm denn? ist Ihm ein Unglück begegnet? Hat Er ein Verbrechen begangen, das Ihm nun so schwer auf dem Herzen liegt?“

Ja, Madam, ich habe ein ... ein sehr großes Verbrechen begangen ...

„Gott! in seinem Alter! Doch, mein kleiner Freund, keinem Sünder ist die Gnadenthür verschlossen. Wer seine Sünde bekennt und Buße thut, dem wird verziehen. Benutz Er diesen Augenblick, in dem Gott seine Seele gerührt hat. Hier ist mein Beichtvater, Pater Stephan, ein rechtschaffener, tugendhafter Mann. Oeffne

Er ihm sein Herz, bekenne Er ihm seine Fehler, und er wird Ihn durch die heilige Absolution mit dem allmächtigen Gott, den Er beleidigt hat, aussöhnen.“

Sie kommen meinen Wünschen zuvor, Madam; wo ist dieser Pater Stephan? Ich fühle ein Bedürfniß mein Herz in seinen Busen auszuschütten ...

„Ist es sein Ernst! wie glücklich bin ich ... gütiger Gott! .. Er soll gleich kommen, wart' Er nur einen Augenblick ... So hab ich wirklich das Verdienst, einen Sünder auf den Weg der Buße gebracht zu haben? ... Ach, wie gut war's, daß ich heut herkam: es war, als wenn mir's jemand sagte ... Wart' Er, mein Sohn, bleib' Er hier ....“

Die gute Frau brummte dieß halb laut zwischen den Zähnen, ging und kam nach einer Viertelstunde mit einem Kapuziner von dreißig Jahren ohngefähr, der groß, wohlgebaut und von einnehmender Physiognomie war, zurück ... Doch, die Leser werden gleich hören, daß der ehrwürdige Vater und seine Beichttochter nicht so heilig waren, als sie sich vielleicht einbilden mögen.

Pater Stephan und die Dame schienen sich an unserm jungen Wandrer nicht satt sehen zu können. Die Alte faßte ihn mit der Hand am Kinn: „Getrost, mein Herzchen, hübsch aufrichtig, nichts verschwiegen: die Wahrheit hat keinen noch gereut .... Pater Stephan, Sie erzeigen mir auf diesen Mittag die Ehre, nicht wahr .. und bringen mir das gute Kind mit? ... Du kannst doch heut nicht weiter gehn, mein Schäfchen: Du mußt diesen ganzen Tag der Erholung und dem Gebet widmen ... Ich will gleich gehen, und Euch nicht länger abhalten .. Aber ein artiges Kind ist es doch ... Welcher Schade, wenn ein so liebenswürdiges Schäfchen sich von der Heerde der Gläubigen verirrt hätte! Ich bin so glücklich gewesen, es dem Hirten wieder zu bringen. Ein gutes Werk, wie sie in dieser letzten Zeit nur selten glücken. Fürwahr ein höchst glücklicher Tag .. Nu macht Eure Sachen, ich halt' Euch nicht länger auf, ich gehe. Ohne Abschied zu nehmen: Ihr kommt dann gleich zu mir: ich erwarte Euch. (sie sieht sich im Gehn noch einmal

um) Ein interessanter, ein allerliebster junger Mensch ...“

Klärchen geht mit dem Pater bey Seite, und gesteht ihm ohne Umschweife, daß sie ein Mädchen ist ... „Ein Mädchen!“ ruft der gute Beichtvater, und sieht ihr noch einmal so scharf ins Gesicht, „ein Mädchen! Und wie ist ihr Name?“ — Klärchen — „Ein artiger Name .. Beichten Sie weiter ..“

Das arglose Mädchen beichtete alles; sie erzählte die Geschichte ihrer Erziehung, ihrer Flucht und die Verrätherey ihres jungen Freundes ... Der Pater führte sie nun aus der Kirche, um sie mit zu der alten Dame zu nehmen, und gab ihr unterwegs die besten Rathschläge.

„Mein Kind,“ sagte er, „Sie müssen diesen jungen Flüchtling aus Ihrem Herzen reißen, Sie dürfen gar nicht an ihn denken ... Ein so liebenswürdiges Mädchen verdient einen treuern, zärtlichern Liebhaber .... Wie ist's aber? haben Sie einen bestimmten Plan? oder ziehen Sie aufs Gerathewohl umher? ....“ — — Jeder Aufenthalt ist mir vollkommen

gleichgültig . . . . „Wenn das ist, so bleiben Sie eine Weile hier. Die Frau Baronesse d'Yrace (so heißt die Dame, die mich zu Ihnen gewiesen hat und zu der wir gehen) hat ein sehr gutes Herz und ist sehr theilnehmend. Sie wird sich die größte Freude machen, Sie bey sich aufzunehmen. Bleiben Sie hier . . . vor allen Dingen aber sagen Sie ihr nicht, daß Sie ein verkleidetes Frauenzimmer sind . . . Im Punkt des Wohlstands ist sie sehr streng und bedenklich: dazu kommen gewisse Vorurtheile . . . Sie würden sich durch ein solches Geständniß auf alle Fälle bey ihr Schaden thun . . . . Kurz, wenn mein Alter, wenn mein Stand mir einige Ansprüche auf Ihr Vertrauen geben, so folgen Sie dem Rath eines Freundes . . . eines zärtlichen Freundes . . . . den Ihr Unglück auf das heftigste gerührt hat . . .“

Klärchen versprach ihm, sich der Baronesse nicht zu erkennen zu geben, und so erreichten sie unter anhaltendem Gespräch das Schloß derselben, das einen Büchsenschuß jenseits des Flecken St. Fond lag.

Die Baronesse stand an der Thüre, und erwartete sie mit der größten Ungeduld. „Da kömmt es endlich, das liebe Kind!.. Nu, ehrwürdiger Vater, haben Sie seine Seele recht von dem Sündenschlamm gereinigt? Ist sie wieder so weiß wie Lilien, so wohlriechend wie Rosen worden? . . Aber, wonach ich mich noch nicht erkundigt habe: wie heißt Du denn, mein lieber Sohn?“

Diese unerwartete Frage setzte Klärchen in nicht geringe Verlegenheit: statt ihrer antwortete Pater Stephan: Er heißt... Alexis. Der arme Waise hat weder Aeltern noch Verwandte, und so habe ich ihm vorgeschlagen, eine Weile bey Ihnen zu bleiben, gnädige Frau, wenn Sie ihm ein Plätzchen in Ihrem Schlosse gönnen wollen . . . „Recht gern: er erzeigt mir dadurch ein wahres Vergnügen . . . . wie blöde er ist . . . er wagt es nicht, mich anzusehen . . . Pfuy, Monsieur Alexis, so schlag Er doch die Augenlieder auf, daß man seine schönen blauen Augen sehen kann . . . so . . . Er sieht natürlich aus wie ein Cherubim, wie ein Auserwähl-

ter! . . . Ach, Pater Stephan, was für ein sonderbarer Reiz liegt doch in der Jugend . . ." Hier faßte die Baronesse Klärchen bey der Hand, und zeigte ihr, in Erwartung der Tafelzeit, ihren Park, ihr Schloß, und das Apartement, das sie ihr bestimmte. „Hier kannst Du bleiben, so lang Dirs gefällt, mein Herzchen: Dein ganzes Lebelang! Ich für meinen Theil werde alles thun, was in meinen Kräften steht, Dir diesen Aufenthalt angenehm zu machen. Nur wenn Du ein Liebhaber von Geräusch und großen Gesellschaften bist, so findest Du deine Rechnung nicht bey mir. Ich sehe schlechterdings niemand als Pater Stephan, er ist mein vertrauter Freund, und wir haben uns so jung gekannt . . . . Er ist ein gesetzter, nachdenklicher Mann, der einen guten Rath geben kann. Seine Unterhaltung wird sehr lehrreich für Dich seyn . . . ." Ja, Madam, versetzte der Pater, ich werde mein möglichstes thun, ihn zu zerstreuen. Doch will ich nicht hoffen, daß Sie ihn ganz den Tag wie einen Gefangenen verschließen werden? Hoffentlich werden Sie

ihn dann und wann zu mir schicken? Nicht wahr? Wir haben bey unsrer Klause einen herrlichen Teich, in dem man gute Fische fängt, ich will ihm diesen Zeitvertreib verschaffen: auch meine Bibliothek ist ansehnlich genug: da wollen wir in meiner kleinen Zelle zusammen lesen, meditiren ... Was sagst Du dazu, Alexis? ..

Das naive, unschuldige Mädchen ahndet nicht das mindeste von den Gefahren einer solchen Verbindung, sie ward wieder etwas heiter, und antwortete dem Pater und der Baronesse mit einer offenen Zuversicht, die sie entzückt, und ihnen eine ewige Dankbarkeit verspricht, wenn sie sie in ihrem Unglück trösten wollen.

Armes Schäfchen (den Ausdruck des alten adlichen Drachen zu brauchen), in welchem gefährlichen Walde hast du dich verirrt! was für Wölfen bist du in die Klauen gefallen! .. Bald wirst du die traurige Erfahrung machen, daß die Tartüffe und die falschen Betschwestern, deren es in der Welt so viel giebt, die falschesten, hinterlistigsten, grausamsten Geschöpfe sind. Sie sind hitzig, gewaltthätig, rachsüchtig,

und fallen mit größerer Gier auf ihre Beute. Ihre Leidenschaften sind desto heftiger, je verschlossener sie sind, und von dem Mantel der Heucheley und Religion bedeckt werden . . Der Religion? Ist es möglich, daß Menschen die heiligste, die erhabenste aller Pflichten so mißbrauchen, so ihr Gespött mit treiben können? Ist es möglich, daß Menschen Gesetze übertreten, die sie so gut kennen? Der Scheinfromme, der ohne Unterlaß die heilsamsten Lebensregeln, die erleuchtetsten Vorschriften der Weisheit und Tugend liest, glaubt sie entweder nicht, oder spottet ihrer. In beyden Fällen ist er weit strafbarer, als der aus Unwissenheit und Dunkelheit Irrende, der diese Lehren nicht kennt. Jener kann wenigstens mit der Zeit auf einen bessern Weg kommen, dieser niemals. Ja von allen Lastern, die das Herz der Menschen vergiften und die Gesellschaft untergraben, ist keins schändlicher, keins gefährlicher, keins einer wahren Besserung unfähiger, als die Heucheley.

Die Baronesse führte Klärchen aufs Schloß zurück. Die Tafel ward servirt,

und der junge Pilger erhielt seinen Platz zwischen der Alten und dem Pater. Beyde hatten tausend kleine Attentionen für ihn, beyde fühlten gleich starkes, wenn schon auf verschiedene Art erwecktes Interesse für ihn.

Der Tag verging unter angenehmen und friedlichen Gesprächen. Den Abend mußte Pater Stephan nach der Einsiedeley zurück. Es kostete ihm große Ueberwindung aufzubrechen, doch mußte ihm Klärchen vorher heilig versprechen, ihn den folgenden Morgen in seiner Zelle zu besuchen. Ihre Kleidung verstattete dieß.

Die Baronesse, die nun allein mit dem vorgeblichen Alexis war, that tausend Fragen an ihn, die er so gut, als ihm möglich war, beantwortete. Denn, wie man denken kann, so kostete es ihm viel Mühe, die Wahrheit zu verstecken, und wenn der Pater beym Abschied sein Verbot, von dem sie übrigens keinen Grund errathen konnte, nicht erneuert hätte, so würde sie schwerlich die wahre Lage der Sachen verschwiegen, und sich einen Namen haben gefallen lassen, der sie ohne

Unterlaß an ihren Freund und seine Treulosigkeit erinnerte.

Am folgenden Morgen besuchte Klärchen den Pater Stephan, der sie mit Ungeduld erwartete. Er erkühnte sich, ihr die Hand zu drücken, und ein paar Worte von der außerordentlichen Zärtlichkeit, die er für sie empfände, fallen zu lassen. Klärchen, die aus alle dem noch nichts Arges schöpfte, verließ ihn durchdrungen von Achtung und Dankbarkeit. Sie ging nach dem Schloß zurück, wo die Baronesse fast eben die Reden führte, nur etwas deutlicher und ungeschickter. Sie fragte, ob sie niemals einen Liebeshandel gehabt? Klärchen, die diese Frage stutzig machte, antwortete mit Nein! Sie konnte es, ohne zu lügen. Bey diesem Wort legte die Baronesse alle Zurückhaltung ab. Sie seufzte, grimassirte, umarmte sie, und schwatzte viel von dem Glück, das zwey Seelen, die für einander geschaffen wären, in einem so angenehmen Aufenthalt, als der ihrige wäre, genießen müßten. Die alte Närrinn äußerte ihre Leidenschaft so ganz unverhohlen, daß Klärchen es bey aller ihrer Unschuld be-

merkte, und unruhig darüber ward. Zwanzigmal stand sie auf dem Punkt, sich für das zu erkennen zu geben, was sie war: immer aber fiel ihr der Befehl des Pater Stephan ein, und sie beschloß in dieser kitzlichen Lage ihn vorher noch einmal zu Rathe zu ziehn.

Den Tag drauf ging sie zu ihm und erzählte ihm alles. Der Pater, der nicht erwartet hatte, daß die Alte die verliebte Raserey so weit treiben würde, und der seine Plane auf Klärchen gern ausführen wollte, ohne sich eine Blöße zu geben, verbot ihr dringender als jemals, ihr Geschlecht zu verrathen, und schärfte ihr mit vielen Gründen ein, den Vorschlägen der Baronesse den lebhaftesten Widerstand entgegen zu setzen. Er kam dann auf seine Gefühle zu sprechen, und suchte sich verständlicher zu machen. Diese Liebeserklärung machte Klärchen noch betroffener als jene, und sie kehrte in größter Unruhe nach dem Schlosse zurück. Mein Gott, sagte sie, was bedeutet das nur? . . . Von allen Seiten werde ich bestürmt . . Lieber Himmel, was hab' ich nur an mir, das

allen Leuten, die sich mir nähern, den Kopf verdreht?

Noch nie war die Baronesse so dringend gewesen, als heute. Der Pater, der Mittags zu Tische kam, nahm Klärchen nach aufgehobener Tafel bey Seite, und erklärte seine Absichten vollends ganz deutlich . . . So ward das arme Kind von beyden Heuchlern gequält. „Sieh,“ sagte die Alte zu ihm, „sieh, mein süßer Freund, wie glücklich können wir in diesem einsamen Schlosse leben, wenn Du meine Liebe nicht unbelohnt lassen willst . . .“ Sieh, flüsterte das geistliche Weltkind ihr heimlich zu, sieh, meine süße Freundinn, wie bequem wir die Freuden der Liebe in meiner Zelle genießen können! — Vergebens setzte das sittsame Mädchen ihm sein Gelübde, ihr ihren Stand entgegen, beyde wußten alle Schwierigkeiten mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit zu heben, und unvermerkt Eingang in das Herz des liebenswürdigen Mädchens zu gewinnen, die vielleicht ihre Unschuld eingebüßt haben würde, wenn sie nicht den klugen Entschluß gefaßt hätte, diese gefährliche Frey-

statt zu fliehen, und sich dieser verhaßten Tyranney zu entziehen.

Doch beging sie die Unbedachtsamkeit, dem Pater Stephan diesen Plan mitzutheilen. „Ich sehe,“ sagte sie, „daß mein Aufenthalt hier den süßen Frieden gestört hat, in dem Sie vorher lebten. Ich bin entschlossen, Ihnen denselben wieder zu geben, und durch eine schnelle Flucht mich für ewig von dieser Gegend zu entfernen.“

Dieß Geständniß überraschte den Kapuziner so, daß er ein paar Augenblicke stumm da stand: endlich erholte er sich von seinem Erstaunen, und stellte sich, als billige er ihren Plan. „Ja, meine Tochter,“ sagte er ihr, „ja, Sie haben Recht: Ihre Jugend, Ihre Reize hatten einen zu tiefen Eindruck auf mich gemacht, Sie hatten mich ganz von meiner Pflicht entfernt. Stillen Sie den Tumult, den Sie erregt haben, fliehen Sie, auf daß ich Sie vergesse . . . wenn es möglich ist... Aber hüten Sie sich wohl, ein Wort von Ihrem Vorhaben gegen die Baronesse fallen zu lassen. Ich kenne keine hitzigere, hart-

näckigere Frau: sie läßt nichts fahren, was sie einmal hat, und wer weiß, zu was für gewaltthätigen Mitteln sie schreiten würde ... Gleich nach dem Essen, wenn sie ihren gewöhnlichen Mittagsschlaf hält, nehmen Sie Ihr kleines Päkchen zu sich, und machen Sie sich auf den Weg: verlieren Sie sich aber nicht von der Hauptstraße, die nach Lyon führt. Sie haben höchstens noch zwey kleine Stunden bis dahin. Vor Nachts können Sie's noch erreichen. In Lyon können Sie dann Post nehmen, und den Weg wählen, der Ihnen der beste zu seyn scheint ... Leben Sie wohl, mein liebes Klärchen ... Sie sehen, daß ich mich in die Nothwendigkeit zu fügen weiß ... die Baronesse würde so vernünftig nicht seyn. Leben Sie wohl .. Ach! wie schwer wird mirs, mich von Ihnen zu trennen ....“

Klärchen war äußerst vergnügt, daß der Pater Stephan versprach, ihrem Plan nichts in den Weg zu legen; sie eilte nach dem Schloß zurück, und speißte ruhig mit der Baronesse. Nach Tische legte sich diese, wie gewöhnlich, auf ein Ruhebett, ihr

Mittagsschläfchen zu machen. So bald Klärchen bemerkte, daß sie eingeschlummert war, so schlich sie sich, ihre wenigen Habseligkeiten unterm Arm, leise davon. Sie betrat ganz sorgenlos die Lyoner Heerstraße, ging durch St. Fonds, und kam sodann auf eine reizende Wiese, wo sie ein paar Augenblicke ausruhte, und mit sich selbst zu Rathe ging: was in ihrer jetzigen Lage am besten für sie zu thun sey? Sie war fest überzeugt, daß man ihr nicht nachsetzen werde. Die Baronesse, sagte sie, wird mich, wenn sie hört, daß ich fort bin, einen Undankbaren schelten, aber gewiß sich nicht einfallen lassen, mir nachzulaufen: übrigens bin ich ja fast unter den Thoren von Lyon . . . Ich sehe sie ja schon von hier aus, die schöne Stadt, wo ich bis morgen sicher bleiben kann, und dann . . . dann . . . ja, was werd' ich dann anfangen?

Die Sonne neigte sich zum Untergang: eine sanfte Frische herrschte in der Luft, die Erde öffnete ihren Schooß, den reinen Thau aufzunehmen, und die Blumen versendeten aus ihren Kelchen tausend

Wohl-

Wohlgerüche. Klärchen saß auf einer kleinen Anhöhe, den Kopf auf einen Arm gestützt, und sann, und hörte nicht das Geräusch eines nahenden Wagen, bis er vor ihr still hielt, und sie aus ihrem wachenden Traume weckte. Ein Mann stieg heraus, ein schwarz gekleideter Mann . . . Pater Stephan ists, er selbst. Er nähert sich dem erschrocknen, errötenden Mädchen. „Klärchen," sagte er, „hier siehst Du, was die Liebe vermag . . . Ich konnte der brennenden Begierde Dir zu folgen, Dir durch die ganze Welt zu folgen, nicht widerstehen . . . Ich habe meine Kutte abgeworfen . . . Wen Du vor Dir siehst, ist nicht mehr Pater Stephan, es ist ein Mann, den deine Reize, dein Verstand, dein Charakter bezaubert haben, und der sonst keinen Wunsch kennt, als zu deinen Füßen zu leben oder zu sterben . . ." Wie, mein Herr, Sie unterstehen sich . . . „Laß uns nicht länger zaudern. Steig mit mir in diesen Wagen, den ich mir mit vieler Mühe verschafft habe . . . komm, jeder Augenblick Verzug kann uns verderblich werden. Die Straße ist lebhaft . . ."

O Himmel, ich soll mit Ihnen fliehen, mit einem Mann, der den Pflichten seines Standes, seinem Gelübde entsagt, um mit einem Mädchen .... „Klärchen, davon wollen wir hernach im Wagen sprechen. Noch einmal sag' ich Dir komm, oder ich nehme mir das Leben! ...“

Wirklich zog Pater Stephan auch eine Pistole aus der Tasche und hielt sie vor die Stirn ... Das unschuldige Mädchen glaubte, es wäre dem Bösewicht ein Ernst, sie fiel ihm in den Arm, und kämpfte mit sich selbst, was sie thun sollte.

Vielleicht hätte sie doch den feurigen Bitten des Excapuziners nachgegeben: allein ein sonderbarer Zufall störte sie, und setzte sie in neue und doppelte Verlegenheit.

Indeß sie noch so unschlüssig da standen, kam in Staubwogen ein zweyter Wagen gerollt. Ein paar Augenblicke, so hielt er neben ihnen. Eine Dame stieg heraus: es war — wie die Leser von selbst errathen — die Baronesse. Sie nähert sich, erkennt Klärchen und den Pater, und überhäuft beyde mit den giftigsten Vor-

würfen ... „Barbar,“ ruft sie ihm zu, „treuloser, bundbrüchiger Mann, was hab' ich Dir gethan, daß Du mir meinen lieben Freund, meinen Alexis entführst? Der holde Junge hat sich durch deine bösen, verderblichen Rathschläge blenden lassen ... er flieht mich, und das ist allein deine Schuld. Alexis, kehre mit mir zurück, folge mir, und bringe mich nicht in die äußerste Verzweiflung.“

Der Mönch stand wie ein Schulknabe da, der über einem dummen Streich ertappt worden, Klärchen erröthete, und die Baronesse faßte sie an einem Arm, und wollte sie nach ihrem Wagen führen. Der Pater faßte sie hurtig beym andern Arm und sagte: Nein, Madam, nein, er wird Ihnen nicht folgen. Sie würden den unschuldigen Jüngling verführen, Sie würden ihn von der Gnadenstraße ablocken. Er hat mir alles vertraut, und ich will ihn retten. — „O, wenn davon die Rede ist, so habe ich offenbar die ersten Ansprüche,“ versetzte die Baronesse, und zog Klärchen sich nach, „ich habe sein Herz zuerst geweckt; er muß mir folgen.“ —

Mir muß er folgen, fiel der Mönch ein, und zog sie wieder zurück: wir wollen doch sehen, wer von uns ihn dem andern abjagen wird? —

So ward das arme Klärchen von einem zum andern gestoßen, wie ein Federball. Bald hatte der Mönch, bald die Betschwester sie in Armen: beyde schrien so laut, daß keins von dem andern, und beyde nicht von der armen Leidenden gehört wurden. Ihre Thränen, ihre Bitten, ihr Rufen, nichts vermochte ihre Räuber sich zu mäßigen.

Gewiß hätte dieser Kampf noch lange gedauert, wenn sich nicht ein unvermutheter, für Klärchen sehr glücklicher Zufall ereignet hätte, der sie der Raubgier dieser beyden Geyer entriß und ihre schändlichen Plane vernichtete. Der Himmel, dessen Beystand sie anrufte, schickte ihr in ihrer Verlegenheit einen Befreyer, einen Tröster zu, einen Mann, der ihr in der Folge sehr theuer werden wird . . Doch, vor der Hand wollen wir einen Augenblick den Schauplatz dieses kleinen Scharmützels verlassen, und zu dem wahren Alexis zurück-

kehren, den wir mit seinem Freund Carlo Sciocco und der schönen Schließerinn von St. Marcellin, die ihm zwischen einem strafbaren Umgang und einem Duell zu wählen besielt, in einem Gasthof in Avignon verließen.

Man sieht, beyde Helden unsrer Geschichte sind auf dieselbe Art gleich übel daran. Beyde haben das Unglück, sich gegen die Angriffe lasterhafter Personen vertheidigen zu müssen, die sich erfrechen, ihnen ihre Tugend und Unschuld rauben zu wollen.

Sechstes Kapitel.

Alexis sah kein Mittel, sich aus den Händen dieser bösen Feindinn loszumachen; allein Sciocco, dem es nie an einer Auskunft fehlte, zeigte ihm einen sichern und schnellen Weg, sich aus dem lästigen Handel zu ziehn. „Signor carissimo," sagte er, „wenn Sie diesem bösen Weibe nicht heimlich entkommen, so werden Sie ihren Zudringlichkeiten nie entgehn. Da schickt mir der Himmel einen herrlichen Einfall. Es ist dasselbe Mittel, das ich schon einmal mit glücklichem Erfolg gebraucht habe, um aus der verwünschten Räuberhöle zu entwischen. Ich besitze noch ein Päkchen Opium, wir schläfern unsern Argus ein, und wenn er in tiefem Todesschlummer liegt, nehmen wir die Post, skisiren uns, und gehen an einen Ort, wo sie uns ungefunden lassen soll."

Bösewicht! dein Opium ist Gift, nicht?

„No Signor, Opium und Gift ist nicht einerley. Ich stehe davor, daß sie nur

eine schwache Dosis bekommen soll, die aber doch stark genug ist, sie bis morgen früh im Schlaf zu erhalten. Was haben Sie gegen diese Idee? Ist es nicht offenbar ein Werk des Himmels? Denn, erklären Sie mir sonst, warum ich das Opium bey mir behalten, das ich sonst nicht brauchen kann. Zwanzigmal wollt' ichs unterwegs von mir werfen, und zwanzigmal war mir, als hielte mich ein unsichtbarer Arm zurück. O sicherlich war es zu dem Gebrauch bestimmt, den ich heute davon machen will. Oder haben Sie mehr Lust, sich mit ihr zu schlagen? Beym ersten Gang läge sie der Länge lang da, das sag' ich Ihnen voraus. Ists nicht besser, wir vermeiden dieß Unglück, und lassen die Ordnung der Dinge ungestört . . Wohlan denn, lasciami fare, und verlassen Sie sich ganz auf Dero umilissimo Servo."

Alexis lachte über das Geschwätz des Afterphilosophen und ließ ihm freye Hand. Bey dem Frühstück brachte Sciocco wirklich der Amazone sein Opium so glücklich bey, daß sie bald heftiges Kopfweh spürte, sich aufs Bett legte, und bald in einen

tiefen Schlaf sank. Alexis und sein Freund verloren keine Zeit; sie eilten sogleich auf die königliche Post. Man fragte, wo sie hinwollten? .. Wohin Sie wollen, war die Antwort. — Nach Marseille? ... Nu ja, nach Marseille.

Man besorgte eine Chaise. Sie setzten sich ein und fuhren ab. Wir wollen die Ruhe der schönen Schläferinn nicht stören und unsern beyden Reisenden folgen. Den andern Morgen trafen sie in Marseille ein, und logirten sich in einen Gasthof ein, der am Eingang der Neustadt liegt. Indeß befanden sie sich in einer schrecklichen Verlegenheit. Wovon sollten sie leben? Das Geld, das Alexis von Dorance beym Abschied erhalten hatte, war, wie Rechtens, von der Justiz in Beschlag genommen worden, als er in St. Marcellin ins Gefängniß geworfen ward. Seine Börse war ganz erschöpft, und sein Gefährte war nicht reicher als er. Was nun anfangen?

Sciocco schlug seinem Freunde vor, mit ihrem musikalischen Pfund zu wuchern, und Alexis hatte nichts dagegen. Sie kün-

digten sich als fremde Tonkünstler an, und baten um die Erlaubniß ein öffentliches Concert geben zu dürfen. Sie erhielten sie, der Tag ward bestimmt, zwey Virtuosen werden angekündigt, der Zulauf ist groß. Alexis spielt ein Concert auf dem Clavecin, Sciocco singt ein italienisches Rondeau. Sie werden beklatscht, fetirt und gut bezahlt.

Dieser glückliche Versuch macht ihnen Muth: sie denken darauf, sich abermals hören zu lassen; allein ein günstiger Zufall bietet ihnen eine Ressource anderer Art an.

Eines Morgens, als sie beschäftigt waren in ihrem Zimmer Musik zu machen, trat ein Mann von ohngefähr vierzig Jahren, dem Ansehn nach in sehr guten Glücksumständen, zu ihnen herein. „Lassen Sie sich nicht stören, meine Herren, fahren Sie fort, fahren Sie fort . . . es würde mir unendlich leid thun, wenn ich Sie unterbräche . .“ Mein Herr, antwortete Alexis, wir wünschen zu sehr, zu wissen, was uns die Ehre Ihres Besuchs verschafft, als daß . . . . „Nun wohl denn, wenn Sie so wollen, meine Herren so

lassen Sie uns setzen und plaudern. Doch vor allen Dingen bitte ich um Verschwiegenheit. Denn, wenn das, was ich Ihnen sagen will, bekannt würde . . ." Sie können sich auf uns verlassen, reden Sie.

„Ich bin der Receveur des Fermes „von Marseille, und habe freye Hand, „an wen ich will, Stellen zu vergeben. „Sie scheinen mir beyde nicht für das Ge„schäft bestimmt, das Sie jetzt treiben. „Morgen des Tages gebe ich jedem von „Ihnen eine Stelle in meinen Büreaux, „morgen des Tages. Sie können sie gleich „antreten, und was die Besoldung be„trifft, so werden Sie gewiß mit mir zu„frieden seyn . . . Doch eine Gefällig„keit ist der andern werth. Ich liebe eine „junge, äußerst liebenswürdige Person. „Sie müssen die Güte haben, ihr in „Musik, Geschichte, Geographie, kurz in „allen Wissenschaften, die Sie verstehen, „Unterricht zu geben, und dabey, wie sich „versteht, nichts versäumen, was ihr Herz „mir geneigt machen kann. Denn ich be„sorge sehr, ich habe einen Nebenbuhler, „einen fürchterlichen Nebenbuhler. Es ist

„ein junges Mädchen, das ich bis jetzt er„ziehen lassen, und das ich Willens bin „zu heirathen, wenn sie sich meiner Liebe „und meiner Gesinnungen würdig zeigt. „Sie sehen, daß die Bitte, die ich an „Sie thue, einen sehr erlaubten Zweck hat, „und daß sie Ihre Delikatesse nicht belei„digen kann . . . Einen ganzen Monat „über, während dem Sie alles versuchen, „sie mir geneigt zu machen, lasse ich mich „gar nicht bey ihr sehen. Ist sie nach „Verlauf dieser Zeit so klug, mir die Hand „zu geben, so heirathe ich sie gleich: bleibt „sie hartnäckig auf ihrer Weigerung, so „stellen Sie ihr dieses kleine verschlossene „Kästchen zu, und melden ihr dabey, daß „ich sie nie wieder zu sehen begehre. Ich „habe meine Augen auf Sie geworfen, „meine Herren, weil ihr Wirth mir die „größten Lobsprüche von Ihrem Verstand „und Ihrer Rechtschaffenheit macht. Ueber„dieß bin ich Ihr Nachbar, ich wohne „hier in diesem Hause gerade gegenüber. „Diese Nähe macht mirs leicht Sie täg„lich zu sehen, und die Fortschritte zu er„fahren, die Sie in ihrem Herzen und

„ihrem Verstande machen werden. Nu, „meine Herren, nehmen Sie mein Aner„bieten und meine Vorschläge an?“

Alexis, der dem Unbekannten nicht traute, wußte nicht, was er antworten sollte: Sciocco aber hatte schon das Wort ergriffen. Si Signor, wir nehmen ihn an, und zwar mit dem größten Vergnügen. Wirklich? Sie wollen uns einen guten, einträglichen, sichren Posten geben, für eine so kleine Gefälligkeit .. ah, troppo di onore, Signor, troppo di onore ...

„Wohl denn, meine Herren,“ fuhr der Unbekannte fort, „seyn Sie so gütig, und erwarten mich hier. In einem Augenblick komme ich, hole Sie ab, und wir machen sogleich der liebenswürdigen Sophie, Ihrer künftigen Schülerinn, einen Besuch.“

Der sonderbare Liebhaber entfernte sich. Alexis bezeigte seinen großen Verdruß, daß Sciocco einen so abentheuerlichen Antrag angenommen. Wie, Sciocco, sagte er, Du maßest Dir an, in einer solchen Sache allein zu entscheiden, ohne

vorher meine Meinung zu hören? Nu, antworte mir einmal: kennst Du diesen Mann und seine Geliebte .. Fürwahr, das Aemtchen, das er uns da giebt, ist artig genug ... „Er will sie ja heirathen, mio Caro ....“ Er sagt's .. und das Kästchen, das er uns da läßt? was mag wohl in diesem Kästchen seyn? Ganz gewiß ist es eine Schlinge, die er uns legt ..

„Pah! eine Schlinge! was hätte er für Interesse, uns zu betrügen? ... Das Kästchen — — ey nu, in dem Kästchen ist Gold, das heißt, wenn sie die Hand des Patrons ausschlägt, so will er sie nicht wiedersehn, und macht ihr ein Geschenk mit diesem Kästchen voller Gold, damit sie doch ein ehrliches Auskommen habe ... Wahrlich das ist nichts anders als Gold: fühlen Sie nur, wie teufelmäßig schwer das ist ... je mehr ich schnüffle, je mehr werde ich überzeugt, daß es meilenweit nach purem Golde riecht ..“

Jetzt ist's auch Zeit zu scherzen, unterbrach ihn Alexis verdrüßlich. Ich für

mein Theil bin gar nicht gesonnen, diesen Auftrag anzunehmen.

„Per Giesù e i suoi Santi! so können Sie's wirklich übers Herz bringen, das Glück von sich zu stoßen, das sich Ihnen gleichsam aufdringt? ..... hier zeigt sich offenbar der Finger Gottes .. es mußte so kommen; ja es mußte so kommen. Sie zucken mit den Achseln, Padrone mio? o ich kann Ihnen beweisen, daß es ganz natürlich in der Reihe der Dinge liegt. Pro primo mußten wir erstlich in diesem Gasthof einkehren: warum in keinem andern? Ja es war bestimmt, daß wir mit diesem gefälligen Nachbar Bekanntschaft machen sollten. Erstes Gebot des Schicksals, dem wir gehorchen mußten. Geben Sie wohl acht, ich bitte ... pro secundo sagten Sie diesen Morgen zu mir: Sciocco, komm, laß uns einen Spatziergang nach dem Hafen thun: sieh, was für köstliches Wetter es ist .. Nein, antwortete ich, lassen Sie uns lieber zu Hause bleiben, und die köstliche Szene probiren, die ich gestern abgeschrieben habe ... Sie wollten schlechterdings ausgehn, ich bestritt

Ihre Meinung: kurz, wir blieben wider Ihren Willen zu Hause. Zweytes Gebot des Schicksals, dem wir gehorchen mußten . . . Mir war so, ich weiß nicht, als hätt' ich eine geheime Ahndung, ein Vorgefühl, daß uns etwas Glückliches begegnen würde. Ach, glauben Sie mir incredulo Cavaliere: es ist Niemand anders als das Schicksal, das uns stets an der Hand durch alle Krümmen des menschlichen Lebens führt . . ."

Alexis hörte nicht auf Scioccos lächerliches Räsonnement. Er sann nach, wie er sich in dieser Sache benehmen müsse, die sein ganzes Mißtrauen erregte, und von der er sich nichts Gutes versprach. Vielleicht hatte er nicht Unrecht? Nur Geduld, wir werdens gleich erfahren.

Alexis und Sciocco waren beyde noch, der eine in seine Gedanken, der andere in seine Argumente vertieft, als der Receveur zurückkam. „Kommen Sie, meine Herren," sagte er, „folgen Sie mir, wir wollen die unerbittliche Sophie besuchen. Machen Sie, daß ich Ihnen den Besitz ihres Herzens danke: meine Erkennt-

lichkeit für einen so wichtigen Dienst wird keine Grenzen kennen ... A propos, ich lasse Ihnen hier das kleine Kästchen, das Sie ihr zustellen sollen, im Fall sie ganz unerbittlich bliebe: vor der Hand aber erwähnen Sie desselben nicht gegen sie: ich will nur ihr selbst entweder ihr Herz oder ihren Haß zu danken haben ...“

Aber, mein Herr, fiel Alexis ein, warum behalten Sie das Kästchen nicht lieber selbst? Wenn Sie es ja einmal zu diesem Zweck brauchen sollten, so können Sie es ja uns alsdann eben so gut zustellen als jetzt ...

„Nein,“ versetzte jener, „Sie müssen es hier behalten. Ich denke eine Reise von ohngefähr fünf Wochen zu machen, folglich kann ich es Ihnen nicht zur rechten Zeit geben. Und dann, meine Freunde, ist es in Ihren Händen nicht eben so sicher als in den meinigen?“

Alexis wagte es nicht weiter in ihn zu dringen. Sie gingen zusammen fort, wanderten durch mehrere große Straßen, und traten endlich in ein kleines, aber

sehr bequemes und äußerst geschmackvoll möblirtes Haus. Eine Haushälterinn zeigte sich und führte die drey Herren in einen kleinen Saal, wo die schöne Sophie sich mit Klavierspielen die Zeit kürzte. „Sophie,“ redete sie der zärtliche Liebhaber an, „Sie wissen, daß ich dieser Tage nach Paris gehe, wo ich einige Zeit zuzubringen gedenke. Da ich nicht will, daß Sie um Ihre Zeit kommen sollen, so bitte ich, benutzen Sie den Unterricht, den diese beyden Herren die Gefälligkeit haben werden, Ihnen zu geben. Möchte ich doch bey meiner Zurückkunft das Vergnügen haben, zu sehen, daß ihre Lehren gefruchtet und eine Aenderung bey Ihnen hervorgebracht hätten!“

Sophie antwortete nichts. Der Receveur fuhr fort: „So hören Sie also auf das, was ich sage . . . . So schlagen Sie doch die Augen auf, danken Sie doch den Herren . . . Mein Gott, was für ein linkisches Wesen Sie noch haben: ich dächte lieber, Sie weinten gar. Mamsell, ich gestehe, daß ich dieser ewigen Zierereyen müde bin, und daß Sie sich ja nicht

einbilden dürfen, daß ich mich dadurch täuschen lasse . . . Kommen Sie, Sophie, singen Sie etwas . . . lassen sie den Herren sehen, wie weit Sie sind.“

Sophie ließ sich lange bitten: endlich sang sie unter eignem Accompagnement folgende Strophen:

Welchen Dank soll ich dir sagen,
Nachtigall, daß du verweilst,
Und die wiederholten Klagen
Einer armen Nonne theilst?
Menschen, die mich schlau betrogen,
Fühlen kein Erbarmen mehr.
Augen, die mir Liebe logen,
Sind von Mitleidsthränen leer.

Guter Mond! Auch dich erfüllet
Tiefe Schwermuth, so wie mich;
Meinem Antlitz gleich, verhüllet
Deines in den Schleyer sich;
Deine bleichen Wangen scheinen
Gleichfalls durch den Gram entstellt,
Gleichfalls rollen von den deinen
Thränen auf dieß Blumenfeld.

Rosen! ihr schloßt ungesehen
Unter meiner Zell' euch auf,
Und nun sterbt ihr, Winde wehen
Euren letzten Hauch herauf.
Unbeklagt, wie ihr, verfärbet
Sich mein blühendes Gesicht;
Liebste Rosen, warum sterbet
Ihr auf meinem Grabe nicht?

Sobald Sophie geendigt hatte, fing der Receveur von neuem an zu schmählen. „Was wollen Sie einmal wieder mit dem Sterbeliede, Mamsell? . . . immer so schmachtendes, herzbrechendes Zeug —— ich kann das nicht leiden; ich habe gern was lustiges, was schnakisches, so ein neumodisches Liedchen mit Eya! Juch heysa! hopsasa! . . . Doch, das soll vergessen seyn, die Herren werden das schon auf einen andern Fuß setzen: nicht wahr, Sophie, Sie wollen ihrem guten Rath, ihren weisen Vorschriften folgen? Sophie, Sie wissen es, ich liebe Sie . . . . Wer hätte sich Ihrer angenommen, Sophie, wenn ich nicht die Ungerechtigkeit des Schicksals gut gemacht hätte, das Sie arm geboren werden ließ, und Ihnen Ihre Aeltern in der Wiege raubte? . . . Nie haben Sie einen andern Vater und Freund gehabt als mich . . . Ach, Sophie, warum setzen Sie zu diesen ehrwürdigen Titeln nicht noch einen süßern Namen, der alle meine Wünsche krönen würde?“

Noch immer antwortete Sophie keine Sylbe: allein ihr Schweigen und eine

gewisse Bewegung des Kopfes zeigte sehr deutlich, daß sie weit entfernt sey, ihm diesen Namen zu geben ... Alexis und Sciocco sehen sie voll Verwunderung an: der Herr Receveur ward beynahe wild. Sie gingen endlich, ohne von der grausamen Schönen einen Laut gehört zu haben. „Sie sehen,“ sagte der unglückliche Liebhaber unterwegs zu den beyden Virtuosen, „Sie sehen, wie sehr mich das kleine Ding haßt ...“

Aber, um Verzeihung, Signor, Sie behandeln sie auch ein wenig hart ...

„Was, hart! sie ist eine kleine tückische Seele, die sich in einen jungen Taugenichts vergafft hat, dem ich schon zwanzigmal in Versuchung gewesen bin den Hals zu brechen.“

Sie haben einen Nebenbuhler ...

„Vorm Teufel, hören Sie denn nicht; freylich hab' ich einen. Sonst unterstand er sich zu ihr zu kommen, allein seitdem ich Sophien gedroht habe, sie in ein Kloster zu sperren, wenn sie ihn wieder über die Thürschwelle ließe, so kommt er nicht mehr hin. Gleichwohl will ich was wetten,

trotz den Falkenaugen der Haushälterinn, die auf meiner Seite ist, sehen und schreiben sie sich doch wohl . . .“

Sieh mir einmal, sagte Sciocco, sie hat einen Liebhaber! . . . an Ihrer Stelle, wenn ich ihn bey ihr anträfe, ich besänne mich nicht lange, und gäbe ihm eine derbe Tracht Prügel.

„Das will ich auch thun. Doch auf etwas anders zu kommen. Sie versprechen mir also, meine Herren, alle Mühe und allen Fleiß auf sie zu wenden, und alles zu versuchen, ob Sie mir ihr Herz geneigt machen können?“

Das wollen wir gerne thun, erwiederte Alexis, nur dürfte es etwas schwer halten . . .

„Verstehen Sie mich, das Unmögliche fordere ich nicht . . Ist nichts im Stande ihren Felsensinn zu beugen, ey nu, so lasse ich sie laufen. Das Gold, das ich in das kleine Kästchen gethan habe, das Sie ihr dann zustellen, wird sie für Nahrungssorgen schützen, und ich will sehn, ob ich sie vergessen kann.“

Sobald Alexis und Sciocco allein waren, stellten sie ihre Betrachtungen über die Auftritte an, von denen sie Zeuge gewesen waren. Bey meiner Ehre, sagte der erste, mich wunderts gar nicht, daß Sophie ihn nicht liebt: er benimmt sich nicht ein bischen liebenswürdig gegen sie ...

„Es ist wahr,“ versetzte Sciocco, „er ist ein wenig wunderlich gegen sie: aber das kann man ihm schon nicht verdenken, da er weiß, daß er einen Nebenbuhler hat ...“

Ich begreife nur gar nicht, warum er mit seiner Wahl just auf uns gefallen ist. Wie kann er sich auf uns, auf Leute, die er gar nicht kennt, in einer solchen Sache verlassen? Einem Mann seiner Art kann es doch unmöglich an niedrigen, kriechenden, schmeichelnden Augendienern fehlen ....

„Vielleicht liebt er diesen Schlag von Leuten nicht .... und was kümmert uns am Ende sein Bewegungsgrund? Wir erhalten eine Versorgung durch ihn; das ist uns sehr heilsam ...“

O ja, sehr heilsam .... ich weiß nicht, aber ich gestehe Dir, Carlo, ich wollte nicht, daß wir in diesen Handel verflochten worden wären.

Sciocco brachte hingegen den ganzen Tag zu, seinem Freund zu beweisen, daß er alle Ursache hätte höchst vergnügt darüber zu seyn. Alexis ward nicht überzeugt. Den Tag drauf kam der Receveur, und holte sie ab, um sie in seine Büreaux einzuführen. Den Nachmittag brachten sie bey der schönen Sophie zu, der sie ein paar Lectionen gaben, welche sie mit großer Unachtsamkeit und sichtbarem Verdruß anhörte.

Nach Verlauf einiger Tage glaubte Alexis zu bemerken, daß die junge Person ihn mit einer theilnehmenden Miene betrachte. Er benutzte diese Bemerkung, sie zu bitten ihm ihr Zutrauen zu schenken, und ein gutes Wort für den unglücklichen Liebhaber einzulegen. Sophie, der der Unterschied zwischen Alexis und seinem Gefährten nicht lang entgangen war, drückte ihm die Hand und sagte ihm mit halbleiser Stimme: „Mein lieber Herr, wenn Sie

ihn so gut kennten, wie ich . . . es ist ein sehr gefährlicher Mann! . . . . ." Alexis erschrack nicht wenig über diese Ausdrücke: er merkte, daß die vorsichtige Sophie sich in Sciocсos Gegenwart nicht weiter auszulassen wagte, und brach das Gespräch gleich ab. Indeß beschäftigten ihn diese Worte den ganzen Rest des Tages, und selbst die Nacht konnte er sie nicht los werden. Sophie flößte ihm Theilnahme ein, und der Receveur erregte sein Mißtrauen. „Er ist ein sehr gefährlicher Mensch." Ja, so sieht er wirklich aus. Wie wenn er mich in eine gefährliche Falle locken wollte? Wie wenn diese Bekanntschaft nachtheilige Folgen für . . . Je mehr er die Sache überlegte, desto mehr wuchs sein Argwohn. Er nahm sich vor, sich näher bey seiner Schülerinn zu erkundigen, und die Wahrheit zu entdecken.

Den andern Tag, als Sciocco sich mit singen und präludiren auf Sophiens Klavier amüsirte, nahm sie Alexis bey Seite. Mademoisell, sagte er, was Sie mir gesagt haben, beunruhigt mich sehr. Sollte der Herr Receveur wirklich ein falscher und

boshafter Mann seyn? . . . „Ja, mein Herr, boshaft, höchst boshaft. Wer weiß das besser als ich? Wie wollte ich die hülfreiche Hand segnen, die mich seiner Tyranney entzöge . . . Ich weiß nicht, wie es kömmt: ich habe mehr Zutrauen zu Ihnen als zu Ihrem Freund. Kommen Sie diesen Abend allein. Die Haushälterinn, die mir ganz ergeben ist, wird Sie hereinlassen. Kommen Sie. Ich will Ihnen alles erzählen. Sie sollen sehen, weß der Mann fähig ist, der Sie zu m[...] brachte, und wenn Sie seine Treulosigkeit, seinen schwarzen Charakter kennen werden, so werden Sie es bereuen, daß Sie die geringste Gemeinschaft mit diesem Manne gehabt haben. Gewiß, Sie werden es bereuen . . .“

Dieß war mehr als hinlänglich, den ohnehin zum Argwohn geneigten Alexis auf die schlimmsten Gedanken zu bringen. Er versprach alles. Den Abend, wo er sich gern von Sciocco losmachen wollte, wendete er eine Unpäßlichkeit vor und stellte sich schläfrig. Der Italiener wünschte ihm gute Nacht und ging auf sein Zimmer:

Alexis aber, statt das Bett zu hüten, hüllte sich in einen Mantel, schlich sich ohne Verzug eine kleine heimliche Treppe herab, und eilte nach Sophiens Wohnung, von welcher er Erläuterungen erwartete, die sein Benehmen gegen ihren Anbeter bestimmen sollten. Die Haushälterinn empfing ihn an der Thür: er ging hinauf, er und Sophie verschlossen sich in den Saal, und hier erzählte die treulose Schülerinn ihrem jungen Lehrer tausend Mährchen, die alle dahin abzielten, ihren Pflegevater in ein nachtheiliges Licht zu setzen. Um dieß Räthsel zu erklären, müssen wir den Lesern sagen, daß Sophie den falschesten, undankbarsten Charakter von der Welt besaß. Ohnerachtet aller der Verbindlichkeiten, die sie dem Manne hatte, der Vaterstelle bey ihr vertrat, verabscheute sie ihn, und führte mit Hülfe der bestochenen Domestiken das zügelloseste, schändlichste Leben. Sie war in einen jungen Taugenichts verliebt gewesen, den der Receveur mehr als zwanzigmal aus dem Hause gejagt hatte: allein jetzt hatte Alexis den alten Liebhaber aus ihrem Herzen ver-

trieben. Sie hoffte durch eine rührende Schilderung von ihrer Lage und den vorgeblichen Lastern ihres Beschützers unsern jungen Helden zu erweichen, und ihn zu bewegen, sie zu entführen und mit ihr zu fliehen . . . Armer Alexis, in welchen neuen Abgrund droht dein mißtrauischer, argwöhnischer Charakter dich zu stürzen! Wirst du ihm entgehen, armer Alexis!

Während Klärchens Liebhaber, eingeschlossen mit Sophien, mit der blindesten Leichtgläubigkeit die Lügen anhörte, die diese ihm aufheftete, zog sich ein Ungewitter über ihm zusammen. Der Einnehmer, der von ohngefähr durch die Straße gegangen war, in der seine Gebieterinn wohnte, sah einen jungen Menschen, in einen langen Mantel verhüllt, zu ihr hineingehn. Er zweifelt keinen Augenblick, daß es nicht der alte Liebhaber sey, der seine ehemaligen Versuche erneuere. Wuth und Eifersucht setzen ihn außer sich . . „Ah, ah,“ sagt er, „so betrügt man mich! und die schändliche Haushälterinn, die sich mir so ergeben stellte! Nein, der junge Tollkopf, der mich schon oft beleidigt, darf

nicht ungestraft bleiben, und Sophie . . . soll morgen von mir hören!“

In der Ueberzeugung, daß sein Rival die ganze Nacht bey Sophien zubringen werde, geht er nach seinem Quartier zurück, und spricht bey Sciocco ein.

Wo ist Ihr Freund?

„Tace, Signore, er schläft, er ist nicht wohl . . .“

Ich möchte gern sogleich ein paar Worte mit ihm sprechen . . .

„Nicht möglich: er hat sich auf sein Zimmer begeben: er schläft: ich kann ihn nicht wecken . . .“

Nu, mein lieber Sciocco, weil Sie mir selbst den Rath gegeben haben, so kommen Sie mit mir, und helfen Sie mir meinen unverschämten Rival abprügeln, der sich so eben zu der treulosen Sophie ins Haus geschlichen hat . . .

„O Signor, recht gern: es thut mir nur leid, daß Signor Alexis nicht von der Parthie seyn soll: allein es wäre vergeblich, ihn darum zu wecken. Wir wollen die Sachen schon ohne ihn abthun. Rech-

nen Sie auf mich, ich stehe Ihnen treulich bey.“

Der gekränkte Liebhaber und Sciocco bewaffneten sich demnach beyde mit guten Prügeln, und stellten sich Sophiens Thüre gegenüber in einen Hinterhalt, entschlossen, im Nothfall die ganze Nacht zu warten, bis der eingebildete Nebenbuhler herauskommen und seinen Rücken ihrer Rache darbieten würde.

Unterdeß hatte Sophie dem Alexis das schwärzeste Bild von ihrem Gönner gemacht, und ihn ganz mit Abscheu gegen ihn erfüllt. Sie bat, sie beschwor ihn, sie zu retten, sie mit sich zu nehmen, und von einem Mann zu befreyen, den sie mehr hasse als den Tod. Vergebens setzte Alexis ihrer Bitte die vernünftigsten Gründe entgegen: Sophie ließ sich nicht überzeugen. „Ach, mein theuerster Lehrer,“ sagte sie zu ihm, „es ist ein Mann, der im Stande ist mich zu Grunde zu richten, und Sie selbst, wenn er seinen Vortheil dabey sieht. Es ist ein wahres Unglück für Sie, daß Sie mit ihm bekannt worden, und ich — — — mein Unglück ist grenzenlos, wenn

ich verdammt seyn soll mit ihm zu leben. O stehen Sie mir bey, großmüthiger junger Mann . . . bringen Sie mich von hier wohin Sie wollen . . . gleichviel, wohin, wenn es nur weit von dem Tyrannen ist . . .“

Alexis war in der größten Verlegenheit, und wußte nicht, wozu er sich entschließen solle. Endlich versprach er ihr, die Sache weiter zu überlegen, und ihr den andern Tag in der Lectionsstunde eine entscheidende Antwort zu geben. Ehe sie sich trennten, machte ihm Sophie noch so viel Liebkosungen, die seiner Eitelkeit nicht wenig schmeichelten, und wie er ging, war er schon mehr als halb entschlossen, sich in ihr Verlangen zu fügen.

Fest überzeugt, daß der Receveur ein Verräther, ein Mann von häßlichem Charakter sey, nahm er sich vor, ihm den folgenden Tag das geheimnißvolle Kästchen, das er ihm anvertraut, zurückzugeben . . . Wer weiß, sagt er zu sich selbst, ob dieses Kästchen nicht Wechsel, Kostbarkeiten, kurz Dinge verschließt, die mich unglücklich

machen könnten, wenn man sie bey mir fände?

Mit diesen Gedanken geht er die Treppe herab, öffnet die Thüre nach der Straße, und verschließt sie hinter sich . . . Kaum aber hat er vier Schritte gethan, so springen die beyden Wartenden aus dem Hinterhalt hervor, fallen über ihn her, und decken ihn, eh' er Zeit hat sich zu besinnen, weidlich mit Schlägen zu. Alexis kehrt sich um und erkennt den Receveur und . . . Sciocco! . . Wie ward ihm bey diesem Anblick? Er war nicht im Stande den Mund zu öffnen, und nimmt stillschweigend die Prügel hin, die Sciocco besonders mit großem Nachdruck auszutheilen versteht.

Er wäre ohnfehlbar ohne Besinnung zu Boden gestürzt, wenn ihm nicht zwey Unbekannte zu Hülfe gekommen wären und seine Widersacher verjagt hätten.

Alexis war wie gerädert, und litt die fürchterlichsten Schmerzen. Kaum vermocht' er seinen Befreyern zu danken, und sich in seine Wohnung zu schleppen . . . Wie er mit vieler Mühe sein Haus erreicht

hatte, so stieg er durch die heimliche Treppe in sein Zimmer und legte sich zu Bette.

Man kann leicht denken, daß ihm kein Schlaf in die Augen kam, und mit was für Gedanken er sich herumschlug . . . Ach! auch Sciocco ein Verräther! . . Sophie hat recht, der Receveur ist ein schändlicher Mensch . . Den untrüglichsten Beweis hat er jetzt selbst erhalten. Wie unglücklich, wie höchst unglücklich fühlt er sich!

Siebentes Kapitel.

Eine hülfreiche Dame.

Weder Sciocco noch der Receveur hatten Alexis erkannt, der, in einen Mantel verhüllt und mit einem runden Hute bedeckt, in der That ganz unkenntlich war. Und wär er es auch weniger gewesen, so hätte doch jenem die Begierde zu schlagen und diesem die Eifersucht die Augen geblendet. Da sie von den beyden Unbekannten in ihrer Expedition gestört wurden, so ergriffen sie die Flucht und begaben sich auf Umwegen nach ihrer Wohnung, wo sie, nachdem sie über den glücklichen Erfolg ihrer Unternehmung eine gute Weile gelacht hatten, sich zur Ruhe begaben.

Alexis dachte, so viel die Schmerzen ihm erlaubten, über sein unglückliches Abentheuer nach. „Wie, sagte er, auch Sciocco, Sciocco mein Meuchelmörder!... Was hab' ich dem nichtswürdigen Italiener zu Leide gethan? Warum wollte er mir das Leben rauben?... Gott, auf

wen soll man sich künftig noch verlassen? . . . Gewiß hat mich der schändliche Mensch, der Receveur, zu seiner Geliebten ins Haus gehn sehn: seine Wuth hat ihn hingerissen, er hat den Sciocco aufgesucht, der, weil er mich nicht im Bette fand, natürlich alles glauben mußte, was der elende Mensch ihm sagte . . . . Doch, entschuldigt ihn dieß? Mußte er selbst sich zu einer so niederträchtigen Rache brauchen lassen? Er, der mir so oft und so herzlich versicherte, daß er mich liebe? . . . Gott, welch ein grausames Räthsel! wer wird mirs lösen? . . . Was bleibt mir übrig, als zu fliehen . . . mich den Händen der verrätherischen Buben zu entziehen?... Ach! wenn ich nur könnte!... Ich kann meine Füße nicht brauchen, diese Ungeheuer zu verlassen . . . O Himmel, gieb mir die nöthigen Kräfte: ich baue jetzt nur auf deinen Beystand . .“

Dieß waren ohngefähr die Betrachtungen, die der arme Alexis anstellte, und so heftige Schmerzen er litt, so hätte er doch lieber seinen Geist aufgegeben, als seine Zuflucht zu Sciocco genommen, sich

durch ihn einen Wundarzt zu verschaffen. Er brachte also die Nacht unter Seufzen und Aechzen zu . . . Am Morgen kam Sciocco, der glaubte, er schlafe sanft und süß, in sein Zimmer geschlichen. Alexis bebte vor Abscheu bey seiner Annäherung zurück, und hüllte den Kopf in das Kissen, um ihn nicht zu sehen. Der Italiener, der ihn nicht stören wollte, ging zu dem Receveur, und sagte ihm, sein lieber Freund scheine ernstlich krank zu seyn. „So kommen Sie," sagte dieser, „wir wollen ihn besuchen, und keine Zeit verlieren."

Und so traten denn beyde in das Zimmer des unglücklichen Schlachtopfers ihrer Wuth. Was fehlt Ihnen, mein lieber Alexis, sagte Herr du Monnai (dieß war der Name des Receveurs), sind Sie wirklich krank? . . . „Ja, mein Herr, ich bin's, und auf eine schreckliche Weise . . ." Mein Gott, so müssen wir sogleich zu einem Arzt schicken.

Sciocco befiehlt auf der Stelle einem Aufwärter, den besten Arzt in der Stadt zu holen, und eilt zum Bette seines

Freundes zurück. „Ich hoffe,“ sagt er, „es soll nicht viel zu bedeuten haben . . .“ Alexis hatte nicht den Muth, seinen Unwillen zu äußern, aber das Herz mochte ihm zerspringen . .

„Per Dio,“ fuhr der Italiener fort, „es ist ewig Schade, caro mio padrone, daß Sie diese Nacht nicht bey uns seyn konnten. Sie hätten sich einen Theil des Verdienstes erwerben können, einen frechen Burschen zu züchtigen . . .“

„Ja,“ fiel ihm du Monnai ins Wort, „eben den Rival, von dem ich Ihnen gesagt habe. Ich sah ihn, wie er sich zu Sophien ins Haus schlich. Die Wuth ward Herr über mich, ich holte den Sciocco, und wir haben ihm beyde eine Tracht Prügel gegeben, die er sobald nicht vergessen wird, ich schwör's Ihnen.“

„Ja, unterbrach ihn der Italiener, und auch ich war im Leben noch nicht so aufgelegt gewesen, einem die Schwere meines Arms fühlen zu lassen. Ohne die beyden Vorübergehenden, die uns störten, hätt' ich ihn, glaub' ich, todt auf den Platz hingestreckt . . . .“

„Nein, mein Freund," erwiederte der Receveur, „Sie haben sich keine Vorwürfe zu machen. Sie haben mir ritterlich beygestanden . . ."

Keine Feder vermag die Empfindungen zu schildern, die den armen Alexis während dieser Unterredung marterten. Die Verräther, dacht' er, die schlauen, teuflischen Peiniger! . . .

Der Arzt erschien, und unterbrach das Gespräch. Alexis verlangte mit ihm allein gelassen zu werden, und Carlo und sein Begleiter entfernten sich. Alexis vertraute sich ohne Rückhalt dem Doktor, einem alten, ehrwürdigen Mann, dessen Miene gleich Zutrauen einflößte. Bester Herr, fuhr er fort, es ist mir unmöglich, ferner mit meinen Henkern zu leben. Ich bitte Sie, entreißen Sie mich ihren Klauen! „Recht sehr gern," versetzte der Doktor: „soll ich Sie in mein Haus schaffen lassen? . . ." Wohin Sie wollen, wenn ich nur meine Feinde nicht mehr vor Augen sehen muß.

Der Arzt schickte nach seinem Wagen. Er kam, Alexis ließ sich, ohne auf

Sciocco's Klagen und Flehen, das seine Erbitterung nur vermehrte, zu hören, in denselben tragen, und fuhr fort.

Wie er im Hause des Doktors ankam, ward er in ein Zimmer gebracht, dessen Thüre man verschloß. Alexis wollte deu Sciocco schlechterdings nicht sehen: er beschrieb ihn seinem Wärter genau, und verbot aufs strengste ihn einzulassen.

Der gute Italiener war in Verzweiflung. Er bat den Doktor flehentlich, ihm zu sagen, wodurch er sich den Unwillen seines Freundes zugezogen . . . „Und Sie können noch fragen,“ antwortete der Arzt: „haben Sie ihn nicht selbst in den Zustand gesetzt, in dem er sich befindet? . . .“ Santa Clara, rief Sciocco, ich bin wahrlich nicht Schuld . . . „Sehn Sie,“ fuhr der Arzt fort, „Sie selbst waren einer von seinen Meuchelmördern. Er war's, dem Sie vergangene Nacht vor dem Hause des Mädchens aufpaßten, und den Sie so schrecklich mißhandelten . . .“ O barbaro, o tiranno! o crudele! fiel ihm der arme Carlo ein, und raufte sich

die Haare aus. Was hab' ich gethan: divino Gieſù, was habe ich gethan?

Mit dieſen Worten lief Sciocco davon, und erzählte unbeſonnener Weiſe dem Herrn du Monnai die ganze Geſchichte. Dieſer war äußerſt betroffen, und gerieth nun auf den Gedanken, Alexis ſelbſt habe den Plan gemacht, ihm ſeine Geliebte zu rauben. Warum ſollt' er auch ſonſt des Abends, und zwar verkleidet, zu ihr gehen? Was hat er ihr zu ſagen? Wollte er ihr um dieſe Zeit eine Lection geben ... Wie? ſagte er, Alexis betrügt mich? Alexis ... dieſer junge Mann, den ich für ſo rechtſchaffen, ſo edeldenkend hielt! .. dem ich mein ganzes Vertrauen geſchenkt hatte ...

Der Sache ganz auf den Grund zu kommen, eilte er nun zu Sophien ... „Treuloſe," ſagte er zu ihr, „ich weiß alles: Alexis hat Dich verführt ... ihr habt mich beyde verrathen ..."

O Himmel, rief Sophie, und warf ſich ihm zu Füßen ... woher wiſſen Sie das? ... Ach, ich fleh' um Ihre Gnade .. für ihn! er iſt nicht ſtrafbar .. ich allein, ich ..

„Er wäre unschuldig . . Falsche! . . Geh, an ihm hab' ich mich schon gerächt, und Dir . . . Deinen giftigen Reizen entsag' ich auf ewig! Lebe wohl . . . ich verachte Dich zu sehr, um auf eine Strafe für Dich zu denken. Doch, wenn Du klug bist, verläßt Du diese Stadt . . . . . entferne Dich aus meinen Augen . . . . in einer Aufwallung gerechter Rache könnt' ich leicht . . . ich stehe für nichts: leb wohl!“

Hier warf du Monnai der strafbaren Sophie einen drohenden Blick zu, verließ sie, ging nach Hause, schickte ihr aus einem Rest von Mitleiden das kleine Kästchen voll Geld, das er ihr bestimmt hatte, gab darauf dem Sciocco eine Rolle mit fünf und zwanzig Louisd'or, den Arzt seines Freundes zu bezahlen, verbot ihm aber ausdrücklich, ihn als den Geber dieser Summe zu nennen, stieg dann in seinen Wagen, und fuhr nach Paris, wohin ihn dringende Geschäfte riefen.

Im Grunde war dieser Mann zu bedauern. Er nimmt ein junges Kind, eine arme Waise an Kindesstatt an. Er erzieht

sie, in der Hoffnung, sie einst zur Gattinn zu bekommen. Das undankbare Geschöpf mißbraucht seine Güte, und wird mit mehr als einem Liebhaber zur Verrätherinn an ihrem Wohlthäter. Er glaubt einen Freund zu besitzen, dieser Freund soll ihm das Herz seiner Geliebten gewinnen: allein er sieht ihn des Abends allein, verkleidet aus ihrem Hause kommen; Sophie gesteht ihm hierauf alles: was kann er von Alexis denken? ... Die Züchtigung war freylich auf einen andern gemünzt, allein er ist weit entfernt zu bereuen, daß sie diesen getroffen. Gleichwohl spricht die Großmuth noch laut genug in ihm: es ist ihm nicht möglich, den Mann, den er gemißhandelt, und das Mädchen, die ihn betrogen, ohne Unterstützung im Elend zu lassen. Er flieht die treulose Geliebte und den treulosen Freund, er flieht, aber im Herzen trägt er mehr als einen giftigen Pfeil mit sich davon, der ihn auf seiner Reise martert. Doch, vielleicht findet er bald einen Trost in seinen Leiden: ja, er wird ihn finden. Allein wir wollen unsern Lesern die Zukunft nicht voraus enthüllen,

und zu unserm Alexis zurückkehren, der jetzt wirklich einmal durch seine eigne Schuld unglücklich ist.

Vergebens erscheint Sciocco täglich und stündlich vor der Thüre seines Zimmers: vergebens äußert er gegen den Doktor die bitterste Reue und die größte Zärtlichkeit für seinen Herrn. Der Arzt selbst legt bey dem Kranken Vorbitte für ihn ein. Alexis ist unerbittlich. Alles, was man ihm sagt, bringt ihn nur desto mehr auf. Er ist noch immer vollkommen überzeugt, daß sich Sciocco vorsetzlich und wohlbedächtig gegen ihn vergangen habe. „Ich habe ihn auf den ersten Blick erkannt,“ gab er zur Antwort, wenn man ihn zu entschuldigen suchte, „warum sollte er mich nicht eben so gut erkannt haben?“ Alexis hatte Grund so zu fragen, und doch irrte er sich.

Nach kurzer Zeit war Alexis so weit hergestellt, daß er wieder gehen, ja selbst eine Reise unternehmen konnte. Wie er die nöthigen Kräfte dazu fühlte, ließ er seine Sachen aus dem Gasthof holen, und

wollte den Doktor bezahlen. „Es ist unnöthig,“ sagte dieser, „ich bin bezahlt.“

Bezahlt? wer konnte für mich . .

„Verzeihen Sie mir, mein Herr, ich darf es nicht sagen: ich habe mein Wort von mir gegeben.“

Vergebens zerbrach sich Alexis den Kopf, wer ihm diesen Dienst geleistet haben möchte. Am wahrscheinlichsten war es immer, daß Sciocco . . . Gleichwohl war die Bitterkeit in seinem Herzen über die erlittene Beleidigung noch so stark, daß er seine Reise anzutreten beschloß, ohne ihn vorher zu sehen noch zu sprechen.

Eines Morgens, als die Sonne rein und ohne Wolken aufgegangen war, nahm Alexis Abschied von seinem Wirth, bat ihn, den Italiener nichts von seiner Abreise wissen zu lassen, und betrat mit traurigem Herzen die Straße nach Pia, von wo er mit der Post nach Paris zu gehen gedachte.

Er hatte sie mit Fleiß nicht schon in Marseille genommen, weil er fürchtete, Sciocco möchte seine Marschroute auskundschaften und ihm folgen. Wirklich

hatte er sich das Betragen dieses Mannes so zu Herzen genommen, daß er äußerst traurig, mit gesenktem Haupt ging, und die trostlosesten Betrachtungen über seine Lage anstellte. Ja es entschlüpften sogar einige Zähren seinen Augen. „Bin ich nicht recht sehr unglücklich, sagte er zu sich selbst? Wem soll ich mich anvertrauen? Zu wem soll ich meine Zuflucht nehmen? Ich begegne einem Italiener, der in der äußersten Noth und Verlegenheit ist, ich mache ihn zu meinem Gefährten, zu meinem Freund, und er verräth mich! Ein reicher, angesehener Mann preßt mir meine Freundschaft, mein Vertrauen ab, und beyde, nicht zufrieden mich halb todt zu schlagen, vermehren meine Quaal durch die bitterste, teuflischste Ironie. Und du weißt es, Gott, daß ich diesen Leuten nicht das geringste zu Leid gethan habe.“

So unterhielt sich Alexis mit sich selbst. Er prüfte sein Herz, und fand, daß er sich keine Vorwürfe zu machen habe. Er konnte nur die Menschen und sein unglückliches Schicksal anklagen. Er gerieth in die schwärzeste Melancholie, die durch eine

sonderbare Erscheinung plötzlich in Zorn und Unwillen verwandelt ward. Ein Mann kommt von der Seite, stürzt ihm zu Füßen, umfaßt und benetzt sie mit Thränen ... Alexis wollte sich losreißen, aber jener verhindert ihn daran, und redet ihn mit dem gerührtesten Ton von der Welt an: „o mio caro padrone! ascoltami, ascoltami!“

Was willst Du, Elender! Du erfrechst Dich noch vor meinen Augen zu erscheinen?

„Die Schläge, nicht wahr, die ..... ach! wenn Sie wüßten, wie hart ich mich selbst dafür gestraft habe! ... Ich bildete mir nicht ein, meinen dolce maestro, meinen tenero amico zu schlagen: wahrlich, das bildete ich mir nicht ein ...“

Verräther, Du hast noch die Stirn! ...

„Per lo divino Giesù, ich schwör' Ihnen, ich kannte Sie nicht ...“

Und für wen hieltest Du mich sonst?

„Du Monnai ist eben so unschuldig als ich. Er sieht, daß sich ein Mann in einem langen Mantel zu seiner Signora

Sophia schleicht. Dieser Mann, den er für den alten Liebhaber der damigella hält, erweckt seine Eifersucht; er sucht mich auf, und beredet mich, ihm sein Müthchen kühlen zu helfen. Wir wollten Sie erst mitnehmen; da ich mich aber besann, daß Sie geklagt hatten, Sie befänden sich nicht ganz wohl, so beschlossen wir Sie ruhen zu lassen. Wir gehen, wir finden, wir schlagen ... Die Schläge, die einem Schurken zugedacht waren, fallen auf meinen dolce maestro — Ist das unsere Schuld? konnten wir glauben, daß Sie es wären, die zu einer so unschicklichen Zeit von Ihrer Schülerinn herauskämen? ..."

Dein Roman ...

„Kein Roman, Signor, es ist die lautere, reine Wahrheit ... Fragen Sie den Dottore, der Sie kurirt hat ... Doch noch besser, fragen Sie meine Thränen, meine Reue: die sind die sichersten Bürgen meiner Unschuld ..."

Wie, der Receveur und Du, ihr hättet mich wirklich nicht erkannt?

„Nein, nein, nein, tausendmal nein!"

Ist's möglich? —

Sciocco vergoß die aufrichtigsten Thränen; Alexis sah ihn zu seinen Füßen; Alexis war gut und leicht zu rühren. Er fing an, die Sache von einer andern Seite zu betrachten, und schob die Schuld von dem, was ihm begegnet war, auf sich selbst. Carlo, der arme Carlo, brachte ihn vollends aus aller Fassung, als er ihn mit dem ungezwungensten Ton von der Welt fragte: „aber, caro mio padrone, erlauben Sie mir zu fragen, was hatten Sie auch um diese Zeit bey dem Mädchen zu thun? Was für eine Lection hatten Sie ihr zu geben? . . .“

Alexis war äußerst betroffen. Er blickte dem Sciocco scharf ins Auge, und reichte ihm die Hand, die dieser mit einem wahrhaft rührenden Entzücken küßte.

„O Santo Dominico, divina Margarita! er verzeiht mir, mein lieber Alexis verzeiht mir . . .“

Er muß ja wohl, wenn das, was Du sagst, wahr ist. Ach! ich sehe wohl, daß ich bey dem ganzen Vorfall allein schuldig bin.

„Ja,“ fiel ihm Sciocco ein, „ja das sind Sie . . . und der gute Receveur, der Sie für seinen Rival hielt, hat demohnerachtet Ihren Arzt bezahlt . . .“

Den Arzt bezahlt?

„Ja, Ihren Arzt! Wenn Sie ihn nur hätten sehen sollen, wie er mir eine Börse mit fünf und zwanzig Louisd'or in die Hand drückte. Da, Sciocco, nimm hin: ich liebe deinen jungen Freund, trotz seiner Treulosigkeit . . . Er hat mich betrogen. Sophie hat mir alles entdeckt: sie wollten zusammen fliehen . . . Das war schlecht, doch will ich drum meine Hand nicht von ihm abziehn. In seiner traurigen Lage bedarf er Unterstützung. Nur, daß er nie erfährt, daß ich ihm diesen Dienst leiste. Man genießt das Vergnügen der Wohlthätigkeit nur dann rein, wenn man im Verborgenen seine Wohlthaten ausstreut . . .“

Wie, das sagte er? Er?

„Ja, mio dolce maestro! Ach! man sah, wie gut ers mit Ihnen meinte . . . .“

Alexis fing an, sein Unrecht einzusehn. Er umarmte Sciocco, dachte über sein

vori-

voriges Betragen in der Sache nach, und warf sich nun selbst Mißtrauen und Undank vor. Wirklich, diese Sophie ...

„Die Sophie, mio caro, die Sophie ist ein Ungeheuer, ein schändlicher Charakter. Er hat sie aufgezogen: er liebte sie so zärtlich, und sie belohnte seine Wohlthaten mit dem häßlichsten Undank ...“

So plump hinterging mich dieß Mädchen, und ich glaubte ihr, und hatte den guten Mann in dem schimpflichsten Verdacht! ...

„Ja, ein guter, liebenswürdiger, großmüthiger Mann ...“

Ach, Sciocco, Sciocco, was für Vorwürfe hab' ich mir zu machen! .....

Alexis erzählte nunmehr dem Italiener seine heimliche Unterredung mit Sophien. Sciocco zeigte ihm klärlich alle Schlingen, die sie ihm gelegt habe, und Alexis fühlte wahre Reue über das Unrecht, das er am wenigsten von sich abzuwälzen gesonnen war. Nach und nach gelang es doch dem Signor Carlo, seinen Freund zu beruhigen. Beyde setzten nun wieder in Gesellschaft ihren Weg fort, und beyde brannten vor

Begierde nach Paris zu kommen, wo Alexis Nachrichten von seinem Vater und seinem Lehrer Dumont einzuziehen, ja vielleicht sie selbst anzutreffen und zu umarmen hoffte.

Seit seiner Abreise aus dem Häuschen hatte er so viel Abentheuer bestanden und so viel Verdruß und Sorgen gehabt, daß es ihm an Zeit fehlte, sich viel mit seinem lieben Klärchen zu beschäftigen. Doch vergoß er dann und wann ein paar ungeheuchelte Thränen, wenn ihm die Trennung von diesem Gegenstande seiner Zärtlichkeit fühlbar ward. Er glaubte sie der Verzweiflung nah' zu sehn, er hörte ihre Klagen, ihre Vorwürfe, und diese Ideen störten den Frieden seiner gefühlvollen Seele.

Jetzt, da er wieder mit seinem guten Sciocco vereinigt ist, hat er kein näheres Interesse, als seinen Vater aufzusuchen. Er wünscht es, und hofft, was er wünscht, und bald glaubt er nun auch, was er hofft. Eine süße Ahndung scheint ihm dieses Glück zu versichern, und ihm zu sagen, daß er es sonst nirgends als in Paris genießen

könne. Doch jetzt sind sie ihrer zwey, die Reise mit der Post ist kostbar, und ihre Börsen sind nicht sonderlich gefüllt. Sciocco thut seinem Freund den Vorschlag, die Reise zu Fuß zu machen, sich in allen großen Städten aufzuhalten, ein oder ein paar öffentliche Concerte zu geben, und so ganz gemächlich Paris zu erreichen. Alexis ist's zufrieden. Sie gehen also, und gehen, und kommen den folgenden Abend nach Aix, nachdem sie die Nacht zuvor in Lambeze zugebracht hatten.

Hier hielten sie sich nicht lange auf, sondern setzten ihren Stab bald weiter. In allen Städten, wo sie sich hören ließen, fanden sie die ehrenvollste Aufnahme und die thätigste Unterstützung. Wir unsers Orts wollen nur in Vienne mit ihnen verweilen, wo ihnen ein sonderbares Abentheuer begegnete, das Alexis abermals nur seinem mißtrauischen und scheuen Charakter verdankte.

Der Tag fing an zu sinken, und obgleich Alexis und Sciocco vor gänzlichem Einbruch der Nacht noch ein paar Stunden hätten machen können, so erlaubte es

ihnen doch die Müdigkeit, die sie spürten, nicht. Sie kehrten also in einem Gasthof in Vienne ein, Willens den Abend auszuruhen und auch die Nacht hier zuzubringen. Man gab ihnen ein Zimmer, sie ließen sich hineinführen, setzten sich, und fingen an zu plaudern. Plötzlich läßt sich ein sonderbares Geräusch im Zimmer hören .... Was bedeutet das? Die Stube ist verschlossen, sie sind allein, und doch ists, als hörten sie neben sich Athem holen, ja sie bilden sich sogar ein, leise und auf eine erstickte Weise husten zu hören. — „Es ist jemand hier," rief Sciocco. — Ja wohl, versetzte Alexis, es muß sich jemand hier versteckt haben ...

So sagen sie und suchen allenthalben nach. Wie sie unter andern einen Schrank öffnen, so finden sie einen Menschen drin, der sich zusammendrückte und wie Espenlaub zitterte. — Was macht Ihr hier? wer seyd Ihr? rufen beyde Freunde auf einmal, und setzen sich in Vertheidigungsstand. „Ach, meine Herren," sagte der Unbekannte und fiel vor ihnen auf die Knie, „machen Sie mich nicht unglücklich,

machen Sie mich nicht unglücklich! Ich bin ein Strafbarer, den die gerechte Rache eines Mannes verfolgt, den ich unmenschlicher Weise aufgeopfert habe. Ich sah ihn zum Hause hereinkommen, und flüchtete mich sogleich in dieses Zimmer, dessen Thüre ich offen fand . . .“

Mährchen, Du hast andere Absichten. Fort von hier, Spitzbube . . .

„Bey Gott, bey allem, was Ihnen lieb und heilig ist, beschwör' ich Sie, stehen Sie mir bey, retten Sie mich . . . Ich bin kein Verbrecher; ich habe zwar eine schwere Vergehung auf mir, aber die Liebe, die Liebe allein brachte mich dazu. Ach! lassen Sie mich die Nacht bey Ihnen zubringen! Sie sollen mich kennen lernen, Sie sollen alles erfahren . . . .“

Wie, wir sollten uns einem ganz unbekannten Menschen anvertrauen?

„Wenn Sie mich von hier vertreiben, so bin ich des Todes. Ja, wenn mein Feind mich hier entdeckt, so ist dieser Augenblick der letzte meines Lebens. Ach, großmüthige Unbekannte, werden Sie die Retter eines Unglücklichen, der Ihnen ewig

dankbar seyn wird! Behalten Sie mich diese Nacht bey sich. Morgen, wenn mein Nebenbuhler fort ist, mach ich mich auch gleich auf, und Sie sollen sehen, daß Sie keinem Undankbaren gedient haben.“

Sciocco war ziemlich geneigt, die Bitte des Unbekannten zu erfüllen: allein Alexis! Alexis, der von einem Mann, den er in seinem Zimmer versteckt fand, nicht ganz mit Unrecht das Aergste befürchtete, Alexis ließ sich schlechterdings nicht bewegen. Umsonst suchte ihm Sciocco zu beweisen, daß es in der Reihe der Dinge und der Prädestination sey, umsonst verschwendete der Ungenannte Bitten und Thränen: der schon so oft betrogene Alexis fürchtete abermals das Spiel eines Betrügers zu werden, öffnete die Thüre und rief nach dem Wirth.

Bey dem Lerm, das er machte, suchte der Ungenannte zu entkommen, allein plötzlich erschien ein anderer Fremder an der Thüre des Zimmers, packte ihn und schrie: „Ha, da bist du ja, den mein gerechter Zorn verfolgt!“ und stieß ihm mit diesen Worten den Degen in die Brust...

Man denke sich, wie Alexis und seinem Freund bey diesem schrecklichen Schauspiel zu Muthe war . . . Sie sehen den Unglücklichen fallen, und müssen sich sagen, daß sie Schuld an seinem Tode sind. Indeß war das Haus voll von dem Geschrey der Leute, die ab- und zuströmten . . . . Alexis und Sciocco, die in diesen fatalen Handel verwickelt zu werden fürchteten, verließen sogleich das Gasthaus, drängten sich durch den zusammengelaufenen Haufen, und schlugen in aller Eil die Straße nach Lyon ein. Sie waren ohngefähr drey Stunden gegangen, als sie von zwey Reitern, die hinter ihnen hergesprengt kamen, erreicht wurden. Einer von ihnen schwang sich vom Pferde, und redete sie mit dem wüthendsten Ton und den Worten an: „Ihr waret also die Gesellen des Elenden, dem ich das Lebenslicht ausgeblasen?“

Wir?

„Ihr, er hatte sich in Euerm Zimmer versteckt . . .“

Unglücklicher, rief Alexis: scheue den rächenden Arm der Gerechtigkeit, dem Du dich wahrscheinlich entzogen hast! Erschöpfe

nicht die Geduld eines unglücklichen Jünglings, der sichs nie verzeihen wird, daß er dir Gelegenheit gegeben, ein solches Verbrechen zu begehen.

Der Cavalier und sein Diener wollten mit der Pistole in der Hand auf Alexis und Sciocco eindringen, diese entwanden ihnen aber zum Glück die tödtlichen Waffen, und fingen einen Ringerkampf mit ihnen an, in dem alle vier eben so viel Stärke als Geschicklichkeit zeigten.

Die Nacht war eine der dunkelsten, und das Schlachtfeld hart am Fuß eines Schlosses, in dem, von dem Geschrey herbeygelockt, verschiedene Personen am Fenster standen, aber sich nicht wagten herauszukommen, sondern dem hitzigen Gefechte unthätig zusahen.

Alexis und Sciocco thaten Wunder. Bald streckten sie ihre Gegner zu Boden, bald ließen sie sie wieder auf, erwarteten sie stehendes Fußes, und machten einen neuen Gang. Dieser sonderbare Kampf hatte lange Zeit gedauert, als ein plötzlicher Vorfall ihn auf einmal unterbrach, und unsre beyden Freunde von diesen

wilden Fremden, die sie nicht kannten, befreyte. Der Zufall wollte, daß Sciocco mitten in der Hitze des Kampfs ausrief: Recht so, mio maestro, courage, braver Alexis! — — „Alexis! Alexis!“ rief eine Dame, die an einem Fenster des Schlosses stand! „Wie? er ists! er! Hurtig, hurtig, zu Hülfe, eilt, macht!“

Und sogleich strömt eine Schaar von Bedienten mit Prügeln bewehrt aus dem Schloß heraus, fällt über die vier Kämpfer her, und haut ohne Untersuchung auf beyde Theile ein. Bald gelang es indeß unsern beyden Helden sich dem unvermutheten Succurs als freundlicher Theil kennbar zu machen, und nun setzen sie den beyden Reitern so zu, daß sie fliehen, und ihnen das Schlachtfeld überlassen.

Indeß hatte Alexis doch einen Hieb ins Gesicht bekommen, der ihn ganz unkenntlich machte. Er suchte das fließende Blut mit dem Schnupftuch zu stopfen. Sciocco und die Bedienten aus dem Schlosse halten ihn. Die hülfreiche Dame eilt selbst herbey, nimmt ihn beym Arm, und führt ihn ins Schloß. „Wie?“ mur-

melte sie ganz leise zwischen den Zähnen; „bist Du's, mein lieber Alexis? Gott, was für ein Unglück hätte das werden können! . . . Komm, liebes Kind, komm, dieses mal sollst Du mir nicht wieder so entwischen . . . . .“

Alexis war, wie man denken kann, über diesen Auftritt nicht wenig betroffen. Wer ist die Dame, die ihn, wie es scheint, kennt, und Theil an seinem Schicksal nimmt? . . . . sie kennt seinen Namen? Woher hat sie ihn?

Der Leser wird bald eine alte Bekanntschaft erneuern. Jetzt lassen wir sie einen Augenblick alle mögliche Sorgfalt auf unsern verwundeten Helden verwenden, und sehen uns ein wenig nach Klärchen um. Sie hat sich sowohl von dem Mönch, als von der Alten, die sich ihrer auf der Wiese bey St. Fonds bemächtigen wollten, befreyt; aber wie?

Achtes Kapitel.

Herr und Frau von Corsange.

Indeß der Exkapuziner Stephan und die Baronesse d'Yrace Klärchen jedes an einem Arm hielten, und sich einander diese Beute, auf die sie beyde gleich sehr ersessen waren, abzujagen suchten, rufte die Tochter Duverlys den Himmel um Beystand an, und stieß so rührende Klagen aus, daß sie von einem Mann gehört wurde, der auf der Heerstraße in einem Kabriolet gefahren kam. Ein Postillon ritt vor ihm her. Der großmüthige Fremde sprang aus der Chaise und eilte mit seinem Begleiter nach dem Ort, wo Klärchen schnelle Hülfe von ihm zu erwarten schien. „Was machen Sie mit diesem jungen Menschen," rief er. (Der Leser darf nicht vergessen, daß Klärchen in Mannskleidern war, und die Baronesse unter dem Namen Alexis in sich verliebt gemacht hatte.)

Was haben Sie danach zu fragen: antwortete Stephan trotzig.

Ach, mein Herr, rief das unschuldige Schlachtopfer, retten Sie mich aus den Händen dieser beyden Leute, die mich mit Gewalt entführen wollen ....

„Schurke,“ schrie der Unbekannte, und stürzte auf den Exkapuziner, „laß deinen Raub fahren, oder zittre für dein Leben!“

Wie er diese kräftigen Worte hören ließ, so eilte die Baronesse, ohne abzuwarten, bis die Reihe auch an sie kam, nach ihrem Wagen zurück, und befahl ihrem Kutscher, so schnell als möglich zu fahren. Der Kapuziner konnte auch nichts anders anfangen, als nachgeben. Er warf sich unverzüglich in seine Postchaise, und da er nicht wieder in sein Kloster durfte, so schlug er sich gegen Lyon und verschwand.

Klärchen warf sich ihrem Befreyer zu Füßen und dankte ihm aufs herzlichste. Seine Miene verscheuchte alles Mißtrauen, sie entdeckte ihm ohne Furcht ihr Geschlecht. Großmüthiger Mann, sagte sie zu ihm, vernehmen Sie, daß Sie ein Mädchen aus den Händen dieser grausamen Räuber gerettet haben ....

„Ein Mädchen? . . .“

Ja, und zwar eins, das für eine so große Wohlthat Zeitlebens die größte Dankbarkeit empfinden wird . . .

„Aber, meine liebe Demoiselle, wer hat Sie . . . Doch, vor allen Dingen wollen wir wieder in den Wagen steigen . . . Meine Jahre müssen Ihnen für meine redlichen Absichten bürgen. Steigen Sie ein, und sagen Sie mir nur, wohin ich Sie bringen soll?“

Ich finde kein Bedenken, dieß Anerbieten anzunehmen, edler Mann. Ihre Edelmuth, ihre Gesinnungen . . . und etwas in Ihren Mienen, das Achtung einflößt, alles läßt keinen Zweifel übrig, daß ich bey einem Vater nicht sicherer seyn könnte, alles bewegt mich, Sie zu begleiten.

Bey diesen Worten reicht der Ungenannte ihr die Hand. Sie steigen beyde in das Kabriolet. Der Postillon treibt die Pferde an, und Klärchen fährt in ihrer Rede fort. Ich gehe nach Paris, mein Herr, wo ich hoffe . .

„Sie wollen nach Paris? eben dahin denke ich auch . . .“

So bin ich wirklich so glücklich einen . . .

„Ehrlichen, redlichen Reisegefährten anzutreffen, der schon jetzt den lebhaftesten Antheil an Ihren Unfällen nimmt . . . . Vertrauen Sie sich mir an: vielleicht bin ich eines solchen Vertrauens nicht unwerth . . .“

Daran, mein Herr, wäre es mir unmöglich auch nur einen Augenblick zu zweifeln . . . . Ich werde nicht das geringste Geheimniß vor Ihnen behalten. So wissen Sie denn: ich heiße Klärchen . . . . Ein junger Mann, den ich liebte, . . . den ich noch liebe, ach! troß seiner Untreue liebe . . .

„Sie lieben, Mamsell! ach! ich liebte auch . . . .“

Sind Sie vielleicht eben so unglücklich als ich? . . .

„Unglücklich? ja wohl . . . Doch, haben Sie die Güte fortzufahren . . .“

Ich verließ alles, alles, meinem Geliebten, meinem Alexis zu folgen, und das

erste Wort, das ich von ihm zu hören bekam, war die Nachricht von seiner Untreue ...

„Alexis? Alexis nennen Sie Ihren Liebhaber?“

Ja! Kennen Sie ihn etwan?

„Nein; ohnmöglich kann es der seyn ...“

Lassen Sie doch hören ..

„Ist er ein Virtuos?“

O ein großer Virtuos!

„Von einer einnehmenden Figur?“

Durchaus ohne Tadel!

„Neunzehn Jahr alt?“

Weniger ein paar Monate ...

„Von sanften, furchtsamen Charakter?“

Ja, er ist's!

„Aber dabey zum Unglück falsch und hinterlistig ...“

Nein, er ist's nicht ..

„Er hat mir erzählt, er habe in einem Wald gewohnt ....“

So ist ers doch: so ist es Alexis, mein Freund, den Sie kennen ... Wo haben Sie ihn gesehn?

„In Marseille, Mamsell. Ach! seine Bekanntschaft ist mir theuer zu stehen gekommen ...“

Wie so? erklären Sie sich ...

„Wie beklage ich Sie, wenn Sie ihn noch lieben ... Der Treulose — —“

Nu?

„Ich werde Sie auf das äußerste betrüben — —.“

O reden Sie, reden Sie ...

„Er hat mir das Herz meiner Geliebten geraubt ...“

Gott!

„Ja, ich hatte mein ganzes Vertrauen in ihn gesetzt; ich führte ihn bey meiner Sophie ein: ich bat ihn, mir das Herz meiner Sophie geneigt zu machen. Der Verräther! er verliebt sich selbst in sie. Beyde verrathen mich, beschließen in einer nächtlichen Zusammenkunft mit einander zu fliehen, mich zu verlassen, und mir das Herz zu brechen ..“

Ach! Herr, Herr! ..

„Ich sehe des Nachts einen jungen Menschen in Sophiens Haus schleichen. Weit entfernt zu glauben, daß es mein

Freund

Freund sey, passe ich ihm selbander auf: er kömmt heraus . . . . . wir hatten uns mit spanischen Röhren versehen: ich lasse meine Rache an dem Schuldigen aus, und den folgenden Tag erfahre ich, daß Alexis von den erhaltenen Schlägen krank zu Bette liege.“

Sie haben ihn . . Ach sagen Sie mir, ward er gefährlich verwundet?

„Fünf Tage mußte er im Bette zubringen . . . . Doch, schönes Klärchen, Sie scheinen ihn noch zu beklagen. Wie? alles, was ich Ihnen hier erzähle, reißt Sie nicht von dem Meineidigen los, der es nicht verdiente, das Herz einer so liebenswürdigen Person, als Sie sind, zu gewinnen?“

Ach, lassen Sie mich zu Athem kommen, bester Herr; so viel grausame Nachrichten auf einmal! . . Alexis! . . . ich höre nichts als Treulosigkeiten von ihm . . . . In Valence flieht er mit der Frau des Kerkermeisters: in Marseille will er mit einer andern fliehn . . . Gott! wie flatterhaft . . . wie viel neue Geliebten hinter einander! Klärchen war also nicht im

Stande dein gaukelhäftes Herz zu fesseln? ich fühl' es nur zu sehr . . Die Abwesenheit hat mein Bild aus deinem Herzen vertilgt, in welches, wie du sagtest, die Liebe es so tief geprägt hatte! . . . So sey es denn! ich entsage dir: ich will dich nicht wieder sehn: ich mag dich nicht länger lieben . . . Mein Herr, er ist in Marseille; ich gehe gerade nach Paris: achtzig Meilen liegen zwischen uns: wollte Gott die ganze Erde läge zwischen uns....

„Kommen Sie, schönes Klärchen, kommen Sie zu mir . . . Ich will Sie zu einem Freund bringen, den ich habe . . . zu einem Freund, der mir seiner Tugenden und seiner Unglücksfälle wegen theuer ist. Sie sollen seine Gattinn, die reizende Arzelie kennen lernen: sie haben keine Kinder: sie sollen Sie an Kindesstatt annehmen, Sie sollen ihre Tochter werden: ja, ja, Sie sollen's seyn . . . Die Tugend findet allenthalben Freunde und Aeltern . . . "

Klärchen dankte dem Herrn du Monnai (denn man hat doch schon errathen, daß

Er es war) mit jener rührenden Anmuth, die Unschuld, Sanftmuth und Offenherzigkeit geben. Sie machte ihm nun eine ausführliche Beschreibung von ihren Schicksalen, redete von Duverly, ihrem Vater, von Dorancé, machte ihm eine Schilderung von dem Häuschen, und gewann sich das vollkommne Vertrauen ihres Befreyers, der der achtenswürdigste Mann von der Welt war. Mitten unter diesen Gesprächen erreichten sie Lyon, wo sie sich ein paar Tage aufhielten, und diese schöne Stadt, die ansehnlichste im ganzen Königreich nächst Paris, besahen. Da ihnen aber auf ihrem ganzen übrigen Wege von Lyon bis Paris nichts merkwürdiges begegnete, so wollen wir sogleich mit ihnen in diese schöne Hauptstadt eintreten, und bey dem Marquis de Corsange, einem Freunde des du Monnai, absteigen, der in dem Verlauf dieser Geschichte bald eine sehr interessante Person werden wird.

Er war ein Mann von ohngefähr vierzig Jahren, groß, wohlgebaut, liebenswürdig, hatte aber so viel Unglück erlebt, daß sein Charakter einen Anstrich von

Schwermuth bekommen hatte, den nichts zu zerstreuen fähig war.

Arzelie, Marquise de Corsange, mochte ihrem dreißigsten Jahre nahe seyn. Sie schien schön gewesen zu seyn, und ob man schon noch einige verlorne Spuren von ehemaligen Reizen entdecken konnte, so hatten doch ihre Augen so viel von ihrem Feuer verloren, ihre Wangen waren so eingefallen, ihre Züge so durch Weinen und Kummer entstellt, daß sie die Anmuth nicht mehr besaß, die beym ersten Blick einnimmt. Aber wie schön war nicht ihre Seele! wie sanft ihr Charakter! wie scharf und richtig ihr Verstand! . . . Die Marquise hatte die äußern Reize eingebüßt, aber die Reize ihres Herzens waren nur desto verführerischer. Sie glich einer Blume, die der heiße Sonnenstrahl versengt hat: der leichtsinnige Schmetterling nähert sich ihr, und verläßt sie bald wieder, um eine andere aufzusuchen, deren Glanz und Duft ihn lockt: die weise Biene hingegen läßt sich von der Blässe der Blätter nicht abschrecken: sie öffnet ihren Kelch, sicher hier einen Nektar zu

finden, der köstlicher ist als der verlorne Duft, den sie entbehren kann. Ehe du Monnai Klärchen dem Marquis und der Marquise vorstellte, bat er sie, dieses liebenswürdige Paar nicht mit ihren Schicksalen bekannt zu machen. „Sie sind selbst unglücklich genug gewesen," fuhr er fort, „Ihre Erzählung würde nur die alten Wunden ihrer Herzen von neuem aufreißen. Ueberdieß klingt die Geschichte von dem Häuschen, von Ihrem Alexis, der seine Familie nie kennen lernen, alles das klingt so sonderbar, so fabelhaft, daß sie Sie vielleicht für eine Romanenheldinn ansehen, und sich keine so ganz vortheilhafte Idee, als Sie verdienen, von Ihnen machen möchten. Klärchen, verzeihen Sie mir meine Freymüthigkeit: aber Sie haben mir ja erlaubt, im Tone des zärtlichen Vaters mit Ihnen zu sprechen. Ich will es seyn, ich bin es, und um Ihnen einen Beweis von der Freundschaft zu geben, die Sie mir eingeflößt haben, so will ich Sie meinen Freunden als eine Nichte von mir vorstellen, ja, als meine Nichte, meine Bruderstochter. Sie wissen,

daß ich schon längst Willens war, sie nach Paris kommen zu lassen, aber das wissen sie nicht, daß sie unlängst gestorben ist. Treten Sie an ihre Stelle, und seyn Sie versichert, daß Frau von Corsange Sie wie ihre eigne Tochter halten wird.“

So gern sichs Klärchen gefallen ließ in Paris zu bleiben, so konnte sie doch ihr Häuschen nicht vergessen. Oft, wenn sie an Candor dachte, gab sie sich selbst Undankbarkeit und Grausamkeit Schuld, und nahm sich vor, zu diesem Wohlthäter, der Vatersstelle bey ihr vertreten hatte, zurückzukehren. Erinnerte sie sich hingegen an die Forderung, die er an Alexis gethan, und wie er seine Rache in dem Blute des unglücklichen Duverly und seiner Tochter selbst abzukühlen suche, so empörte sich ihr Herz, sie bebte vor Unwillen, und dankte dem Himmel, daß er sie von diesem grausamen Tyrannen entfernt habe. „Indeß,“ sagte sie, „vielleicht kömmt Alexis einmal in das Häuschen zurück, und . . . . wenn er mich nicht findet . . . wenn er mich nicht findet — — aber wird er mich auch wohl suchen? Dem Treulosen wird es

nicht genügen, mich vergessen zu haben, vielleicht wird er noch Barbarey zu seiner Verrätherey hinzufügen. Gott, wenn er dem Alten wirklich das .. Haupt meines Vaters brächte . . . Gott, Gott! und ich wäre Zeuge davon, ich müßte sehen .. Nein. Ich bleibe in Paris, ich habe an meinem Befreyer einen wahren Vater gefunden: seine Freunde, denen er mich vorstellen wird, sind eben so rechtschaffene Personen, als er selbst. Warum sollte ich diese edlen Menschen verlassen? Glücklich will ich leben, auch fern von Aeltern und Verwandten. Doch, was sag' ich .. ist man nicht da, wo man sein Glück findet, im Schooß seiner Familie?“

Unter diesen vernünftigen Betrachtungen traf Klärchen mit dem edeln du Monnai in Paris ein. Der Marquis de Corsange wohnte in der Straße Vaugirard, hinter dem Luxemburg. Sie begaben sich sogleich zu ihm: der Schweizer läßt sie ein, und sie werden in einen schönen Saal geführt, wo sie beyde Gatten beschäftigt finden; sie bey der Lectüre, ihn beym Violoncell. So wie sie ihren Freund gewahr wurden, flogen

sie in seine Arme. „Bist Du's wirklich? mein bester Freund," sagte der Marquis, „bist Du's wirklich?.... welch ein Glück, daß ich Dich wiedersehe! . . . "

Eben so lebhaft äußerte die Marquise ihr Vergnügen über seine Erscheinung, und du Monnai nahm Klärchen bey der Hand, und stellte sie ihnen vor. „Hier sehen Sie," sagte er, „meine Nichte Klärchen, meine Bruderstochter. Sie haben sich so oft erboten, ihr in Ihrem Hause ein Plätzchen zu geben, daß ich mir die Freyheit nehme, von dieser Erlaubniß Gebrauch zu machen. Hier ist sie, meine Freundinn; betrachten Sie sie. Giebt es eine einnehmendere Physionomie?"

Klärchen ward roth, und schlug ihre großen blauen Augen nieder. Die Marquise ließ sie neben sich niedersetzen: „ja, mein liebes Kind," sagte sie, „ich nehme Sie wie mein eignes Kind auf: die Nichte meines Freundes soll in uns einen Vater und Mutter wieder finden . . . In der That ein reizendes Kind . . . Sittsames Mädchen, schlagen Sie doch Ihre schönen

Augen auf . . . kommen Sie; umarmen Sie mich! . . "

Klärchen sank in ihre Arme, und beyde Gatten überhäuften sie mit den herzlichsten, zärtlichsten Liebkosungen . . . Hierauf ging man zu Tische. Klärchen ward etwas Meister über ihre Furchtsamkeit; sie sang; die Marquise begleitete sie, und der Rest des Tages verfloß unter Gesprächen und freundschaftlichen Herzensergießungen.

Du Monnai war blos nach Paris gekommen, um einen Prozeß zu Ende zu bringen, und ging nach Verlauf von acht Tagen nach Marseille zurück, wo seine Pflicht ihn hinrief. Vor seiner Abreise empfahl er seine liebe Nichte seinen Freunden: allein seine Bitten waren unnöthig. Sie selbst hatte sich schon so durch ihr sanftes Wesen und ihre Talente beliebt gemacht, daß Herr und Frau von Corsange sie ganz als ihr eignes Kind ansahen.

Klärchen konnte nicht ohne Thränen von ihrem würdigen Freunde Abschied nehmen, und so glücklich sie auch im Hause des Marquis zu leben hoffte, so schien sie

sich doch, ohne ihn, gleichsam isolirt. Sie nahm ihn also bey Seite und sagte: So wollen Sie uns schon verlassen, lieber Vater?

„Ich muß, liebe Nichte.“

O, mein liebster Onkel, wie werde ich Ihre Abwesenheit ertragen können?

„Suche nur stets die Freundschaft und das Vertrauen deiner großmüthigen Pflegeältern mehr zu verdienen, und so werden sie mich Dir bald vergessen machen.“

Vergessen? nein, nimmer, nimmer...

„Lebe wohl, Klärchen!“

Onkel ...

„Nu?“

Sie gehen nach Marseille?

„(Lächelnd) Ja; hast Du etwas dahin zu bestellen?“

Nein ; ; gar nichts ; ; aber ; ;

„So rede nur!“

Wenn er noch dort seyn sollte, so bitte ich Sie, erwähnen Sie meiner nicht gegen ihn ..

„Gegen wen?“

Den treulosen Alexis. Wenn er erführe, wo ich mich aufhalte, so würde er an mich

schreiben, und ich würde seine Briefe ... verbrennen —

„Ohne sie zu lesen?“

Ohne sie zu lesen!

„Recht gut, meine Tochter: das versteht sich ohnehin. Ich will ihm nicht einmal sagen, daß ich Dich kenne.“

O, von den Wohlthaten, die Sie mir erzeigt haben, können Sie wohl mit ihm sprechen ...

„Wie reimst Du das zusammen? Er soll nicht erfahren, daß ich Dich kenne, und doch ...“

Ja, immer mögen Sie ihm erzählen, wie glücklich ich jetzt bin: Sie können ihm sagen, daß ich nicht mehr an ihn denke, und daß ich glücklich .... sehr glücklich bin ...

„Wohl: ich will's nicht vergessen .. Ach, meine Tochter, Du bist noch nicht von deiner Liebe geheilt ...“

Ich .. ich versichere Ihnen ...

„Nu ja, ja .. Leb wohl, Klärchen, leb wohl; schreibe mir, und rechne stets ... stets auf mein Herz.“

Sie trennten sich. Klärchen konnte nicht aufhören zu weinen. Die Marquise that alles, was sie vermochte, ihren Kummer durch tausend kleine Zerstreuungen und Beschäftigungen zu verscheuchen, und es gelang ihr nach und nach.

Indeß sie in diesem Hause ein stilles und reines Glück genießt, wollen wir uns einmal nach unserm Alexis umsehen, den wir verwundet in dem Schloß einer unbekannten hülfreichen Dame verlassen haben; wir wollen uns erkundigen, ob er bald wieder hergestellt ist, und auf seinem Plan, nach Paris zu gehen, beharrt?

Neuntes Kapitel.

Abentheuer in der Einsiedeley.

Vor allen Dingen müssen wir unsern Lesern (wenn sie es nicht schon von selbst errathen haben) zu wissen thun, wer die Schloßbesitzerinn war, die den Namen Alexis nicht ohne Begeisterung nennen hören konnte. Man erinnert sich, daß Klärchen gleichfalls unter dem Namen Alexis die Baronesse d'Yrace, nah' am Flecken St. Fonds, in sich verliebt gemacht hatte. Eben vor dem Schlosse dieser Baronesse war der Kampf zwischen Alexis, Sciocco und den beyden Unbekannten vorgefallen, und eben diese alte Närrinn war es, die, wie sie unsern jungen Helden nennen hörte, ihn für den Alexis hielt, der ihr vor einigen Tagen entronnen war.

Alexis trocknete mit dem Schnupftuch das Blut, das ihm über das Gesicht herabfloß, allein die Baronesse, die nicht gut sah, blieb immer noch bey ihrem Wahn, und ließ ihm sogleich das schönste Bett im

ganzen Schloß anweisen. Julie, sagte sie zu ihrem Kammermädchen, ich kann seine Wunde nicht sehen ohne in Ohnmacht zu fallen: geh' hin, verbinde das arme Kind: morgen früh will ich ihn besuchen, und ihm selbst eine Bouillon bringen.

Das Kammermädchen, die ganz neu im Hause war, richtete den Befehl sogleich aus. Sie eilte in Alexis Zimmer, legte ihm eine Menge Umschläge auf das Gesicht, so daß ihm außer Nase, Augen und Mund nichts frey blieb.

Sciocco saß neben dem Bette seines Freundes: er machte große Augen, und wiewohl er von allem, was er sah und hörte, nichts begriff, so bewunderte er doch bey sich selbst die Ordnung der Dinge und die glückliche Prädestination. Wie sie beyde allein waren, sagte er: „Eh mio caro padrone, wollen Sie wieder behaupten, daß der Zufall uns in dieß Schloß gebracht?“

Ich weiß nicht: allein ich habe jetzt an ganz andre Dinge zu denken . .

„Und woran denn?“

Woran? Unbesonnener! Macht Dir dein Gewissen keine Vorwürfe? Der Un-

glückliche, den wir ums Leben gebracht haben .

„Den wir. . . wir . . Signor, sagen Sie lieber: den ich . . .“

Leider hast Du recht . . . ja, mein häßliches Mißtrauen . . . aber wer hätte auch von einem Menschen, den man in einem Schrank versteckt findet, etwas gutes erwarten sollen?

„Er hatte seine guten Gründe dazu . . .“

Er bat mich so flehentlich . . . Gott . . Gott: ich bins, ich habe ihn gemordet . . Was kostete mich's, wenn ich ihn die Nacht im Zimmer ließ? Wir hätten gewacht, das wär' es alles gewesen . . . Ach, lieber Carlo, das ist mir ein schwerer Stein auf dem Herzen: das wird mir noch manche Stunde meines Lebens verbittern.

„Dolce, dolce Signor, seyn Sie nicht so ungerecht gegen sich selbst? Das Schicksal hat auch seinen Theil an der Sache . .“

Ja! das Schicksal . . .

„Ja, er war bestimmt so zu sterben; das war dort oben einmal fest beschlossen . . .“

Vermessener: wie, wenn ich ihn nun im Schranke gelassen hätte?

„Das konnten Sie nicht, Signor, das war Ihnen nicht möglich. Eine unsichtbare Kraft hielt Ihre sonst so großmüthige Seele zurück, und raunte Ihnen zu: wirf ihn hinaus, wirf ihn hinaus . . . .“

Ich verliere die Geduld über dein unvernünftiges Geschwätz. Deine Gründe haben keine Wirkung, als daß sie mich nur destomehr von meiner Schuld überzeugen. Ja, je mehr Du schwatzest, desto lebhafter fühl' ichs: nichts, gar nichts hielt mich zurück . . . Doch, von dem Gespräch abzukommen, das mich traurig macht, sage mir, bey wem sind wir?

„Bey einer sehr freygebigen Person, die Ihre vertraute Freundinn ist . . .“

Meine?

„Si, Signor . . “

Ich versichere Dich, ich kenne sie ganz und gar nicht: wahrscheinlich hält mich die Dame für einen andern.

„Ey desto besser, caro mio, lasciamo farla. Der Himmel schickt uns eben zu

rechter

rechter Zeit diese gute Seele zu. Hätten wir ihr Schloß nicht gefunden, was hätten wir, verwundet wie Sie waren, im freyen Felde anfangen wollen? Lassen Sie uns von dem glücklichen Stern profitiren, der ..."

Sciocco wollte fortfahren, allein ein Bedienter trat herein und meldete ihm, daß die Baronesse mit dem Essen auf ihn warte. Sciocco ließ sichs nicht zweymal sagen: er ging zur Alten hinunter und speiste mit dem besten Appetit von der Welt.

Während der Mahlzeit that die Baronesse eine Menge Fragen an ihn, die er so schwankend als möglich beantwortete, aus Furcht, sie aus ihrem Wahn zu reißen und fortgeschickt zu werden.

Der arme Alexis! kennen Sie ihn schon lange, mein Herr?

„Non, Madama, per dio; es ist ein scharmanter Cavaliere!"

O gewiß, ein liebenswürdiger junger Mann! Erst noch vor neun bis zehn Tagen war er hier..

„Vuol ridere la Signora . . Wir kommen von Marseille, wo wir uns länger als vierzehn Tage aufgehalten haben . . .“

Was finden Sie für Gefallen daran, mir zu widersprechen? . . . ich kenne den kleinen Grausamen wohl. Aber sagen Sie mir, Sie sind sein Freund; und wissen Sie um seine Heimlichkeiten? was hat er seit unsrer Trennung gemacht?

„Seit . . . ihrer . . . Trennung?“

Ja, auf der Heerstraße, dort unten, eine halbe Meile von hier?

„Ma foi, Madama, das weiß ich nicht: ich kann Ihnen beschwören, ich war nicht dabey . . .“

O, ich weiß es wohl. Allein, wo kömmt er jetzt her? Wo haben Sie einander kennen lernen? Warum suchte man Händel an Ihnen? Wer sind die Leute, die Sie angriffen? —

Die Baronesse war unerschöpflich in Fragen, und Sciocco, der nun klärlich sah, daß sein Freund mit einem andern ver-

wechselt wurde, wußte nicht, was er antworten sollte, so schrecklich war ihm der Gedanke, diese gute Herberge verlassen zu müssen. Die wohlbetagte Dame, die sehr oft den Jargon des Italieners nicht verstand, glaubte, es stehe jenseits der Hirnschaale nicht recht richtig mit ihm: vielleicht, dachte sie, haben ein paar Schläge über den Kopf seine Vernunft zerrüttet. Nach aufgehobner Tafel begab sich Sciocco wieder in Alexis Zimmer, erzählte ihm die Unterredung, die er mit der Frau vom Hause gehabt, und fragte: was er dazu sage? Alexis, von Natur ein abgesagter Widersacher von allem, was einem Betrug ähnlich sah, beschloß den andern Tag in aller Frühe sich der Baronesse zu entdecken, und, wenn es nöthig wäre, lieber das Schloß zu verlassen, als zuzugeben, daß sie länger in ihrem Irrthum bleibe.

So wie der Tag anbrach erschien die Baronesse, die Alter und Liebe am Schlaf hinderten, vor dem Bette des Kranken, den sie vor der Menge Umschläge, die Julie ihm vors Gesicht gelegt hatte, nicht

erkennen konnte, setzte sich zu seinem Haupte, und redete ihn also an: „Endlich, kleiner Undankbarer, seh' ich Dich wieder einmal in meinem Schlosse ... Freylich sollte ich nach deinem unverantwortlichen Betragen gegen mich nicht den geringsten Antheil an Dir nehmen, aber... meine Nachsicht ... meine Schwäche.... Du kennst mich ... Du weißt, was für ein fühlbares Herz in diesem Busen schlägt .. "

Gnädige Frau, die großmüthige Aufnahme, die Sie mir erweisen, beweist mir's zur Gnüge: allein, erlauben Sie mir, daß ich Sie aus einem Irrihum reiße: ich bin nicht ...

„Still, still: sey nur ruhig. Wozu diese Blödigkeit, diese veränderte Stimme? Wirklich ich kenne Dich nicht mehr ... "

Das glaub' ich wohl, gnädige Frau, denn ich habe niemals die Ehre gehabt, Ihnen bekannt zu seyn ...

„Geh, Du verstellst Dich, Du denkst mich zu hintergehen ... Nicht wahr,

kleiner grausamer Engel? Es ist Dir nicht recht, daß Dich das Schicksal wieder zu meinen Füßen gebracht hat ..... Du möchtest ... aber die List ist zu plump ... ich hab' Dich wieder, kleiner Bösewicht, und nie, nein nie sollst Du wieder aus diesem Schlosse kommen. Ergieb Dich drein: Du mußt dein Lebelang hier bey mir bleiben ... "

Alexis, der, wie man denken kann, über diese Drohung nicht wenig erschrack, wollte ihr eben antworten, als man der Baronesse meldete, daß sie jemand zu sprechen verlange. Es war einer ihrer Pachter, der mit ihr abrechnen wollte, und der den ganzen Tag da blieb, so daß es ihr unmöglich war, ihren geliebten Kranken wieder zu besuchen. Sciocco hatte in der Weile alle seine Beredtsamkeit aufgeboten, seinem Freunde zu beweisen, daß er es als ein Glück betrachten müsse, daß man ihn für einen andern halte. Alexis aber ließ sich durch seine Gründe nicht überzeugen, im Gegentheil sein mißtrauischer Charakter ließ ihn aus den Reden der

Baronesse auf irgend eine geheime Absicht schließen, die ihn beunruhigte. Er bildete sich ein, man habe wer weiß was Arges mit ihm vor. Zuverläßig, sagte er zu Carlo, sind wir in ein Räubernest gekommen. Was will man von mir? Was bedeutet die Drohung der Frau, mich nicht wieder von hier weg zu lassen? Nein, nein: ich will gewiß wieder fort, heut noch, diese Nacht noch . . .

„Bedenken Sie nur, padrone mio . . . “

Ja wohl bedenk' ichs. Bemerkst Du nicht, daß diese vorgebliche Baronesse und alle Bedienten im Hause etwas wildes, etwas sonderbares in ihren Mienen haben?

„Ich finde, daß sie so aussehen, wie alle Leute.“

Wie alle Leute: o! sieh sie nur genau an, Sciocco! Ich versichere Dich, ich werde nicht ruhig hier . . .

„Da kommen einmal wieder Ihre Vorurtheile, Ihre Furcht, Ihr Argwohn zum Vorschein."

Ich bitte Dich, was könnten ehrliche Leute für Ursache haben, mich wider meinen Willen hier zurückzuhalten?

„Wenn es einmal in die Reihe der Dinge gehört — "

Sciocco, ich habe traurige Ahndungen. Komm, laß uns versuchen, uns zu retten.

„Aber Ihre Wunde?"

Hat nichts zu bedeuten! Sieh selbst..

Mit diesen Worten riß sich Alexis die Umschläge ab, stand auf, nahm Sciocco bey der Hand, und beyde schlichen sich in den Garten, eilten schnell hindurch, fanden die kleine Thüre in der Wohnung des Gärtners, die aufs freye Feld führte, offen, und suchten nun mit der größten Anstrengung ihr Heil in der Flucht, so dunkel es auch schon worden war, und so wenig man vor sich sehen konnte.

Sie wußten schlechterdings nicht, wie sie gehen müßten, um auf den rechten Weg zu kommen: sie verirrten sich immer mehr auf gekrümmten, steinigen Wegen, die bald mit Weinstöcken besetzt waren, bald sich zwischen Dornhecken und Scheunen verloren. Der Mond stand nicht am Himmel, dagegen umzog sich der Horizont mit dunkeln Wolken, die den armen Wanderern einen schrecklichen Sturm verkündigten, dem sie, da sie mitten im freyen Felde waren, nicht entgehen konnten.

Schon fing es gegen Morgen an immer heftiger zu blitzen, bald auch zu donnern. Erst fielen einzelne Tropfen, aber nicht lange währte es, so ergoß sich der Regen in Ströhmen. Alexis und Sciocco gingen scharf zu, so sehr auch die tiefe Stille, die Nacht, die schreckliche Naturszene ihre Herzen mit Schrecken füllte, und ihnen eine unbesiegbare Bangigkeit einflößte. Umsonst versuchten sie ihren Weg fortzusetzen: eine außerordentliche Schwäche hatte ihre Nerven abgespannt, die Knie bogen sich unter ihnen, sie konnten

kaum athmen, noch sich auf den Füßen halten.

„Da sehn Sie nun, imprudente Cavaliere," sagte Sciocco, „da haben wirs nun: was sollen wir nun anfangen?"

Was willst Du, antwortete Alexis, um ihn zu trösten, war dieß nicht auch in der Reihe der Dinge?

„Sie haben Recht, aber wir konnten es vermeiden, wenn wir in dem Hause blieben, wo wirs so gut hatten . ."

Nu, das freut mich doch, daß Du endlich meiner Meinung beytrittst.

„Nein, wahrlich nicht: ich bleibe meinem System treu bis in den Tod. Es giebt gewisse Vorfälle, denen wir nicht entgehen können, wir mögen es auch anfangen wie wir wollen: dagegen giebt es auch andere, die wir uns gleichsam durch unsre Unvorsichtigkeit auf den Hals zu ziehen scheinen, und die ohne gewisse freye Handlungen unsrer Seits nicht zur Wirklichkeit hätten kommen können. Der

Sturm zum Beyspiel, der jetzt mit so vieler Wuth über uns ausbricht . . . hätten wir ihn nicht dort unten bey der Frau Baronesse in unsern Betten ganz ruhig abtoben lassen können? Nicht?“

Ja zanke nur noch, ich rathe Dirs! Was kümmert Dich die Gefahr? Theil' ich sie nicht mit Dir . . .

„Veramente, das verringert freylich die meinige sehr . . . Ah maestro mio! welch ein Donnerschlag! ah dio . . dio . . wir armen . . . armen Leute!!“

Sciocco ward durch das immer zunehmende Ungewitter so erschreckt, daß er bitterlich zu weinen anfing . . . Vergebens bemühte sich Alexis ihn zu trösten. Der Italiener hörte nicht auf zu schluchzen: er schwur, diese Stunde sey die letzte seines Lebens, gewiß seyen sie bestimmt, vom Donner gerührt zu werden. „Ach,“ rief er, „wodurch hab ich's verdient, durch Feuer vom Himmel umzukommen? . . . Santa Maria, ascolta la mia confessione! Ich habe die Signora Mazarelli entführt,

aber in der guten Absicht, ihr einen rechtschaffenen Cavalier zu verschaffen . . . non ho peccato contra la legge! . . Daß ich mit meiner Börse in Paris Undankbare gemacht: war das eine Sünde? nein: non ho peccato contra la legge! . . . Daß ich unter Spitzbuben gelebt? Kann man dieß in irgend einer großen Stadt vermeiden? Non ho peccato . . aber, daß ich mio caro, mio tenero, mio troppo dolce maestro geschlagen, ausgeprügelt? O Si, ja, das ist eine Sünde: ho peccato, molto peccato contra la legge, la venerabile legge . . . .“

Indeß der Italiener in seinem Gebet die feurigsten Gelübde an alle Heiligen des Paradieses that, ward der Regen immer stärker, und nöthigte den Alexis, einen Schutzort zu suchen. Er glaubte in einiger Entfernung einen schwachen Schein von Licht zu bemerken.. Komm, Sciocco, sagte er zum Virtuosen, indem er ihn bey der Hand faßte; ich bemerke, daß wir uns einem Schirmdach, einem erwünschten Schutz gegen das Ungewitter nähern . .

Sie eilten beyde dem Ort zu, aus dem sie das Licht herschimmern sahen, und entdeckten endlich ein Gemäuer mit einem kleinen Glockenthurm. Die Thüre steht offen, aber niemand läßt sich sehen. Unsre beyden Reisenden treten in diese Art von Einsiedeley, und da sie sich vergebens nach einer lebendigen Seele umsehen, die sie anreden könnten, so entschließen sie sich zu rufen. Niemand antwortet..... Gleichwohl scheint die Einsiedeley bewohnt: von der Decke herab hängt eine brennende Lampe: hier und da stehen ein paar schlechte Möbeln. Alexis glaubt an der Mauer einige Inschriften zu bemerken. Er nähert sich, und man denke, wie überrascht er ward, als er seinen Namen unzählichemal in die Wand gegraben sah. Der Name Alexis war auf hunderterley Art zwischen Kränzen und Blumengeflechten zu lesen. Vorzüglich aber fielen ihm folgende Zeilen auf:

Hat deiner Feinde Mordstahl dich gefunden?
Bist du so früh des Lebens Last entbunden,
O mein Alexis? sage mir! . .
Nein! . . hätte dich der Tod der Welt entnommen,
Du wärst im Traum zu deinem Freund gekommen;
Er wäre jetzt bey dir!

Solcher Verse standen noch mehr auf der Mauer. Nichts war in der heiligen Siedeley zu entdecken, das nicht seinen Namen an sich getragen hätte. Mein Gott, dachte er, wer mag nur hier wohnen? . . Vergebens sucht, ruft Alexis nach dem Eigner der Hütte; niemand erscheint. Der Donner, die Blitze, der Regen, Sciocco's Angst, alles vermehrt seine Unruhe. Er setzt sich erschöpft auf einen Stein nieder, und da alles, was er sieht, ihn an seine Unfälle erinnert, so überläßt er sich seiner Verzweiflung, und gönnt seinen Thränen freyen Lauf. Auch der Italiener weint, und so sind unsre beyden Reisenden dem bittersten Schmerz überlassen, mitten in einer schrecklichen Nacht unter einem fürchterlichen Sturm, blos von einer abgelegenen Hütte beschirmt,

in der alles, was sie sehen, alte Herzens-wunden aufreißt ....

In dem folgenden letzten Buche dieser Geschichte werden wir sehen, wie es weiter mit ihnen ging, wer ihnen aufstieß, und wie sich dieß sonderbare Abentheuer endigte.

Viertes Buch.

Erstes Kapitel.

Sciocco will Einsiedler werden.

Warum legte der Himmel, da er uns Geist und Verstand gab, ihnen zugleich so viel Fesseln an, die sie hindern, ihre volle Wirksamkeit zu äußern? — Mancher hat Witz ohne Beurtheilungskraft, mancher andere nur zu viel Vorsicht und Scharfsinn. Der eine faßt schnell und leicht, ist aber eines anhaltenden Nachdenkens unfähig; ein anderer ist schwach, furchtsam, leichtgläubig, läßt man ihm aber Zeit zur Ueberlegung, so fällt er die richtigsten Urtheile und faßt die muthigsten Entschlüsse. Wie mannichfaltig sind nicht die Modificationen des menschlichen Geistes! Vorurtheile machen ihn hartnäckig und kurzsichtig, Eitelkeit macht ihn lächerlich, Furchtsamkeit erstickt seine thätigen

Kräfte, mit Einem Wort, er ist allen Launen der Leidenschaften unterworfen, die die Herzen der Menschen beherrschen. Alexis und Sciocco zum Beyspiel fehlt es gewiß nicht an Kopf, und wie verschieden ist gleichwohl ihre Art zu sehen! Der eine glaubt weder an Güte noch Offenheit, und es fehlt ihm nicht an Gründen, die seine Meinung unterstützen: der andere ist allzu argwohnlos, zu freymüthig, läßt sich zu sehr durch falsche Maximen und irrige Systeme leiten, gleichwohl haben auch seine Grundsätze manches für sich. Alles, was dem einen begegnet, bestärkt ihn in seinen Ideen; alles, was der andere erfährt, scheint ihm ein Beweis für die Richtigkeit seines Systems. Beyde räsonniren nicht übel, und gleichwohl irren sich beyde.

Wie schwach ist der Mensch, und wunderbar! wie stark in seiner Schwäche . . . Logik, Moral, Metaphysik, alle diese sogenannten höhern Wissenschaften sind oft eben so viel treulose Führer, die ihn nur desto tiefer in sophistische Labyrinthe verwickeln. Wer am besten beweist, sieht nicht immer

am richtigsten: Geist und Beredtsamkeit sind das einzige, was ihm vor den andern Menschen einen Vorzug giebt. Er besitzt die Kunst, seine Behauptungen in ihrer ganzen Stärke zu zeigen, und andere zu bewegen, ihnen ihren Beyfall zu geben; allein sind sie deshalb wahr und richtig? Ich berufe mich nur auf das Beyspiel jener beyden Philosophen, die wechselsweise Enthaltsamkeit und Wohlleben anpriesen. Da jeder seinen bestimmten Tag hatte, an dem er seine Moral zum Besten gab, so fastete das Volk allemal an dem Tage, an welchem es den ersten hörte, und überließ sich den größten Ausschweifungen, wenn es den Lehrstuhl des Epikuräers verließ.

So hat jeder seinen eignen Verstand, seine Meinungen, seine Art die Dinge zu betrachten. Die beste ist ohnstreitig diejenige, die sich der Billigkeit und der Vernunft am meisten nähert. Derjenige, der sich für das Naturgesetz enthusiastirt, ist ein Mann von Geist, dem es aber an gemeinem Menschenverstand fehlt: derjenige hingegen, der das bürgerliche Gesetz

achtet und befolgt, ist ein Philosoph voll gesunder Vernunft und richtiger Beurtheilungskraft. Gleichwohl haben beyde Recht; woher dieser Unterschied? — —

Indeß hatte Alexis schon viel von seinem Mißtrauen und seinem argwöhnischen Wesen verloren. Er war gezwungen unter den Menschen zu leben, und was noch schlimmer war, abhängig von ihnen zu leben, und so gingen ihm nach und nach die Augen auf. Er sah ein, daß er sich die meisten Unfälle, die ihn nach seinem Austritt aus der Einsamkeit im Walde betroffen, selbst zugezogen habe. Das Abentheuer vor Sophiens Hause, das im Gasthof von Vienne, das einem Menschen das Leben kostete, und vielleicht auch das mit der Baronesse, die er allzuhastig verlassen, hatten ihm Erfahrung und den Vorsatz gegeben, künftig anders zu handeln. Daß der Receveur von Marseille, dem er so viel Schlimmes zugetraut, der rechtschaffenste und großmüthigste Mann von der Welt sey, davon hatte er Beweise, die unumstößlich waren. Sophie, die er einfältiger Weise für eine Tugendheldinn

gehalten, war eine Verrätherinn. Der Unbekannte im Gasthof war kein Dieb, kein Mörder, und doch hatte er ihn unglücklich gemacht, ihn seinem Henker überliefert ... Ueber nichts machte sich der edeldenkende Alexis mehr Vorwürfe, als hierüber. Wie geneigt war er jetzt, jedermann zu Willen zu seyn, von jedem das Beste zu denken! Vielleicht ist nur zu fürchten, daß diese Vorfälle einen allzustarken Eindruck auf ihn gemacht haben. Oft ist ein mißtrauischer Charakter, wenn ihn zu auffallende Beyspiele belehren, wenn er zu starke Stöße erhalten hat, in Leichtgläubigkeit und Unvorsichtigkeit verfallen. Die Extremen sind nicht so weit aus einander, als man glaubt.

Doch wir wollen diese Betrachtungen nicht weiter verfolgen, da sie der Leser von selbst angestellt haben muß, wenn er den Helden der Geschichte in seinen Abentheuern und Verirrungen aufmerksam begleitet hat. Sieht er ungern Fehler an ihm (Fehler, die er größtentheils der Art verdankt, wie er erzogen worden), so müssen wir ihn bitten, sich noch etwas zu

gedulden. Bald wird seine natürliche Offenheit, Herzlichkeit und sein heller reiner Verstand den Sieg davon tragen, vorher aber muß er noch einige gute Lehren bekommen.

Wir verließen ihn mit seinem Freunde Carlo mitten in einer stürmischen Nacht, im Schutz einer entlegenen Einsiedeley, die verlassen zu seyn schien, in der aber zahllose Inschriften deutlich genug bewiesen, daß der Einsiedler Alexis kannte.

Noch immer wollte der Besitzer derselben nicht erscheinen. Hat er seine Einsamkeit verlassen? Ist er gestorben, oder hält er sich in einem Keller, in einem unterirdischen Gewölbe verborgen? Alexis und Sciocco stellen allenthalben die genausten Nachsuchungen an, allein sie finden nichts. Wie kam es indeß, daß die Thüre offen stand? Warum ist die Hütte erleuchtet? wer hat die Lampe angezündet? Sie verlieren sich in Vermuthungen und Wahrscheinlichkeiten. Doch, denken sie endlich, wir sind ja im Besitz der Hütte, wir können hier den Sturm vorübergehen lassen, die Nacht hier zubringen, und länger,

wenn es uns beliebt . . . Sciocco thut seinem Freunde den Vorschlag, sich auf eine Bank zu legen und zu schlafen. Alexis findet ihn sehr vernünftig, und sie führen ihn auf der Stelle aus: kaum aber sind sie eingeschlafen, als ein schrecklicher Donnerschlag sie wieder auf die Füße bringt. Der arme Sciocco glaubt, die schwache Hütte sey ganz zusammengestürzt. Alexis beruhigt ihn. Der Italiener fängt an zu beten, allein der philosophischere Alexis schläft vor Ermüdung bald wieder ein, und genießt einen süßen und erquickenden Schlummer.

Mit der Morgenröthe verschwanden die Sturmwolken vom Horizont, und kaum war an die Stelle der Dunkelheit eine matte Dämmerung getreten, als Alexis erwachte, die Augen aufschlug, und nicht wenig überrascht war, als er eine Art von Mönch in einem langen Kleid mit einer Kapuze neben sich erblickte. Schon glaubte er, es sey der Eigner der Hütte, der heilige Mann, schon wollte er den Mund aufthun, ihn um Verzeihung zu bitten . . . allein plötzlich brach er in ein herzliches

Gelächter aus, als er unter dieser Verkleidung seinen Freund Sciocco erkannte. Lieber Himmel, rief er, was ficht Dich an, Freund Carlo? Welch eine wunderbare Metamorphose! . .

„O Signor dilettissimo, spotten Sie nicht; ich bitte. Lachen Sie nicht über den frommen Vorsatz, den ich gefaßt habe, folgen Sie lieber meinem Beyspiele . . “

Deinem Beyspiele? . .

„Ja, der Himmel hat mein verstocktes Herz gerührt. Er hat mich zum Einsiedler bestimmt; ich fühle den himmlischen Beruf . . . “

Wie in aller Welt ist das zugegangen?

„Diese Nacht, nach dem schrecklichen Donnerschlag, hatte ich mich vor das Bild unsers heiligen Erlösers niedergeworfen. Sie waren wieder eingeschlummert. Der Ort, die tiefe Stille, alles stimmte mich zur Andacht und hieß mich in das Innerste meines Selbst blicken. Plötzlich empfand ich heilige Regungen und noch ungefühlte Gefühle . . . . divino Giesù, rief ich aus, wie glücklich ist derjenige, der deinen hei-

ligen Vorschriften folgt, und seine Tage deiner Anbetung, dem Umgang mit dir weiht. Wie neidenswerth dünkt mich das Loos des heiligen Mannes, der dir hier diente, und den du wahrscheinlich zu dir genommen hast! Wie ruhig mußte er in dieser Freystatt, entfernt von dem Getümmel und den Sorgen der Welt, leben! . . ich wollte fortfahren, aber eine leise Stimme flüsterte mir zu: „warum wählst du dir nicht diese Wohnung? warum bleibst du nicht hier? . . .“ Meine Augen wenden sich um, und was erblicke ich in einem Winkel? Was ich hier an mir habe, mio caro, ein langes Kleid, ein paar Sohlen, einen Strick, eine Kapuze, kurz eine ganze Eremitentracht. Stellen Sie sich mein Erstaunen vor, da wir vorher alle Winkel der Hütte auf das genaueste durchsucht, und nicht das mindeste von alle dem gesehen hatten . . . Ich ward daher sogleich überzeugt, daß dieser Habit expreß für mich vom Himmel gefallen, ich zog ihn an, brachte die Nacht in Betrachtungen über diesen sonderbaren Vorfall zu . . Sie erwachen, und finden nicht mehr Ihren

Freund Sciocco, sondern den ehrwürdigen Pater Santo — Carlo."

Alexis konnte sich an der komischen Figur nicht satt sehen und erstickte fast für Lachen. Der heilige Vater Carlo ärgerte sich darob ein wenig. „No bisogna ridere, Signor," sagte er mit einer gravitätischen Miene: „was ich Ihnen sage ist keinesweges Scherz oder Kurzweil, es ist un miracolo, si, un miracolo evidente .... Wenn Ihnen nur auch ein solcher Rock zugeschickt würde: das sollte Ihnen bald den Mund stopfen."

Richtig, richtig, mein Freund. Doch nein, aus Mitleid will ich Dich aus deinem Irrthum reißen. Diese Kleider, in die Du dich gehüllt hast, sind nicht vom Himmel gefallen, wie Du glaubst. Erinnerst Du dich nicht, daß wir gestern, wie wir nach dem Herrn des Hüttchens suchten, dieß Klotz, diese Bänke und dieß Geräth in jene Ecke schoben? Ich bemerkte wohl etwas Schwarzes, aber ich hielt es nicht der Mühe werth, es näher zu untersuchen. Du gabst mir den Rath, ein bischen auszuruhn, wir holten also die Bänke aus der

Ecke, und so kamen ganz natürlich diese Kleidungsstücke, die Du für ein wunderbares Geschenk des Himmels hältst, wieder zum Vorschein.

„Ja, ja, Sie haben gut schwatzen: aber ich versichere Ihnen, ich war in dem Augenblick ganz munter und wach.... "

Nu, und was ist dein Plan?

„Mein Plan, padrone mio, errathen Sie ihn nicht? Ich denke den Rest meiner Tage in dieser heiligen Siedeley zu verleben, meine Sünden auszubüßen, und endlich im Geruch der Heiligkeit zu sterben .. "

Du verläßt mich also, Du trennst dich von deinem lieben Freund Alexis?

„No certamente, dilettissimo mio! Nein, Sie folgen mir nach, Sie ziehen auch eine schwarze Jacke an."

Nein, daß das nicht geschieht, schwör' ich Dir: ich habe keinen Kitzel . . .

„Aber, überlegen Sie doch? ohne Vermögen, ohne Aussicht, von der ganzen Welt getäuscht, verrathen, was können Sie bessers thun?"

Du hast Recht, aber —

„Nu, wenn denn alle Menschen so sind, wie Sie glauben, falsch, boshaft, hinterlistig, so muß man sie fliehen...“

Deine Gründe lassen sich hören: wie aber? wenn die Schuld doch an mir gelegen hätte, wenn ich ...

„Zweytens; Sie denken nach Paris: in welcher Hoffnung?“

Kannst Du fragen? Einen Vater hoff' ich wieder zu finden, einen Vater, den ich trotz seiner Härte und Ungerechtigkeit wieder zu sehn brenne ...

„Sie werden ihn nie wieder finden ..“

Wer hat Dir's gesagt?

„Der Himmel!“

Der Himmel hat Dir's gesagt?

„Ja, denn er will, daß wir Einsiedler werden sollen. Ist dieß nicht ein hinlänglich deutlicher Wink, daß unsere Nachforschungen fruchtlos seyn werden?“

Geh, Du schwatzst über den Berg. Wenn gleich der Himmel unser Schicksal im Ganzen bestimmt, so läßt er uns doch Freyheit nach unsern Neigungen zu handeln.

„Sie glauben? . . “

Daß wir uns selbst unser Schicksal machen, und daß wir, wenn wir unglücklich sind, es oft durch unsre Schuld sind . . .

„Diese Grundsätze habe ich Sie ja nie äußern hören.“

Auch spreche ich gewissermaßen gegen meinen Willen so: allein alles nöthigt mich, so zu denken . . .

„Ich verstehe Sie nicht . . . “

Eben der Schritt, den wir jetzt gethan haben, ist er nicht eine Thorheit, eine ausgemachte Thorheit? . . . Warum entliefen wir wie Diebe aus einem Schloß, in dem wir so gut gepflegt und gewartet wurden? Es ist wahr, die Reden der alten gnädigen Mama klangen so sonderbar, so verdächtig — allein was hatten wir am Ende wohl zu fürchten? Was konnten die Leute mit uns vornehmen? Uns berauben? Das hätte der geschickteste Spitzbube wohl bleiben lassen sollen! Wie abgeschmackt, wie kindisch war meine Furcht!

„Keineswegeß, Signor. Alles das mußte so kommen, um mich in diese heilige Einsamkeit zu führen, wohin mein Gott mich rief . . “

Ich bitte Dich, Sciocco, mach deinen Thorheiten ein Ende. Doch, wenn Du bleiben willst, so bleibe. Ich für mein Theil, ich ziehe weiter, und wenn ich ihn, meinen Vater, nicht finde, und meine Freundinn nicht, dann — —

„Aber überlegen Sie nur, Signor, wie glücklich wir hier leben können . . . “

Glücklich! . . . fern von meinem Vater, meinem geliebten Klärchen . . .

„Da haben wirs! Wie kommen Sie auf einmal wieder auf Klärchen?“

Habe ich sie je nur Einen Augenblick vergessen? Ich weiß nicht, Sciocco, ich weiß nicht, ob ich sie je wieder sehen werde, aber noch lebt diese Hoffnung in mir, die mich begeistert, und mir Muth giebt, den größten Gefahren zu trotzen. Lieber Sciocco, laß uns allen Uebeln kühn die Stirn bieten, um dieß Glück zu verdienen . . .

„Bieten Sie die Stirn, so viel es Ihnen beliebt, Signor inamorato! mir, der ich dieß Klärchen nicht kenne, ist es sehr gleichgültig, wie nah oder wie fern sie ist . . . “

So, Carlo, so wenig Antheil nimmst Du an mir?

„An Ihnen: o molto, molto, carissimo! Aber an Leuten, die ich nicht kenne! . . “

So bleiben Sie denn, mein Herr, bleiben Sie. Künftig will ich mich mehr auf einen Freund verlassen . .

„Ah, per Santo Dominico, verlassen Sie mich nicht: bleiben Sie!“

Lassen Sie mich, Sciocco, lassen Sie mich . . .

„Ecome! vostro povero servo, vostro povero Carlo! Sie können ihn verlassen, sich von ihm trennen?“

Bist Du klug? Du willst ja . . .

„Ich? o nein! nein! niemals . . . Gleich will ich den Rock abwerfen, der mich einen Augenblick getäuscht hat. Ich, ich sollte von meinem liebsten, besten Freund

scheiden? divina Maria, wie konnten Sie das glauben?"

Alexis hatte Mitleid mit der Schwäche seines Freundes. Sein Kopf hatte wirklich etwas gelitten, aber sein Herz war vortrefflich. Die Szene, die er spielte, hatte unsern jungen Helden anfangs amüsirt, am Ende aber war er verdrüßlich worden. Sciocco fühlte sein Unrecht, warf ohne Verzug den Einsiedlerrock ab, und zog seine gewöhnlichen Kleider mit größerm Vergnügen wieder an, als er sie abgelegt hatte.

Indeß war die Morgenröthe dem Vater des Lichts gewichen. Die Luft, die der Nachtsturm erfrischt hatte, wehte sie erquickend an, und schien der ganzen ermatteten Natur neues Leben eingeflößt zu haben. Es war heller Tag, und der ehrwürdige Bruder Einsiedler zeigte sich noch nicht. Alexis und sein Begleiter beschlossen, ihren Weg fortzusetzen, ob sie gleich nicht wußten, wo sie waren... Sie traten aus der Hütte, und wurden nicht wenig überrascht, als sie vor ihren Augen eine schöne und prächtige Stadt liegen sahen,

die

die kaum eine Meile entfernt zu seyn schien ... Die Nacht, der Sturm und Regen hatten sie verhindert, sie zu sehen. Hoffnung und Freude keimten nun wieder in ihren Herzen auf: sie sahen einen gebahnten Weg vor sich, sie folgten ihm und begegneten im Felde einem guten Landmann, der hinter dem Pflug herwanderte. Sie erkundigen sich nach dem Namen der schönen Stadt, deren Anblick ihnen so viel Vergnügen macht.

„Es ist Lyon,“ antwortet der Mann.

Wie? Lyon! Wir wären so nahe bey Lyon?

„Daran ist kein Zweifel: Sie gehn grade drauf los.“

Mein Freund, wißt Ihr nicht, wem die Einsiedeley gehört, aus der wir kommen. Sie liegt dort rechter Hand?

„Wem? Ihnen, meine Herren, wenn Sie wollen?“

Wie so?

„Allerdings. Der Eremit, der da wohnte, hat sich gestern aus dem Staube gemacht ...“

Wer war er denn?

„Ein Narr, der zwanzigmal wär' eingesperrt worden, wenn ihn unser Erzbischof nicht beschützt hätte.“

Hat er sich lange da aufgehalten?

„Was wollt' er! Es ist nicht viel über ein Jahr, daß er herkam.“

Ein Jahr? Sein Name?

„Pater ... Pater ... mein Treu, ich kann den Herrn den Namen nicht sagen, ich hab'n rein vergessen: aber halt! wenn Sie nach Lyon kommen, so fragen Sie nur im Gasthof zum großen Dauphin zu: da kam er viel hin.“

Wo liegt dieser Gasthof?

„Gleich neben dem Platz Belle-Cour: man wird Sie schon zurecht weisen ... Ach, da Sie doch einmal in die Stadt gehn, wollten mir die Herrn nicht die Gefälligkeit erzeigen und den Brief da (er zog einen Brief aus der Tasche) an meinen Neffen bestellen, der Oberküper im Gasthof zum großen Dauphin ist. Ich hätt' auch meine Frau h'nein schicken können; aber, verstehen die Herren, sie hat viel im Hause zu thun, und den Herrn kann's keine große Beschwer seyn.“

Nur her damit, amico, wir wollen ihn richtig bestellen.

„Da erzeigt mir der Herr einen großen Dienst: aber ich bitte, stellen Sie ihm das Briefchen selbst zu, in eigne Hände. Sein Name steht da außen. Lesen Sie: Jean Picot. Der wird Ihnen so viel von dem Heremiten erzählen, als Sie wissen wollen: er bracht' ihm fast täglich eine Suppe heraus."

Gut, gut, wir wollen ihn fragen, wenn wir ihm den Brief zustellen. Adieu, alter Vater. — —

Die heitre Miene und Freymüthigkeit des Bauers hatten Alexis sehr amüsirt. Sciocco nahm den Brief zu sich. Sie erreichten Lyon, fragten den Gasthof zum großen Dauphin aus, und traten hinein. Bald wird sich hier ein sonderbarer Vorfall ereignen, und Alexis eine, für ihn und sein geliebtes Klärchen sehr merkwürdige Person antreffen.

Zweytes Kapitel.

Jean Picots fünf und zwanzig Louisd'or.

Das erste, was sie thaten, als sie in den Gasthof kamen, war, daß sie nach Jean Picot fragten. Jean Picot erschien, Sciocco stellte ihm den Brief seines Onkels zu, und Alexis, der den Einsiedler nicht vergessen konnte, erkundigte sich bey ihm nach demselben. „Ja, mein Herr,“ antwortete Jean Picot, „ein poßirlicher Kauz war dieser Pater Hilarius. Sie erinnern mich wieder an ihn: es thut mir recht leid, daß er nichts mehr von sich sehen läßt . . .“

Ich bitte, sagte Alexis, erzählen Sie mir doch einige nähere Umstände von diesem Mann . .

„Können Sie glauben, daß dieser Pater Hilarius, der sich ohngefähr vor einem Jahre auf erhaltene Erlaubniß des Erzbischofs in der Klause, die Sie gesehen haben, niederließ, diese Zeit über nichts

gethan hat, als daß er das Schicksal eines gewissen Alexis beweinte, der ihm sehr nah zu gehen schien. Ich hab' ihn oft von hm sprechen hören, denn unser Herr, der sehr mildthätig ist, schickte ihm alle Tage eine Suppe, und die trug ich gewöhnlich hin. Alexis, sagte er oft, Alexis: du verdammst mich gewiß, und doch bin ich unschuldig ... Wenn du unglücklich bist, so bin ichs auch, und vielleicht mehr als du ... Was mochtest du nur von meinem Betragen gegen dich denken? .. armes liebes Kind! wie lieb er mich hatte, wie er mich achtete! ... Es ahndet mir, ich werde dich nie wieder sehen, ich werde fern von dir sterben. Gott! wie soll ich dieß Elend, diese Quaal ertragen? ... So klagte Pater Hilarius unaufhörlich. Vor einiger Zeit kehrte dieser Alexis, der ihm so am Herzen hing, mit einem Fremden, der wohl sein Vater seyn mochte, in unserm Gasthof ein. Anfangs, da ich seinen Namen nicht wußte, hatte ich keine Acht auf ihn. Der junge Mensch und sein Freund blieben ohngefähr acht Tage hier. Ich führte sie, wie sie es verlangten, allent-

halben herum. Ich zeigte ihnen den erzbischöflichen Pallast, unsre drey Akademien, die schöne Uhr auf der Cathedralkirche, die Kirche des heil. Nisier, das Jesuiterkollegium, ihre schöne Bibliothek, das Rathhaus, die öffentlichen Plätze, kurz alles, was in unsrer Stadt merkwürdiges zu sehen ist. Erst vorgestern, im Augenblick ihrer Abreise, hörte ich, daß der alte Mann den jungen Menschen Alexis nannte . . . Der Name fiel mir auf. Alexis, dachte ich, Alexis! Lieber Himmel, sollte das etwa der junge unglückliche Mensch seyn, dessen trauriges Schicksal unser Pater Hilarius täglich beweint? . . . Ich eilte sogleich zum Pater Hilarius und erzählte ihm, was ich gehört hatte. Er ists, rief er, er ists! er geht nach Paris! . . . ich folge ihm, ich suche ihn auf . . . o unerwartetes Glück . . . theuerster Alexis . . . So kann ich hoffen, dich wieder zu umarmen.

Pater Hilarius beschwor mich, ihm so schnell als möglich andere Kleider zu bringen. Ich holte ihm einen Rock von mir, er warf seine Kutte in eine Ecke, zog sich

tig an, dankte mir, und nahm Abschied von seiner Klause. Geliebte Hütte, sagte er, Boden, den ich so oft mit meinen Thränen benetzt, ihr Mauern, die ihr so oft den Namen meines Freundes hörtet, und so oft meinen Augen zeigtet, lebt wohl. Ich verlasse dich, heilige Einsamkeit, wo ich fern von der Welt, fern von denen lebte, die mir so viel Böses gethan. Bleibe immer für den verirrten und müden Wanderer offen, nimm ihn auf, er finde unter deinem Dach Schutz gegen Sturm oder Hitze. Diese Inschriften mögen ihm sagen, daß ein Unglücklicher dich bewohnte, und dieser Tempel, der trostlosen Freundschaft errichtet, lehre sein gerührtes Herz, wie süß und wie gefährlich es ist, mit einer gefühlvollen Seele geboren zu werden!

So sprach er, und zündete seine Lampe zum letztenmale an. Er wünschte, daß sie seine kleine Siedeley noch eine Nacht erleuchten möge. Wie süß, sagte er, wird mir auf meinem Weg der Gedanke seyn, daß sie vielleicht noch irgend einem Wanderer nützlich werden kann! ...

Sie sehen, mein Herr, daß der Kopf des guten Pater Hilarius etwas gelitten hatte, übrigens war es ein braver Mann, der mich sehr liebte. Wie oft sagte er zu mir: „Jüngling, du tröstest die Betrübten: du wirst glücklich werden, mein Freund, du wirst glücklich werden!“ — Kurz, um Ihre Neugierde vollkommen zu befriedigen, muß ich Ihnen sagen, daß Pater Hilarius, in einem schlichten Aufzuge, so wie Sie mich hier sehen, gestern vier Uhr Nachmittags von hier abgegangen ist. Da es ihm an Geld fehlte, mit der Post zu fahren, so geht er ganz demüthig zu Fuße, bittet mitleidige Seelen um eine kleine Unterstützung, und denkt sich so nach Paris zu bringen, wo er den Alexis, der ihm so sehr am Herzen liegt, aufsuchen will. Hier, meine Herren, ist das, was Sie zu wissen verlangten: mehr kann ich Ihnen nicht sagen, denn das ist alles, was ich weiß. Uebrigens ist es mir ganz unbekannt, in welchen Verhältnissen dieser Einsiedler ehedem mit seinem Alexis gestanden, aber den letztern finde ich sehr, sehr liebenswürdig . . .“

Diese Erzählung des ehrlichen Picot setzte Klärchens Liebhaber in kein geringes Erstaunen. Wer muß nur, dachte er, dieser zweyte Alexis seyn, der wie ich durch die Welt zieht, und immer auch da gewesen ist, wo ich hinkomme? Denn gewiß ist es derselbe, der auch im Schloß der alten Baronesse war. Sie hielt mich für ihn. Hat man je ein ähnliches Abentheuer erlebt? . . . Dieses zweyte Ich, ist also eben so unglücklich? . . . Ist dieser Name das Sinnbild des Unglücks? . . . Pater Hilarius! . . . Ich habe nie ein Wort von einem Pater Hilarius gehört . . . Und doch passen alle seine Reden vollkommen auf meine Lage . . Sollt' es mein Vater seyn? oder vielleicht — — mein armer Freund Dumont? . . Dumont? er ists! ja, er ists! Dumont ists! „Alexis, du verdammst mich gewiß! — armes liebes Kind, wie er mich lieb hatte!“ Dumont ists, nur er konnte . . . Aber der zweyte Alexis, den man ihm beschrieb, dem er nacheilt . . . Mein Kopf schwindelt vor allen diesen Wahrscheinlichkeiten . . .

grausames Räthsel, wenn werde ich deine Auflösung bekommen? . . .

Alexis und Sciocco gingen in das Zimmer, das man für sie zurecht gemacht hatte. Neben ihnen wohnte ein Greis mit einer höchst ehrwürdigen Miene, er geht vorbey und grüßt seine neue Nachbarn. Er hört den Namen Alexis nennen, und nähert sich unbemerkt, etwas von ihrer Unterhaltung zu vernehmen. Man sieht an seinem Gesicht, wie seine Theilnahme immer höher steigt, er tritt endlich in das Zimmer unsrer Freunde und redet sie an: „Entschuldigen Sie, meine Herren, die Neugierde eines alten Mannes. Ich hörte Sie verschiedene male den Namen Alexis aussprechen . . . Sollten Sie vielleicht den jungen Menschen kennen, der erst vor einigen Tagen hier gewesen ist?“

Wenn Sie erlauben, mein Herr, kennen Sie ihn?

„Nein, und das bringt mich zur Verzweiflung. Hören Sie meine Geschichte. Ich wohne nunmehr drey Wochen in diesem Gasthof und denke bald weiter zu gehn. Der junge Mann, von dem die

Rede ist, wohnte in Ihrem Zimmer mit einem andern Fremden, einem Mann in die Jahre. Ich sah diesen liebenswürdigen Alexis, und sein Anblick erregte ein sonderbares Gefühl in mir, das ich mir schlechterdings nicht erklären kann . . . Seine Züge erinnerten mich an ein Frauenzimmer, das ich einst zärtlich liebte: es war mir, als säh ich sie vor mir. Dieselben Augen, derselbe Mund, derselbe Ton der Stimme, kurz ihr lebendiges Ebenbild. Sie können denken, welchen Eindruck eine so auffallende Aehnlichkeit auf mich machte. Ich suchte zwanzigmal Gelegenheit, mit ihm ins Gespräch zu kommen, aber nie wollte sich's fügen. Er ist wieder abgereist, ohne daß ich auch nur Eine Frage an ihn thun konnte . . So eben sprachen Sie von ihm, und ich konnte meiner Neugier nicht widerstehen . . Allein verzeihen Sie, meine Herren, ich fühle meine Zudringlichkeit und entferne mich."

Nein, mein Herr, sagte Alexis, und hielt den Alten zurück, nein, bleiben Sie, ich bitte Sie . . . Ich bin nicht weniger neugierig als Sie, diesen jungen Mann

kennen zu lernen. Denn ich muß Ihnen sagen, daß er meinen Namen führt, und daß man mich schon einige male mit ihm verwechselt hat.

„Wie es scheint, meine Herren, so wissen Sie eben nicht mehr von ihm als ich. Wer er auch seyn mag, so viel ist gewiß, es ist ein höchst interessantes Wesen . . . Ach! solltest du es seyn, die ich so feurig, so unendlich liebte? Solltest du unter der Gestalt eines Engels auf die Erde zurückgekommen seyn, durch deinen Anblick die Menschen von neuem zu beseeligen? . . Gott! wie wunderbar ward mir beym Anblick dieses Alexis zu Muthe, wie wunderbar!“

Es ist wohl unnöthig, den Leser zu erinnern, daß es Klärchen war, die während ihres Aufenthalts in Lyon mit dem Receveur unter dem Namen Alexis diese Gährung in dem Kopfe des Alten, Picots und des Einsiedlers erregt hatte. Ich halte mich also nicht länger bey diesem Punkte auf.

Alexis, Sciocco und der Alte unterhielten sich noch eine Weile zusammen,

sodann entfernte sich der letztere, und da der Italiener herunter gegangen war, etwas zu bestellen, so blieb Alexis allein. Eine Minute drauf, wie er sich schon in seine Gedanken vertieft hatte, glaubte er Sciocco's Stimme zu hören, der in einem nahen Corridor mit Jean Picot ziemlich heftig sprach.

„Wie,“ sagte Jean Picot, „ist Ihr Herr so reich, daß er fünf und zwanzig Louisd'or nicht sollte brauchen können?“

Im Gegentheil, Signor generoso, eben jetzt würden ihm fünf und zwanzig Louisd'or sehr zu statten kommen. Allein wir denken morgen hier ein öffentliches Concert zu geben, das uns hoffentlich mehr als fünf und zwanzig Louisd'or einbringen soll ...

„Wenn sich nun aber ein Weg zeigt, auf der Stelle und ohne alle Mühe so viel zu bekommen?“

Richtig, wenn mein Herr wollte; aber ich kenne ihn ... diese Art von Erwerb würde ihn kränken, er wird sich nie dazu entschließen u. s. w.

Hier fingen die beyden Unterredner an leise zu sprechen, so daß Alexis das Ende ihrer Unterhaltung nicht vernehmen konnte; aber auch das wenige, was er vernommen hatte, machte ihn schon unruhig . . . . Was sind das für fünf und zwanzig Louisd'or, die dem Sciocco angeboten werden? Wenn er weiß, daß es mich kränken würde, wie kann er sich bedenken? Und Jean Picot bietet ihm das Geld an? Wie käme der Mensch zu einer solchen Summe? Sollte er vielleicht einen Auftrag . . . .

Schon war seine Phantasie in voller Thätigkeit, schon stiegen tausend argwöhnische, wiewohl sämtlich grundlose Gedanken in ihm auf, als Sciocco herein trat, und seinen Grübeleyen ein Ende machte. Der Italiener kam ihm gezwungen, verlegen vor . . . er wagte es nicht, Alexis frey anzusehen, der ihn scharf beobachtete, gleichfalls ohne ein Wort zu sprechen. Der gute Sciocco wollte reden, aber die Stimme versagte ihm. Indeß Alexis so die Stube auf- und abging, ergriff

Sciocco den Augenblick, in dem er ihm den Rücken zukehrte, zog etwas aus seiner Tasche, und steckte es sorgfältig in den Mantelsack, in dem sich seine wenigen Habseligkeiten befanden. Er ging drauf hinaus, fest überzeugt, daß er nicht beobachtet worden, aber Alexis hatte alles gesehn. Ein Spiegel im Zimmer hing so, daß er ihm alles zeigte, was Sciocco that. Er sah, wie er ängstlich ein kleines Päkchen verbarg. Alexis wollte seinen Freund nicht gern in Verlegenheit setzen, drum fragte er ihn nicht, wie er aber hinaus gegangen war, suchte er in dem Mantelsack, der kein Schloß hatte, nach . . . Vielleicht läßt sich dieser Schritt nicht vertheidigen, allein Alexis war nun einmal mißtrauisch und argwöhnisch. Sciocco hatte bisher kein Geheimniß für ihn gehabt, und nun auf einmal fing er an, mit einer Verstellung zu Werke zu gehen, die ihm das schlimmste fürchten ließ . . Kurz Alexis suchte nach, und fand bald das Päkchen mit den fünf und zwanzig Louisd'or, von denen er hatte sprechen hören . . . . Man denke sich sein Erstaunen!

Kaum hatte er das geheimnißvolle Röllchen wieder an seinen Platz gelegt, als der kleine Alte, sein Nachbar, ganz außer Athem hereintrat. „Ach! mein Herr! mein Nachbar!“

Was haben Sie, mein Herr!

„Man hat mich bestohlen . . .“

Bestohlen?

„Ja; ich hatte meine Thüre offen gelassen: man hat sich hineingeschlichen, und mir funfzig Louisd'or entwendet . .“

O Himmel!

Alexis sank ohne Besonnenheit hin . . . Der Alte suchte ihn zu halten, und rief nach Hülfe. Niemand kömmt. Endlich gelang es ihm, den Unglücklichen wieder zu sich selbst zu bringen, der nunmehr ganz überzeugt war, daß Jean Picot und der Italiener den Streich in Compagnie ausgeführt hätten. Er war in der schrecklichsten Verlegenheit, und wußte nicht, was er thun und sagen sollte. Indeß, dachte er, ich bin ja allein mit dem Fremden, er scheint ein vernünftiger, rechtschaffener Mann zu seyn, am besten ist's, ich entdecke ihm selbst und . . . so warf er sich

dem

dem Fremden zu Füßen. Mein Herr, ich bitte Sie, ich beschwöre Sie, mein Herr, machen Sie ihn nicht unglücklich . . . Er ist's! Gott, soll ichs sagen? . . Hier sind schon wieder fünf und zwanzig Louisd'or, das ist sein Theil . . . machen Sie ihn nicht unglücklich . . . . "

Der Fremde konnte sich die Verwirrung nicht erklären, in welcher er Alexis sah. Die ersten Worte lös'ten ihm das Räthsel . . so glaubte er wenigstens . . . „Wie? unglücklicher Jüngling," sagte er, „so wär' es möglich, Sie selbst wären im Stande?"

Ich? ich? Gott... nein! der andre, der Italiener, den ich . . .

„Aber Sie wußten drum? . . ."

Mein Herr, schonen Sie mich . . . ich bin so schon unglücklich genug . . . ich bin unschuldig, ich schwör' es Ihnen bey meiner Ehre . . .

Der Alte, zwischen Mitleid und Abscheu getheilt, wußte nicht, was er bey diesem sonderbaren Auftritt sagen und denken sollte . . . Die Schuld schien so klar, das Verbrechen so erwiesen, und doch kam

ihm Alexis von der andern Seite so interessant vor, er glaubte auf seinem Gesichte so deutlich die Züge der Offenheit und Rechtschaffenheit zu lesen. Er sieht ihm scharf ins Auge, nimmt die fünf und zwanzig Louisd'or, die Alexis ihm mit zitternder Hand darreicht, und ist eben im Begriff zu fragen: wer der andere sey, der den Rest der Summe habe? als Sciocco, der sich von alle dem nichts träumen ließ, sehr lustig und guter Dinge hereintrat . . . .

Komm her, Elender, sagte Alexis mit schwacher Stimme, komm herein, schließ die Thüre ab, komm her und gestehe deine schändliche, deine höchst niederträchtige That . . .

„Was für eine That? . . . “

Und du fragst noch, Schurke, rief der Alte, und faßte ihn beym Kragen . . . Gesteh auf der Stelle den Namen deines Diebsgehülfen, oder Du bist ein Kind des Todes . . .

„Perdio Signori, ich begreife nicht, was Sie von mir haben wollen.?“

Er stellt sich, als wüßt' er nichts, der schändliche Spitzbube . . wart', ich . . .

„Spitzbube! ich! ich bin kein Spitzbube . . “

Er läugnet noch, und . . die fünf und zwanzig Louisd'or?

„Gehören mir . . . “

Dir?

„Ohne Zweifel. Jean Picot hat mir sie gegeben.“

So? also der hat das saubre Stückchen gemacht . . .

„Von was für einem Stückchen schwatzen Sie hier? Ich sage Ihnen, daß Jean Picot eine große Summe in der Lotterie gewonnen, und mir von diesem Gelde fünf und zwanzig Louisd'or zum Geschenk gemacht hat . . . “

Sehr wahrscheinlich, fiel der Alte ein, in der Lotterie gewonnen . . . zum Geschenk gemacht . . Doch, das muß sich wohl ausweisen.

Der Alte entfernte sich. Umsonst suchten ihn Alexis und Sciocco zurückzuhalten . . . Sie waren nun allein, und Alexis, der in die tiefste Betrübniß versetzt

war, überhäufte den unschuldigen Italiener mit Vorwürfen. Er warf sich ihm zu Füßen, und schwor ihm bey allen Heiligen, daß er nicht strafbar sey . . . . Beyde waren noch in dieser schrecklichen Ungewißheit, als ein großes Lärm, das auf der Gasse entstand, sie vollends außer Fassung brachte. . . . Man schrie: „halt! halt! ein Spitzbube! ein Dieb!“ Der Pöbel lief zusammen . . . der Dieb ward ergriffen, in das Wirthshaus zurückgebracht; und da fand sichs, daß es ein Bursche war, der schon mehr ähnliche Diebstähle begangen, und den man auch schon im größten Verdacht gehabt hatte. . . . Kurz, unter andern gestand der Gauner auch, daß er heut einem Herrn auf Nr. 12. funfzig Louisd'or gestohlen habe. Er gab sie zurück, und man brachte sie dem Alten, der voll Erstaunen und Beschämung über die Beleidigung, die er seinen Nachbarn angethan, sogleich zu ihnen eilte, und mit dem ehrlichen Jean Picot, den er sehr hart angelassen hatte, an der Hand hereintrat. Hier umarmen sich alle, bitten sich tausendmal um Verzeihung, und man ersucht

den braven Picot, den ganzen Handel, der in Alexis Augen noch ein Räthsel war, zu erklären. Er that es in folgenden Worten:

„Sie wissen, daß Herr Sciocco mir diesen Morgen einen Brief von meinem Onkel aus einem nahen Dorfe mitbrachte. Hier ist er! Hören Sie, und sagen Sie dann selbst.

Lieber Hans!

„Neuigkeiten in unserm Dorf giebt „es nicht, als daß Du zweytausend „vierhundert Livres in der Lotterie ge„wonnen hast. Ich schicke Dir das „Billet, das Du, wie Du weißt, „gestern hier gelassen hast. Da ist es. „Laß Dir das Geld auf dem Haupt„komtor gleich auszahlen, und vergiß „nicht, was Du für ein Versprechen „thatst, da Du die Nummern nahmst. „Du sagtest: wenn ich gewinne, so „will ich den vierten Theil vom Ge„winnst dem ersten bedürftigen Reisen„den geben, der bey uns einkehrt. „Da hast Du nun gewonnen, lieber

„Hans, und nun mußt Du auch dein
„Wort halten. Denn Du hast dein
„Versprechen vor Gottes Angesicht ge-
„than, und der gute Gott straft den,
„der sein Wort bricht. Ich umarme
„Dich von ganzem Herzen, deine Base
„Marthe auch, und ich bin dein

Joachim Picot.

Es war nicht nöthig, daß mein Onkel mich an mein gethanes Versprechen erinnerte. Ich ließ mir die Summe auszahlen, und warf gleich meine Augen auf Sie, meine lieben Herren. Ich nahm Herrn Sciocco bey Seite, und bot ihm die fünf und zwanzig Louisd'or, als den vierten Theil des Gewinnstes an. Er machte anfangs viel Schwierigkeiten, und versicherte mir, sein Herr werde sich, so nöthig ers brauche, auf keine Weise bereden lassen, es anzunehmen. Nu, sagte ich, so sagen Sie's ihm nicht jetzt gleich, und heben Sie das Geld als einen Nothpfennig auf. Das ließ er sich gefallen, und machte mir das Vergnügen die Summe anzunehmen. Dieß, meine Herren,

ist die buchstäbliche Wahrheit, aber ich muß Ihnen gestehen, daß es mich sehr schmerzt, daß ich mich gegen einen solchen Verdacht habe rechtfertigen müssen, und daß ich den Schimpf, den ich heut erlitten, Zeitlebens nicht verwinden werde. Wenn mein guter Alter das wüßte ... er führe vor Schmerz in die Grube."

So sprach der rechtschaffene, ehrliche Jean Picot, und der Italiener, der sich nicht weniger gekränkt fühlte, konnte gar nicht begreifen, wie ihm sein Herr eine solche Niederträchtigkeit hätte zutrauen können ... Er machte ihm Vorwürfe darüber, ohne Bitterkeit, doch in einem Ton, der zeigte, wie schmerzhaft ihm ein solcher Verdacht sey .... Alexis war so beschämt und bestürzt, daß er es nicht wagte ihn anzusehen, geschweige ein Wort zu seiner Entschuldigung vorzubringen.

Der Alte war unermüdlich in Entschuldigungen. Seine Uebereilung gut zu machen, bot er den beleidigten Personen seine Börse an, die sie aber großmüthig ausschlugen. Picot besonders vergoß die

bitterſten Thränen, die einen ſolchen Eindruck auf den Fremden machten, daß er ihn mit dem gerührteſten Ton ſo anredete: „Braver, junger Menſch, ich fühle, Du kannſt mir nicht verzeihen: ach, laß mir Zeit, Dir meine Reue zu bezeigen. Komm mit mir: ſey mein Freund, ſey mein Vertrauter, und verlaß Dich darauf, daß ich für dein Glück ſorgen werde .... So antworte mir doch. Willſt Du mir dienen? willſt Du mit mir leben? ... Ich biete Dir keinen Lohn an: mein Herz und die Billigkeit ſoll deinen Gehalt beſtimmen .... Auch Sie, meine Herren, lade ich ein, zu mir zu kommen. Ich bin reich, ſehr reich. Wir wollen uns nie trennen: wir wollen wie Brüder zuſammen leben ... Seyn Sie der Troſt meiner alten Tage, und laſſen Sie mich in Ihrem Umgang die Verirrungen und die Unfälle meiner Jugendjahre vergeſſen.“

Alexis, Sciocco und Picot antworteten nicht .... Allein der Fremde, deſſen Phyſionomie etwas ſo einnehmendes, ehrwürdiges hatte, drang mit einem ſolchen

Ernst und einer so guten Art in sie, daß sie seinem großmüthigen Vorsatz nicht länger widerstreben konnten. Wir wollen diese vier Reisenden begleiten, und bald werden wir den theilnehmenden Alten, der unsern beyden Freunden so viel Freundschaft und Uneigennützigkeit zeigte, näher kennen lernen.

Drittes Kapitel.

Sie begegnen dem Einsiedler. Er erzählt seine Begebenheiten.

Unsere vier Freunde schworen sich zu, mit einander zu leben und zu sterben, und beschlossen gleich den folgenden Morgen die Reise nach Paris anzutreten. Jean Picot, den das Verfahren des Alten bis zu Thränen rührte, eilte, seinen Onkel Joachim noch einmal zu sehen. Der Fremde ging auf sein Zimmer, seinen Koffer zu besorgen, und Alexis, der nun mit Sciocco allein war, befand sich in nicht geringer Verlegenheit gegen ihn. Zum Glück war durch die Klugheit des Alten von dem Auftritt zwischen ihnen nichts weiter im Hause bekannt worden, allein Alexis war sich doch bewußt, daß er seinen treuen Sciocco in Verdacht gehabt, ja ihm selbst den Diebstahl Schuld gegeben hatte . . . Es ist wahr, aller mögliche Schein war gegen den Italiener; Alexis hatte bey seinem furchtsamen und argwöhnischen Charakter

nicht gleich gewußt, wie er sich in einem so kitzlichen Handel benehmen solle, und im Fall, daß Sciocco wirklich schuldig gewesen, so war sein Benehmen das beste, sich in den Augen eines edlen Mannes, wie der Fremde zu seyn schien, aus allem Verdacht zu bringen. Aber so war es nicht, Sciocco war unschuldig, Alexis war zu rasch, zu mißtrauisch gewesen. Er fühlte es, er schämte sich, und wagte kaum die Augen vor seinem Freunde aufzuschlagen... Wie wenig kannte er den guten Sciocco! Der brave Carlo fiel seinem caro maestro zuerst an den Hals, und bat ihn, seinen kleinen Fehler, den er nicht Herr gewesen wäre zu vermeiden, auf ewig zu vergessen. Es hätte nun einmal so seyn sollen. „Si, mio fedele e costante padrone,“ fuhr er fort, „die Sache mußte ausdrücklich so gehen, um Sie von meiner Freundschaft und Ehrlichkeit zu überzeugen. O, che ringrazio la divina providenza! che la ringrazio!“

Dieser Zug von Gutmüthigkeit ließ dem Alexis sein Unrecht nur desto tiefer fühlen. Je mehr jener alles auf das

Schicksal schob, desto mehr war Alexis geneigt, sich alle Schuld allein aufzubürden. Eine Folge des ewigen Streites menschlicher Grundsätze: jeder Fehler wird durch den entgegengesetzten aufgehoben, und Mißtrauen und Furchtsamkeit verschwinden vor dem Zutrauen und dem edlen Muth, der vor keiner Gefahr zurückbebt.

Doch wir wollen die Zeit nicht mit Betrachtungen verlieren. Alexis erröthete, und that bey sich selbst einen heiligen Schwur, künftig vorsichtiger zu werden, und seinen Argwohn mehr zu bezähmen. Jetzt laßt uns sehn, was ihnen weiter begegnete.

Den folgenden Morgen versammelte man sich auf dem Zimmer des Alten. Die Rechnung ward abgethan, die vier Reisenden setzen sich in eine Postkutsche und fahren fort.

Der Postillon fährt wacker zu, und hält erst gegen Abend vor einem berüchtigten Gasthof der kleinen Stadt Rouanne-sur-Loire. Ihre Absicht war nicht, hier zu übernachten, sie wollten blos einige

Lebensmittel einkaufen. Alexis steigt mit Picot aus, sich ein wenig zu ergehen. Ein Geräusch, das sie in der Thüre des Gasthofs hören, erregt ihre Aufmerksamkeit. Sie nähern sich, und sehen, was es giebt. Die Leute im Gasthof werfen unbarmherziger Weise einen armen Reisenden heraus, der weiter nichts begehrt hatte, als die Nacht im Stall zubringen zu dürfen. Nein, schrieen die hartherzigen Buben, nein, wir wollen kein Bettlergesindel beherbergen, wir sind schon oft bestohlen worden u. s. w. Alexis blutete das Herz, er that die dringendsten Vorstellungen . . . Allein er hat nicht Zeit auszureden. Der Bettler sieht ihn scharf an, erkennt ihn, und fliegt ihm in die Arme: „Er ists, es ist mein Alexis!“

Jean Picot sieht ihn genauer an: Ey, sind Sie's, Pater Hilarius!

Hilarius?

„Nein, nein, nicht Hilarius! Aber Du bists, mein Alexis! Kennst Du deinen alten Freund, deinen treuen Dumont nicht mehr?“

Dumont! Sie?

„Er selbst!“

Gott! welch ein glücklicher Zufall! Endlich hat der Himmel mein Gebet erhört.

Dumont und Alexis liegen einander in den Armen. Alexis hatte die Verrätherey seines alten Lehrers nicht vergessen, aber in diesem Augenblick sieht er nichts in ihm als seinen Freund.

Der Alte und Sciocco waren indeß auch ausgestiegen. Picot zeigte ihnen diese rührende Szene. Alle fünfe treten nun in ein Zimmer, bestellen sich eine gute Mahlzeit, und beschäftigen sich nur mit dem Glück ihrer Vereinigung.

Dumont und sein Zögling waren beyde äußerst neugierig, zu erfahren, was ihnen in der Zeit ihrer Trennung begegnet: allein der Alte nöthigte sie zu essen, und die Erzählung ihrer Begebenheiten, die er nicht minder sehnlich wünschte, bis zum Nachtisch zu versparen.

Es ward aufgetragen, alle aßen mit dem besten Appetit, und nun begann Dumont, dem man die Ungeduld auf dem Gesichte las, den Verdacht, der auf ihm

ruhte, von sich abzuwälzen, seine Erzählung folgendergestalt:

„Lieber Alexis, Sie erinnern sich ohne Zweifel nur zu gut des schrecklichen Auftritts, den uns Ihr Vater im Gasthof zu Valence gab. Bey seinen Drohungen, seinem Fluch verloren Sie die Besinnung, und fanden, als man Sie wieder zu sich brachte, niemand mehr um sich. Hören Sie denn, und lassen Sie sich die unerhörteste Begebenheit erzählen, die sich nur denken läßt. Hören Sie mich, Alexis, und Sie werden mich freysprechen.

Sie lagen besinnungslos auf der Erde, ich wollte Ihnen zu Hülfe eilen, als Ihr Vater mich mit einem grimmigen Ton anredete: Sie tadeln mich, Herr Dumont?.. Folgen Sie mir einen Augenblick, folgen Sie mir, und Sie werden in meinem Wagen Jemand finden, der Ihnen alles Unheil schildern will, das dieser unglückliche Knabe angestiftet hat.. Aber, mein Herr, wie kann ich ihn in dem Zustand verlassen?... Man wird ihm zu Hülfe kommen; folgen Sie mir, ich beschwöre Sie..

Er wendete sich drauf zu dem Wirth: Herr, sagte er, verlassen Sie ihn nicht .. Und nun kommen Sie, Herr Dumont: nur zwey Schritte! . . . Ich wußte nicht, ob ich ihm folgen, oder bey Ihnen bleiben sollte. Endlich (wer hätte sich auch einen solchen Grad von Grausamkeit denken sollen) folgte ich ihm zitternd, doch mit dem festen Vorsatz, entweder mit ihm oder allein zurückzukehren. Er führte mich an eine Postchaise, die ohngefähr einen Büchsenschuß weit vom Hause stand. Ein Frauenzimmer saß drinn, ein betagtes Frauenzimmer, von einer nicht sehr einnehmenden Physionomie. Kommen Sie herein, mein Herr, sagte sie, kommen Sie herein: nur auf Einen Augenblick! Ich will Ihnen sagen . . . .

Sie sagte noch manches, das aber keinen Eindruck auf mich machte. Die Lage, in der ich Sie verlassen, machte mich so unruhig, ich ahndete so wenig Gutes von dem, was man mit mir vorhabe, daß ich im Begriff war in das Wirthshaus zurückzugehen: aber man ließ mir nicht Zeit. Ihr Vater stieg ein, faßte mich

mich bey der Hand, drey starke Lakayen hoben mich in den Wagen, schlossen ihn zu, und der Postillon jagte im vollen Gallop davon.

Ich gestehe, diese unerwartete Gewaltthätigkeit hatte mich so betäubt, daß ich nicht die Kräfte hatte zu schreyen. Meine erste Empfindung war Unwille und Abscheu. Ich sah Ihren Vater an, und sagte mit bitterm Lächeln: grausamer Mann, das ist also die elende Absicht, die Sie auf mich hatten! . . . Sie rauben mich dem unglücklichen Alexis . . . Sie bringen ihn um . .

Beruhigen Sie sich, Herr Dumont! Ach, wenn Sie wüßten . . .

Ich weiß genug: ich kenne Ihr Felsenherz, unnatürlicher Vater: ich weiß, was Sie wünschen . . Seyn Sie . . . Auch das wollen Sie mir wehren, daß ich meinem Schmerz Luft mache! . . . Aber, was wollen Sie von mir? Wer giebt Ihnen das Recht, so mit mir umzugehen? Haben Sie über meine Person zu gebieten? War es Ihnen nicht genug, Ihre Wuth an Ihrem Sohn auszulassen?

Sein Sohn, fiel mir die Dame ein; er ist nicht sein Sohn!

O, ich glaub' es gern, daß Sie nicht seine Mutter sind, Madam: wohl aber seine unversöhnliche Feindinn ... Ich? die Feindinn dieses Kindes, das ich gar nicht kenne? Wenn er meinem Rath gefolgt wäre, so hätt' er ihn mit sich genommen, ich hätte ihn erziehen wollen; ich... Ich warf einen grimmigen Blick auf die Dame und wendete mich an Ihren Vater. Ich beschwor ihn, mit thränenden Augen, mich wieder zu Ihnen zurückzuschicken: ich schilderte ihm Ihre Lage, Ihren Schmerz, und es gelang mir, ihn ein wenig zu erweichen. Herr Dumont, was Sie von mir verlangen ... kann ich Ihnen nicht gewähren .... man hat uns zusammen im königlichen Garten gesehn, man kennt Sie, man stellt Ihnen nach, Ihr Leben ist bey ihm nicht sicher ... Mir gleich viel ... Auch sein Leben ist weniger in Gefahr, wenn er allein, als mit Ihnen ist ... Sie können nicht wissen ... Dieß Kind ist die Fackel der Zwietracht, die die Götter in ihrem Zorn

über seine unglückliche Familie geschickt haben . . . Vergessen Sie ihn, Herr Dumont, und lassen Sie ihn, so wie wir, fern von den Personen, denen sein Daseyn zur Quaal ist, seine Laufbahn gehn. Es war noch ein Rest von Mitleid für ihn, daß ich ihn warnen ließ, aus Paris zu weichen. Ohne diese Vorsicht wärt Ihr beyde verloren gewesen. Er lebt; genug! überlassen wir ihn seinem Schicksale! . . Aber, mein Herr, so vertrauen Sie mir doch . . . . Mein Geheimniß? Das ist unmöglich, Herr Dumont. Niemand wird es erfahren, und bald wird es das Grab nebst mir verschlingen . . . . In der That ein entsetzliches Geheimniß! . . . Ein undurchdringliches, mein guter Herr . . , Doch, lassen Sie uns nicht in diesem Ton sprechen. Hören Sie mich, mein Freund, ich schätze Sie, ja noch mehr, ich liebe Sie. Vielleicht verdanken Sie mir in diesem Augenblick noch etwas mehr als das Leben . . , ja, mein Herr, mehr als das Leben! Hätte ich nicht diesen Weg ergriffen, Sie vor der Schlinge, die man Ihnen gelegt, zu bewahren, ihr hättet

Euch beyde darin verwickelt . . . Er ist also in Gefahr . . . Das nicht. Man hat nur Sie erkannt, und also nur Ihnen nachstellen können . . . Mir? aber mein Gott, wer sind denn diese Barbaren, die einen ganz Unschuldigen ... Ach ich kann, ich darf sie nicht nennen, und das ist eben meine Marter! . .

Ich würde nicht fertig werden, wenn ich alles erzählen sollte, was wir sprachen. Ihr Vater sagte mir noch mancherley, eins immer dunkler und schrecklicher als das andere. Die halben Confidencen, die er mir machte, das Helldunkel, das seine Aeußerungen begleitete, hielt meine Aufmerksamkeit stets gespannt, und so bemerkte ich nicht, daß der Wagen immer wie ein Pfeil flog, ja daß selbst die Nacht schon hereinbrach . . . Wir waren eben zu einem kleinen Dörfchen herausgefahren, als eine unbekannte Stimme zu einem von den Leuten hinten auf der Kutsche sagte: „He, Friedrich, bist du's . . ." Ja wohl bin ichs, antwortete der Bediente . . . Sie sinds, sagte die Stimme zu den Reitern, die wir jetzt an dem Wagen erblickten.

Sogleich sprangen sie von den Pferden, bemächtigten sich der Schläge, öffneten sie, und einer sagte mit ziemlich rauhem Tone zu Ihrem Vater: Nu, Marquis, hast du das geliebte Kind .. her mit ihm, oder du bist des Todes ... Ach, Bruder, rief die Dame, ich bitte dich, halt ein... Du hier, meine Schwester! ... Elender, versetzte Ihr Vater wüthend, halt, wart', ich komme: bade dich in meinem Blute, oder ich stoße dir den ...

Ihr Vater, ich, die Dame, unsere Leute, wir waren alle aus und von dem Wagen gestiegen, und hatten mit den Unbekannten, deren gleichfalls vier bis fünf waren, einen blutigen Kampf begonnen, von dem ich aber den Ausgang nicht sehen konnte. Ich bekam einen Hieb über die Hirnschale, und lag in meinem Blut ohnmächtig auf der Erde.

Aller Wahrscheinlichkeit nach muß ich lange gelegen haben, denn als ich wieder zu mir selbst kam, war es ganz finster. Ich fand weder Ihren Vater, noch die Dame, aber an deren Statt sechs bis acht schlecht gekleidete Personen, die mich auf

ein paar Breter legten, und so wegtrugen. Sie erzählten mir im Gehn, ich wäre eine halbe Stunde von Lyon. Der Erzbischof, der eben vorbey fuhr, hörte mein klägliches Wimmern. Er schickte einen von seinen Leuten, der sich nach der Ursache erkundigen mußte, und da er hörte, daß man einen verwundeten Menschen nach der Stadt trage, weil er nicht anders fortzubringen sey, so schickte er, als er wieder nach Hause kam, sogleich einen Arzt, der mich in das erzbischöfliche Krankenhaus schaffen ließ. Der Prälat selbst besuchte mich, und verlangte zu wissen, auf welche Art ich so zugerichtet worden wäre. Ich dankte ihm für seine Güte, und machte eine Nothlüge, um nicht in die Nothwendigkeit zu kommen, ihm die wahre Veranlassung meiner Wunde zu sagen.

Wahrscheinlich ist dieser plötzliche Ueberfall der Unbekannten, und ihr Kampf mit Ihrem Vater, auch für Sie, mein bester Alexis, ein Räthsel. Wenigstens war es, und ist es für mich noch ein Räthsel. Aller Wahrscheinlichkeit nach waren es Ihre Feinde, sie setzten Ihrem Vater nach,

weil sie Sie in der Postchaise zu finden hofften, und einer von ihnen war der Bruder der Dame, die uns begleitete. Wenn ich in der Folge über die geheimnißvollen Reden Ihres Vaters nachdachte, wenn ich mich an das erinnerte, was er von der Schlinge sagte, die man uns im Gasthof von Valence gelegt, und der er uns entrissen, so ward es mir ganz klar, daß diese Bösewichter wirklich die wären, von denen wir allein und alles zu fürchten haben. Ueberdieß mußte mich der, der mir die Wunde beybrachte, kennen: denn so viel ich mich besinnen kann, sagte er zu mir, als er mir den Hieb über den Kopf gab: Wo ist dein Zögling: sprich! . . Ich fiel, und sie ließen mich liegen, weil sie mich wahrscheinlich für todt hielten. Auch den jungen Mann, dem wir im königlichen Garten begegneten, glaube ich ganz deutlich unter ihnen bemerkt zu haben. Eben der, der uns so lang und so aufmerksam betrachtete, und dann zu seinem Vater sagte: „Vater, da ist er! ja, er ists u. s. w.“ Erinnern Sie sich noch

Alexis? . . . Gott! . . . Ja er wars, er wars zuverläßig.

In dem Krankenhaus des Erzbischofs genoß ich übrigens der besten Pflege von der Welt. Der Prälat hatte die Güte, mich von Zeit zu Zeit zu besuchen, und meinen Wärtern die größte Sorgfalt anzubefehlen.

Wie ich wieder hergestellt war, mußte ich auf Befehl des Arztes in der Nähe der Stadt, die in einer höchst reizenden Gegend liegt, kleine Spatziergänge versuchen. Eines Tages stieß ich unterwegs auf eine kleine verfallene Kapelle, die einen sonderbaren Eindruck auf mich machte . . . Ein Bauer, der auf einem nahen Acker arbeitete, erzählte mir, dieß Gemäuer habe einst einem heiligen Eremiten zum Aufenthalt gedient. Sogleich stieg der Gedanke in mir auf, mich hier niederzulassen. Ich hatte alle Hoffnung verloren, Sie je wieder zu sehen, denn während meiner Krankheit hatte einer meiner Wärter, der, wie ich zufälliger Weise erfuhr, ein Verwandter des Wirths in Valence war, auf meine Bitte an ihn geschrieben, und sich

nach Ihnen erkundigt. Die Antwort lautete: Sie hätten gleich am Tage unsrer Entfernung sein Haus verlassen, und er wisse nicht die geringste Nachricht zu geben, was aus Ihnen worden sey.

Ich mußte also alle Hoffnung aufgeben, Sie wieder zu sehn. Das Leben war mir unerträglich worden . . . Ich vertraute dem Prälaten einen Theil meiner Unglücksfälle, und bat ihn inständigst um die Erlaubniß, die Klause, die ich gesehen, beziehen zu dürfen. Der Prälat widersetzte sich anfangs meinem Projekt, da er aber sah, daß ich fest entschlossen sey, so bewilligte er mir nicht allein meine Bitte, sondern unterstützte mich auch auf das thätigste, wie in der Folge von mehrern gutherzigen Personen geschah, die Neugierde oder mein erbaulicher Wandel in meine Siedeley lockten. Unter diese Zahl gehört auch der Gastgeber zum großen Dauphin und unser guter Jean Picot. Dieser brave junge Mann ging täglich eine Stunde weit, mir eine Suppe zu bringen. Wir plauderten viel zusammen: ich klagte ihm oft mein Leid, und er that alles, was

in seinen Kräften stand, mich zu trösten . . . Guter, braver Freund, gewiß wird der Himmel deine Tugend nicht unbelohnt lassen . . . .

Sie, lieber Alexis, gingen vor einiger Zeit durch Lyon. Picot zeigte Ihnen alle Sehenswürdigkeiten der Stadt, und erzählte auch mir von Ihnen. Zufälliger Weise hörte er Sie am Tage Ihrer Abreise bey Ihrem Namen nennen . . . . Welche Neuigkeit für mich! Picot theilte mir sie mit, gab mir Kleider, und schenkte mir selbst seine kleine Börse. Ich warf meine Kutte ab, und trat meine Reise zu Fuße an, nachdem ich vorher von meiner lieben Siedeley Abschied genommen hatte, die ich nun jedem, der Lust dazu haben würde, mit allem Zubehör überließ.

Dieß ist der dritte Tag, daß ich unterwegs bin, und erst habe ich acht Stunden zurückgelegt; aber ich bin auch so schwach! meine lange Krankheit, der Kummer, und die traurige Nothwendigkeit, die unentbehrlichsten Bedürfnisse vor den Thüren suchen zu müssen . . . welche Ueberwindung, mein theuerster Alexis, welche Ueber-

windung gehört dazu . . . Konnte ich glauben, daß es je so weit mit mir kommen würde . . . . . "

Alexis konnte Dumont nicht auserzählen lassen. Er schloß ihn in seine Arme und rief: Vortrefflicher Lehrer, ich habe Sie unglücklich gemacht, ich bin an allen Ihren Uebeln Schuld . . . Ach! mein Vater hat wohl Recht, ich bin dazu geboren, jedem, der sich mir nähert, mit meinem bösen Geschick anzustecken.

Alexis konnte sich nicht von dem Busen seines Dumont losreißen. Sie drückten einander mit jenen süßen Gefühlen, die kalte Seelen nicht fassen, ans Herz . . . Sciocco unterbrach drauf diesen entzückenden Herzenserguß, um über Dumonts Abentheuer, die einen sonderbaren Eindruck auf ihn gemacht hatten, zu peroriren.

Nu, mio caro maestro, ist dieß eine Wirkung der Prädestination, oder nicht? . . Was sagen Sie zu diesem ganz unerwarteten Zusammentreffen . . . zu dem Vorfall in der Siedeley? . . Per dio, alles das paßt so unvergleichlich zusammen, daß

jedermann, dem man's erzählte, es für einen Roman halten würde.

„Was sagen Sie," fiel ihm der Alte ins Wort? „Leute, für die das Glück eine lange Gewohnheit ist, die immer in einer Stadt, im Schooß ihrer Familie lebten, nie in der Welt herumgeworfen wurden und Erfahrungen sammelten, werden dieß freylich romanhaft finden: allein man irrt sich sehr, wenn man glaubt, das, was wahr sey, müsse auch wahrscheinlich seyn . . . Ueberdieß, was ist ein Roman? ein künstlich verbundenes Gewebe von Begebenheiten, die, einzeln betrachtet, sehr glaublich sind. Man spricht ihnen Wahrheit ab, weil es, sagt man, unmöglich ist, daß sie alle Einer Person zugestoßen seyn können. Was kümmert mich das? Wenn auch eine Geschichte statt Eines Helden deren zweyhundert gehabt hat, werden dadurch die Vorfälle selbst weniger wahr und anziehend? Wir dürfen nur uns fünfe nehmen. Wenn ich zum Beyspiel das, was mir, und Ihnen, und Ihnen, und Ihnen begegnet ist, so erzählte, als wär es alles mir allein begegnet, wür-

den deshalb die einzelnen Theile des Ganzen und die Vorfälle selbst nicht von der strengsten Wahrheit seyn?"

Unsere fünf Freunde sprachen noch eine Weile über diesen Gegenstand, dann bat Dumont seinen lieben Alexis, ihm seine Schicksale seit ihrer Trennung zu erzählen. Da in ihrer kleinen Gesellschaft niemand zu viel war, und der Alte gleichfalls versprochen hatte, ihnen seine Lebensgeschichte mitzutheilen, so ließ sich Alexis nicht zweymal bitten.

Er fing bey seinem Aufenthalt im Häuschen an, erzählte dann seinen Umgang mit Klärchen, ihre gegenseitige Liebe, Dorances Geschichte, Duverlys Verräthereyen, seine Entfernung aus dem Häuschen u. s. w. und schloß mit den Verlegenheiten, in die er sich, wie er selbst gestand, durch sein Mißtrauen und seinen argwöhnischen Charakter gestürzt hatte.

Alle hörten der Erzählung unsers Helden mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu, nur der Alte war unruhig und zerstreut dabey. Hätte ihn Alexis, während er sprach, genau beobachtet, so hätte er

sehen müssen, wie er bald blaß bald roth ward, und in eine auffallende Unruhe gerieth, die indeß niemand bemerkte, weil die ganze Gesellschaft nur Augen und Ohren für den Erzähler hatte.

Nun ward auch der kleine Alte gebeten, die unglücklichen Schicksale seines Lebens mitzutheilen, allein er entschuldigte sich unter dem Vorwand, sie hätten nur für ihn Interesse, und nach den sonderbaren Begebenheiten, die man gehört habe, würde seine Alltagsgeschichte nur Langeweile machen. Indeß versprach er doch, sie zu einer andern Zeit zu erzählen, vor allen Dingen aber bäte er sie, sich einen Plan vorlegen zu lassen, den er entworfen, und den er ihnen riethe anzunehmen, wenn sie als kluge Leute handeln wollten.

Lieber Leser, wir wollen jetzt den kleinen Alten sprechen lassen. Wir wollen ihn hören, und wenn du nicht schon errathen hast, wer er ist, so wird er doch, wie ich fürchte, sich bald selbst verrathen. Er hub also an:

Viertes Kapitel.

Rückkehr ins Häuschen.

„Mein lieber Alexis, Ihre Lebensgeschichte hat mich nicht wenig interessirt! . . . Sie haben darin eine Menge Personen erwähnt, die ich sehr genau kenne . . . . “ Ist es möglich? . . . „Einen Augenblick Geduld, wenn ich bitten darf. Hören Sie mich an, ohne mich zu unterbrechen.

Auch ich habe mich lange in Grenoble aufgehalten. Ich kenne den Dorance', Duverly, Adelheid, Klärchen, Germain. Ich höre, daß Dorance' noch lebt, und ich kann Ihnen meine Freude darüber nicht genug beschreiben. Der treulose Freund, der Duverly, von dem Sie so viel erzählt haben, lebt nicht mehr . . . “

Wissen Sie das gewiß?

„Ganz gewiß . . . “

Ach! so hat Klärchen keinen Vater mehr . .

„Ich erfuhr den Tod ihrer Mutter. Die unglückliche Adelheid ward das Opfer der Verbrechen ihres Verführers, und der Eifersucht ihres Gatten ... Verzeihen Sie diese Thränen, die ich ihrem Andenken schenke ... wie schmerzhaft ist es ... ach! welch ein liebenswürdiges Weib war sie!

Es ist also ganz unnütz, mein bester Alexis, daß Sie den Verräther Duverly, dem Sie den Dolch in das Herz zu stoßen versprochen, länger aufsuchen. Das Schicksal ließ Sie dafür mich finden, der Ihnen die zuverläßigste Nachricht von seinem Tod geben konnte, und so ist Ihr Auftrag erfüllt. Da aber Dorancé, wie ich fürchte, Ihnen nicht aufs Wort glauben möchte, so will ich Sie in seine Wohnung begleiten. Er wird mich erkennen, und mit Vergnügen aus meinem Munde alle Details erfahren. Sie werden Ihr Klärchen wiedersehn, die Sie so sehr lieben: auch ich werde das liebenswürdige Kind wieder sehen, das ich in seiner zarten Jugend kannte .. Kurz, ich versichere Ihnen, jedermann wird zufrieden seyn."

Wie,

Wie, mein Herr, ich sollte zu einem Barbaren zurückkehren, der mir einen Meuchelmord befahl?

„Lieber junger Mann, Ihre Tugend, Ihre menschlichen Gesinnungen entzücken mich; aber erlauben Sie mir, Dorancé zu entschuldigen. Man hat sein ganzes Leben vergiftet; was kann natürlicher seyn, als daß er sich zu rächen sucht? Ueberdieß haben Sie den Mord ja nicht begangen!“

Nein, wahrlich nicht . .

„Ich glaub's. . . . Dorancé dürstete nach Blut . . . Ihre Hände sind rein von Blut geblieben, und das Schicksal hat alles so eingeleitet, daß Sie sich, ohne ein Verbrechen zu begehen, Klärchens Hand würdig gemacht haben . . . “

Gott! und ich selbst soll ihr die Nachricht vom Tode ihres Vaters bringen?

„Das nehme ich auf mich. Ich will schon mit Dorancé hierüber einig werden, und ihn bewegen, daß er in Ihre Verbindung mit der Tochter Adelheids willigt . . . “

Großmüthiger Unbekannter, welch ein Glück, daß ich Sie fand! Doch, darf ich den Namen eines so ehrwürdigen Mannes nicht wissen?

„Ich heiße Preville . . “

So heißen Sie?

„Ich habe noch mehrere Namen, aber dieser gefällt mir am besten . . . “

Wohl denn, Herr Preville, ich will Ihrem Rath folgen, und Dorancé aufsuchen. Aber werden uns die andern, wird Herr Dumont, Sciocco und Picot uns folgen wollen? —

Die drey Freunde schwuren dem Alexis, daß sie ihm allenthalben hin folgen würden. Die Abreise ward demnach auf den andern Morgen festgesetzt.

Alexis bemerkte wohl eine Miene von Zwang an dem Alten, die ihn einigermaßen befremdete, allein er schrieb dieß seiner traurigen Erzählung von Begebenheiten zu, in die, wie er versicherte, seine besten Freunde verflochten gewrsen wären. Noch vor kurzer Zeit würde unserm jungen Helden die Verlegenheit des Herrn Preville verdächtig vorgekommen seyn, allein sein

Argwohn hatte ihm schon so viel Verdrüßlichkeiten zugezogen; er hatte sich so fest vorgenommen, sein Herz vor allem Mißtrauen zu verschließen, daß er jede Idee, die ihn dazu führen konnte, wie die Pest floh . . .

Endlich, endlich war der gute Alexis glücklich, er hatte seinen Dumont, seinen treuen Dumont wieder, und sein Herz noch ganz so gefunden, wie es sonst war, voll Liebe und Zärtlichkeit für ihn. Außerdem hatte er auch seinen guten Sciocco, den er gleichfalls liebte, und zwey tugendhafte Fremde, wovon der eine ihn aus einer großen Verlegenheit gerissen, indem er ihm die Nachricht von Duverlys Tode gegeben, und es über sich genommen hatte, sie dem Dorance' zu hinterbringen. Er sollte sein Häuschen und Klärchen, sein geliebtes Klärchen wieder sehen! Er wußte es nicht, daß sie von dort entflohen, er glaubte sie bey seiner Ankunft in Candors Wohnung zu finden. Welch ein beseligender Gedanke für ihn!

Die ganze Nacht that er kein Auge zu. Den folgenden Morgen war er am ersten

auf, und eilte sogleich auf die Post, Pferde nach St. Marcellin zu bestellen.

Wie er zurückkam, fand er alle seine Freunde wach und fertig, und guter Dinge. Preville allein hatte, wie er sagte, und wie man ihm auch ansah, keine gute Nacht gehabt. Gleich drauf kam der Wagen, die Freunde stiegen ein, und der Postillon fuhr ab.

Ich übergehe mit Stillschweigen, was sie auf dieser angenehmen Reise vornahmen, und die interessanten Gespräche, die sie führten. Der Leser, der den Charakter aller dieser Personen bereits kennt, kann leicht erachten, was der Gegenstand derselben war. So vergaß z. B. der ehrliche Sciocco nicht, die Prädestination und die Ordnung der Dinge aufs Tapet zu bringen. Dumont, der sich nicht genug wundern konnte, wie der Italiener zu diesen Ideen gekommen, widerlegte ihn. Alexis und der Alte sprachen von der Liebe, ihren Freuden und Leiden, der letztere indeß, wie man denken kann, mit mehr Ernst und Trübsinn, als sein junger Freund. Der brave Jean Picot überlas den Brief

seines Onkels Joachim noch ein paarmal, und erzählte verschiedene Geschichtchen von Fremden, die er im Gasthof zum großen Dauphin in Lyon bedient hatte.

So setzten unsre fünf Freunde unter Sprechen und Denken ihre Reise Tag und Nacht fort, und erreichten St. Marcellin, wo Sciocco und Alexis eben nicht drauf ausgingen, die Augen der Leute auf sich zu ziehen, aus Furcht, von dem Kerkermeister erkannt zu werden, dessen Frau sie aus dem Gefängnisse befreyt hatte. Sie hörten, daß sie jetzt wieder bey ihrem Mann lebe, und sie bewunderten die Gutmüthigkeit dieses Tropfs, der seine Frau jedesmal ohne Umstände wieder aufnahm, wenn es ihr beliebte, zu ihm zurückzukehren.

Die kleine Gesellschaft stieg in dieser Rücksicht ein wenig vor der ersten Vorstadt aus, ließ den Postillon fahren, und betrat mit frischen Kräften den reizenden Weg, der nach dem Walde von Chamboran führt. Alle fünf hatten sich mit Pistolen, Hirschfängern und tüchtigen Stöcken versehen, so daß sie den Angriff der Räuber, die,

wie wir schon oben erzählt haben, diesen Wald unsicher machten, nicht fürchteten.

Sie hatten schon mehr als eine Meile auf schmalen Holzwegen, die Alexis sehr genau kannte, im Walde gemacht, als sie beym Austritt aus einem krummen Gang die Fallbrücke und die Spitze des Häuschens vor sich sahen. Just an dieser Stelle des Weges hatte Klärchen einst ihrem Alexis das Häuschen zum erstenmal gezeigt, und ihm mit innigem Wohlgefallen verkündigt: „Sieh, hier ist das Häuschen!“ Alexis fühlte sein Herz beklommen, unbeschreibliche Empfindungen, die ihm aber nicht unangenehm waren, bewegten sein Gemüth.

Anders war es mit Preville. So wie er das Häuschen, und vorzüglich die hohe Pappel erblickte, die sich, wie wir wissen, hoch über die Mauer erhebt, so ward er blaß, ein kalter Schweiß brach an ihm aus, er sank ohne Bewußtseyn zu Boden ... Alexis suchte ihn wieder zu sich selbst zu bringen; aber umsonst: seine und die Bemühungen seiner Freunde waren vergeblich. Endlich entschlossen sie sich ihn

zu tragen . . . ihn zu tragen . . . armer Alexis! wenn du wüßtest, was du thust!

Daß diese Ohnmacht des Herrn Preville die übrigen vier Personen in die größte Verwunderung setzte, kann man sich leicht denken. Der Antheil, den er an Dorance', an Klärchen, an dem tragischen Ende der unglücklichen Adelheid nahm, die er einst gekannt haben wollte, mochte auch noch so groß und herzlich seyn, so schien es doch unglaublich, daß dieß jetzt noch einen so starken Eindruck auf ihn machen könne. War er selbst in Dorances Schicksale mit verflochten? war ers selbst? . . . Wir wollen uns nicht mit ungewissen Vermuthungen aufhalten, die wir doch in dem Augenblick nicht prüfen können, sondern ihnen lieber in das Häuschen folgen, und sie nicht aus den Augen verlieren.

Sie kamen endlich, mit dem unglücklichen Preville auf den Händen, vor die Fallbrücke, die wie immer aufgezogen war. Niemand ließ sich sehen. Es war nicht leicht ein Mittel ausfindig zu machen, ihre Ankunft zu wissen zu thun, da es hier weder Thürsteher noch Klingel gab. Ohne

den Zufall, der sie begünstigte, hätten sie wahrscheinlich noch lange warten können.

Candor hatte seit der Flucht seines lieben Klärchens, die ihn auf das tiefste betrübte, keinen Tag vergehen lassen, ohne auf die Mauer des Grabens zu steigen, und sich umzusehen, ob sich nicht jemand sehen lasse? Noch voll von Hoffnung, dieß liebenswürdige Kind, das er wie seine leibliche Tochter liebte, wieder zu bekommen, brachte er auf einer Art von Terrasse ganze Tage in Thränen und Gebet an das höchste Wesen zu, sie ihm wieder zu schicken.

Großer Gott, sagte er oft, du weißt, wie sehr ich dieses Schmerzenskind liebte. Ich nehme dich zum Zeugen der Aufrichtigkeit meiner Gesinnungen. Es ist wahr, ich hatte für ihre Erziehung nur darum gesorgt, sie einst meiner Rache aufzuopfern, aber wie bald verabscheute ich selbst dieß schändliche Projekt ... Das süße, holde, liebe Klärchen war meine Tochter: ich liebte sie, wie wenige Väter lieben. Ich vergaß die Verrätherey ihres Vaters, die

Untreue meiner Gattinn, ich vergaß alles...
und sie floh, sie verließ einen großmüthigen Wohlthäter, um einem Liebhaber zu folgen... einem Liebhaber!... den ich unbarmherzig verbannte.. und zu welchem Zweck?.. um ihn einem Mann nachzuschicken, den er unmöglich finden kann...
Wie könnte Alexis, der immer abgesondert von Welt und Menschen gelebt hat, den Aufenthalt meines Feindes entdekken?... Ein thörigter Wunsch, mich gerächt zu sehen, hat mir meinen Freund, mein Klärchen, die Stütze meines Alters, alles, was mir lieb war, geraubt...
O, mein Gott... du strafst mich streng.. aber ich hab' es verdient!...

Eben schickte Candor diese rührenden Klagen an den Himmel, als ein Geräusch, das er zu seinen Füßen, der Fallbrücke gegenüber vernimmt, ihn aufmerksam macht. Er sieht herab und erblickt den Alexis... Alexis! ist ers auch wirklich?... ja er ists, der gute liebe Jüngling!... vier unbekannte Personen begleiten ihn... Candor betrachtet ihre Gesichtszüge genau.... er sucht seine

Tochter, aber o Schmerz, sie ist nicht dabey.

Doch, wer ist der blasse, schwache Fremdling, den sein junger Freund in dem Arme hält . . . Candor glaubt seine Gesichtszüge zu kennen: er sieht ihn schärfer an . . er sucht sich die dunkle Erinnerung lebhaft zu machen. Sollt' es Duverly seyn? Duverly! Aber wie sollte dieser mit Alexis in gutem Vernehmen stehen? Sollten sie vielleicht gar beyde kommen, ihn zu beleidigen? . . . Und die drey Unbekannten, die ihnen folgen! . . . Was ist der Zweck dieser Vereinigung?

Candor steht einen Augenblick an, ob er diesen kleinen Trupp in seine Wohnung einlassen soll? Er überlegt, daß er mit einem andern eben so schwachen Greis, als er selbst, allein ist . . . Und warum zaudern? Wenn ich sterben soll, denkt er, so will ich meinen Mördern wenigstens mein Leben theuer verkaufen . . . In diesem Augenblick überzeugt er sich ganz, daß es Duverly ist, und aller Groll, aller Haß erwacht mit neuer Stärke in seinem Herzen.

Alexis, der ihn beym Aufsehen in diesen Gedanken versenkt gewahr wird, sagt ihm mit sanftem und gerührtem Ton: „Alexis ist da, mein Vater! . . . öffnen Sie uns. Wir sind alle ihre Freunde . . . “

Alle meine Freunde?

Candor ruft Germain. Beyde kommen herab und lassen die Fallbrücke nieder . . . Alexis, Sciocco, Picot, Dumont und Preville gehen hinein, auch Preville, der sich wieder erholt hat, und beym Anblick des unglücklichen Dorancé, dem Jahre und Unglück das Haupt mit Reif bestreut haben, sich der Thränen nicht enthalten kann . . . .

Alexis sucht mit den Augen sein Klärchen. Er findet sie nicht, und furchtbare Ahndungen ergreifen ihn . . Er will sich bey Dorancé nach ihr erkundigen; aber dieser läßt ihn nicht zum Worte kommen. Wen suchst Du hier, junger Mensch? fragte er . . . hast Du meine Rache befriedigt? . . bringst Du mir das Haupt meines Feindes? . . . .

„Schonen Sie mich, Vater. Dieser ehrwürdige Greis, der die Gefälligkeit

gehabt hat, mich hieher zu begleiten, wird Ihre Neugier befriedigen.“

Dorancé, der seine Vermuthungen bestätigt sieht, faßt den Alten scharf ins Auge. Dieser ist so bestürzt, daß er kein Wort vorbringen kann. Alexis, den jetzt nur der Gedanke an Klärchen beschäftigt, blickt ängstlich umher. Dumont, Sciocco und Picot erwarten mit bangem Schweigen den Ausgang dieser schrecklichen Szene, die ihnen klar zu werden anfängt. So standen sie eine Weile alle stumm und unbeweglich da. Eine furchtbare Pause!

Preville bricht das Schweigen zuerst. „Dorancé,“ sagt er, mit zitternder Stimme, „was fühlst Du bey meinem Anblick?“

Rache — Wuth — Verzweiflung!..

„Kennst Du mich?“

Mein Empfang hat Dich deutlich gnug genannt, treuloser Duverly!

Duverly! riefen alle erschrocken aus.

O Himmel, fuhr Alexis fort, sind Sie's, Duverly? Gott, was hab' ich gethan?

„Deine Schuldigkeit,“ antwortet der falsche Preville: „ja, Du hast dein Versprechen erfüllt, ohne es zu wissen . . . Dorancé, fuhr er fort, und wendete sich zu Candor, ich komme und liefere mich selbst in deine Hände. Befriedige deine gerechte Rache! . . . mein Leben steht in deiner Hand. Nimm mirs, und ich werde nicht klagen. Ich habe Dich hintergangen, betrogen, schändlich verrathen. Unter dem Mantel der Freundschaft habe ich deinem guten, argwohnlosen Herzen die schmerzlichsten Wunden geschlagen . . . ich bin Schuld am Tode einer Frau, die uns beyden theuer war . . Ich sehe es, noch jetzt beleidige ich Dich durch diese Worte. Was zögerst Du? Nimm mir das Leben: hier ist meine Brust, hier ist ein tödtliches Gewehr. Ich erwarte von deiner Hand den tödtlichen Stoß . . Du zauderst, Du . . .“

Alexis stellte sich vor Duverly, den Dorancé mit dem innigsten Unwillen anblickte.

Niederträchtiger Feind, sagte er, Du erfrechst Dich noch, mir zu trotzen, mich zu insultiren?

„Ich? Dich insultiren? o Dorancé! Könntest Du doch im Innersten meines Herzens lesen! Du würdest die Reue und die tödtlichen Gewissensbisse finden, die seit langer Zeit an ihm nagen . . . Ach! frage dieß schuldige Herz; es wird Dir sagen, daß es selbst damals, als es Dich täuschte, Dich liebte, Dich beklagte, und sich selbst verabscheute . . . Ja, Dorancé, ich habe Dich verrathen. Aber wie viel Ueberwindung kostete michs! . . . Doch bilde Dir nicht ein, daß ich das sage, deiner gerechten Rache Einhalt zu thun: ohne Murren erwarte ich von Dir den Todesstreich . . Nein, ich werde nicht zu meiner Entschuldigung anführen, daß jugendliche Unbesonnenheit und die heftigste Leidenschaft mich in den Abgrund rissen, der uns beyde verschlang. Ich will Dich nicht an unsre Unterhaltung in Grenoble erinnern, wo Du mir sagtest, daß Du das Fräulein von Myrsange liebtest, und daß eure Aeltern einig wären, euch zusammen zu geben . . . Schon lange betete ich Adelheid an, schon lange erwiederte sie meine Liebe . . . Was that ich nicht alles,

Dich von einer Ehe abzuhalten, von der ich voraussah, daß sie zwey Freunde höchst unglücklich machen müsse . . . Adelheid schwor mir, sie könne mit keinem andern glücklich seyn, als mit mir . . . Ihre Mutter nöthigte sie, Dir die Hand zu geben . . . Du warst sterblich in sie verliebt, und ich auch!

Wir kamen nach Paris; ich that mein möglichstes diese unglückliche Leidenschaft zu überwinden, die schon zu einer solchen Höhe gestiegen war, daß ich selbst davor erschrack! . . . . Der Zwang, der Kummer, und meine Freundschaft für Dich brachten mich an den Rand des Grabes . . Ich war fest entschlossen, das traurige Geheimniß in meiner Brust zu verschließen, Du selbst mußt es noch wissen. Allein Du kamst, Du entrissest es mir . . . ich war im Begriff Dir alles zu gestehen . . . . blos der Name blieb mir auf den Lippen . . und Du sprachst mir Muth ein, Du ließest mich hoffen: ich glaubte Dir . . . Du antwortetest für mich auf Adelheids Brief . . . . Ach, dieser erste Fehltritt hat mich zu allen folgenden verleitet . . .

Der erste Schritt war geschehn: nun konnte ich Dir keinen Blick in die wahre Lage der Sachen verstatten, ohne mich ganz zu Grunde zu richten: Liebe, brausende Leidenschaft, falsche Schaam, alles riß mich zum Laster hin . . .

Du siehst, geliebter Feind, daß ich mich nicht zu rechtfertigen suche. Ich gesteh' es, ich bin schuldig . . . Dein Unglück, das Unglück deiner Familie ist mein Werk. Ich selbst sprach mir das Urtheil. Ich begegnete diesem jungen Mann, er erzählte mir seine Begebenheiten, deine Unfälle, deinen Wunsch. Ich will ihn erfüllen: ich komme, und liefere mich selbst in deine Hände. Stoß zu, ich beschwöre Dich, stoß zu, dein Mitleid ist mir die schrecklichste Quaal . . . "

Mitleid? Ich sollte Mitleid mit Dir haben, Barbar! . . . Hatt' ich Mitleid mit meiner Gattinn, dem unschuldigen Weibe, da ich ihr unmenschlicher Weise den Dolch in den Busen stieß? . . Dieß war die Wirkung des schwarzen Verdachts, den Du bey mir gegen sie erregt hattest . . .

„Nein,

„Nein, Dorance', dieß that die schändliche la Roches. Diese Furie nährte meine Leidenschaft für die unglückliche Adelheid: sie verschaffte uns die Mittel, uns zu sehen, sie verleitete mich, Dich zu betrügen. Wie sie sah, daß Adelheid ihre Ausschweifung bereue, daß wir uns trennen mußten, so wollte sie mich bewegen, eine Leidenschaft zu erwiedern, die sie, wie sie sagte, schon längst in ihrem Herzen verschlossen habe. Die Verachtung und der Unwille, den ich ihr empfinden ließ, entzündeten ihre Wuth. Sie beschloß, mich zu Grunde zu richten, und Dich und deine Gattinn in meinen Fall zu verwickeln: sie wußte sich der Briefe zu bemächtigen, der verderblichen Briefe, die ich hundertmal hätte vernichten sollen. Sie spielte sie, während meinem Aufenthalt in Neucarolina, mit den schändlichsten Verläumdungen in deine Hände... Die arme Adelheid ward durch einen geheimen Wink, den ihre Feindinn ihr geben ließ, erschreckt, sie faßte den unbesonnenen Entschluß zu fliehen. Du setztest ihr nach, und .... Du schauderst!.. ach, ich muß schaudern... meine

traurige Leidenschaft führte deinen Arm ... Ach! laß mich den blutigen Baum sehen, an dem sie den tödtlichen Stoß erhielt! laß mich ihn sehn!“

Grausamer, dieß ist nicht das einzige Denkmahl, das mich an deine Treulosigkeit erinnert! Komm, folge mir in das düstre Gewölbe, wo ich die kostbaren Reste meines Schlachtopfers verwahre: komm, aber allein mit mir! ... Da will ich Dich den Geistern meiner Gattinn und meines Sohnes ....

„Ja, komm, ich folge Dir ....“

Candor und Duverly fassen sich bey der Hand, und ohne daß es ihnen einfällt, vorher die Fallbrücke niederzulassen, gehn sie nach der Thür der unterirrdischen Kapelle. Alexis und seine Freunde wollen sie zurückhalten .. Laßt uns, laßt uns! rufen beyde: laßt der Gerechtigkeit ihren freyen Lauf!

Alexis, Dumont, Picot und selbst Germain traten ihnen in den Weg, und wollten sie hindern, ihren Plan auszuführen. Schnell aber treibt Sciocco sie alle vier bey Seite, als wenn er ihnen

etwas wichtiges zu sagen hätte . . . Glauben Sie mir, buoni Cavalieri, sagt er mit dem zuversichtlichsten Ton von der Welt, wir können sie getrost allein in das Gewölbe gehn lassen. Wenn es beschlossen ist, daß keiner sein Leben verlieren soll, so können Sie doch nichts thun: ist es aber der Wille des Schicksals, daß einer von beyden . . .

Alexis ward ärgerlich über diesen unzeitigen Einfall, und eilt den beyden erhitzten Alten nach. Dumont, Picot, Germain und der ehrliche Sciocco bleiben nicht zurück, und so kömmt der ganze kleine Trupp, trotz Duverlys und Dorances Bitten und Drohungen, mit in die Kapelle . . .

Ich mag die Reden nicht wiederholen, die beyde Feinde hier zusammen führten, man kann sich die Vorwürfe und Drohungen leicht denken, die einer gegen den andern ausstieß . . . Neue Aufklärungen ergaben sich daraus, und wer weiß, wie, ohnerachtet Duverlys Reue und Gelassenheit, diese sonderbare Szene sich geendigt haben würde, wenn nicht eine wunderbare

Erscheinung ihre Hitze gedämpft und den verwickelten Knoten gelöst hätte.

Da aber diese Erscheinung den Lesern zu unglaublich scheinen dürfte, wenn ich sie ohne alle Vorbereitung aufführen wollte, so muß ich in der Erzählung etwas weiter zurückgehn, und sie nach und nach zur Ueberzeugung führen. Wir verlassen also unsre Leute in der Kapelle des Häuschens, und kehren nach Paris zurück, wo wir Klärchen noch in der Wohnung des Marquis de Corsange finden.

Fünftes Kapitel.

Alles findet sich zusammen.

Einige Tage waren nunmehr seit der Abreise des du Monnai verflossen. Herr und Frau von Corsange hatten alle mögliche Aufmerksamkeit für Klärchen, und waren so besorgt für sie, als man für die zärtlichst geliebteste Tochter seyn kann. Sie hielten sie noch immer für die Nichte des Receveurs, und behandelten sie als die Verwandte ihres Freundes.

Ich habe schon erinnert, daß das Hotel des Marquis in der Straße Vaugirard, in der Nähe des Luxembourg lag. Alle Abende gingen Herr und Frau von Corsange mit Klärchen in diesem anmuthigen Garten spatzieren, den sowohl seine Lage, als die feine Gesellschaft, die man um diese Tageszeit daselbst antrifft, empfehlen. Nichts reizenders läßt sich denken, als die Aussicht von der Terrasse an einem schönen Sommerabend. Das große Parterr, das man unter sich hat, und

über dem das Auge ungehindert umherschweift, der gothische aber prächtige Pallast, der an eine Königinn erinnert, deren Geist und männlichen Charakter die späteste Nachwelt bewundern wird, alles dieß gewährt einen reinen und süßen Genuß, den aber nur der gehörig schätzen kann, dessen Herz leer von ängstlichen Sorgen und heftigen Leidenschaften ist.

So saßen unsre drey Freunde auch eines Abends auf der Terrasse, von einigen Personen umgeben, die gleich ihnen sich müde gegangen, und nun auf Stühlen in einem bunten, lebendigen Halbzirkel niedergelassen hatten.

Eine Art von Abbé, der neben Klärchen saß, hatte sie schon eine geraume Zeit und so genau betrachtet, daß sie in Verlegenheit gerieth, und die Augen niederschlug. Endlich konnte er sich nicht länger halten, und äußerte seine Neugier in folgenden Worten: „Mademoiselle, ich bitte tausendmal mir meine Indiscretion zu verzeihen; allein sollte ich nicht schon einmal die Ehre gehabt haben, Sie zu sehen?“

Klärchen sah ihn an, glaubte ihn zu erkennen und erröthete . . . Der Abbé bemerkte es . . . „Ich sehe,“ fuhr er fort, „daß ich Ihnen nicht ganz unbekannt bin . . . Warten Sie; war es nicht in Lyon?“ . . . nein . . . „Sie haben ungemeine Aehnlichkeit mit einem gewissen Alexis . . . “

Alexis! riefen Herr und Frau von Corsange aus Einem Munde.

Und Alexis! rief auch ein junges Frauenzimmer, das etwas entfernt saß.

„Ja,“ versetzte der Abbé, „Sie sind gewiß der Alexis, den ich bey der Frau Baronesse d'Yrace gesehn habe.“

Pater Stephan, sagte Klärchen leise und zitternd, schweigen Sie still . . .

„Was sagen Sie von Alexis,“ fragte die junge unbekannte Dame den Pater. „Ich habe in Marseille einen jungen Mann gekannt, der so hieß.“

In Marseille, Madam, fragte Klärchen furchtsam: Sie haben Alexis in Marseille gekannt?

„Ach, Mamsell, erinnern Sie mich nicht an einen zu geliebten Gegenstand . . “

Zu geliebten Gegenstand! Madam, sind Sie vielleicht die Pflegetochter des Herrn du Monnai?

„Woher kennen Sie den Namen dieses Tyrannen? . . . . ja, ich bin die unglückliche Sophie, die den jungen Alexis so zärtlich liebte.“

„Hier waltet ein Mißverständniß ob, meine Damen,“ fiel der Exkapuziner ein. „Ich spreche von dem liebenswürdigen Klärchen, das wir hier vor uns sehen, und Sie Madam von jenem Alexis, der die Welt nach seinem Vater durchzieht, den er niemals gesehn hat.“ (Man erinnert sich, daß Klärchen einst dem Pater Stephan ihre und Alexis Geschichte erzählt hatte.)

Seinem Vater, den er nie gesehn hat, wiederholte der Marquis, mit sichtbarer Aufwallung . . . Was für einen Namen haben Sie genannt . . . .

„Gelassen, mein Freund,“ fiel ihm die Marquise ein. „Unser liebes Klärchen scheint im Stande zu seyn, uns dieß Räthsel zu lösen: wir wollen sie darum bitten . . . Mein Kind, kennen Sie den Alexis, von dem der Herr spricht?“

Ob ich ihn kenne, Madam? . . . .

„Nu ja: mein Mann und ich nehmen beyde den lebhaftesten Antheil an seinem Schicksal! Haben Sie doch die Gefälligkeit, sich zu erklären . . . .“

Madam, hier ist weder der Ort noch die Zeit dazu. Wenn ich bitten darf, so gehen wir jetzt nach Hause, und da will ich Ihnen, ob mirs gleich mein Onkel, oder richtiger, mein großmüthiger Wohlthäter verboten hat, eine genaue Erzählung von allem machen, was ich weiß, und Sie zu erfahren wünschen. —

Klärchen, der Marquis und die Marquise stehen auf, und erstere, die in Sophien ihre Nebenbuhlerinn erkennt, wirft ihr einen verächtlichen Blick zu, den diese sich nicht erklären kann. Unterdeß versucht Pater Stephan, der sieht, daß seine Beute ihm entschlüpfen will, Klärchen ein paar Worte ins Ohr zu sagen: allein sie hört ihn nicht an. Der Exkapuziner, den die Anwesenheit des Marquis und seiner Gemahlinn zurückhält, wagt es nicht weiter in sie zu dringen: er entfernt sich voll Aerger und Verdruß, und unsre Freunde

eilen in ihre Wohnung zurück, wo die Marquise, die sich bis jetzt Gewalt angethan, ihren Thränen freyen Lauf läßt.

„Liebenswürdige Freundinn," sagt sie zu Klärchen, „Sie werden sich nicht wundern, daß der Vorfall im Luxemburg einen so heftigen Eindruck auf mich gemacht hat, wenn Sie hören werden... Ach, wenn Sie diesen Alexis kennen, erzählen Sie uns recht viel von ihm, alles, was Sie wissen.... Allen Beschreibungen nach, die man von ihm gemacht hat, muß es dein Sohn seyn, lieber Corsange, kann es kein anderer seyn, als dein Sohn."

Ihr Sohn, rief Klärchen wie begeistert... Wie, Herr Marquis, Alexis wäre Ihr Sohn?

„Ja," antwortete der Marquis seufzend, „und hier ist seine Mutter..."

Sein Vater! seine Mutter! Gütiger Gott, ists möglich? ich hätte sie wirklich gefunden? O, Alexis, Alexis, wo bist du? komm, komm, fliege an ihr Herz....

„Klärchen, Sie vermehren unsern Schmerz. Reden Sie, reden Sie, lassen

Sie sich die Leiden eines Vaters rühren . . . "

Klärchen ist so entzückt vor Freude, daß sie nicht im Stande ist, sogleich ihre Gedanken zu sammeln. Sie erhebt die Hände gen Himmel, und bringt nur einzelne, abgerissene Worte vor . . . . Nach und nach legt sich der Freudentaumel etwas, und sie entschuldigt sich mit du Monnais Verbot, daß sie ihnen so lange ein Geheimniß aus ihren Schicksalen gemacht. Alle drey lassen sich nieder, und Klärchen erzählt nun ihre und Alexis Geschichte, seinen Aufenthalt und seine Flucht aus dem Häuschen; endlich gesteht sie, daß sie nicht wisse, was aus ihrem Geliebten worden sey? Er muß sich eine Weile in Marseille aufgehalten haben, fuhr sie fort, wo er auch eine Untreue an mir beging. Dort lernte er die Sophie kennen, die wir gesehn haben: da er sie aber nicht begleitet hat, so kann ich nicht sagen, wo er jetzt seyn mag.

„Ach! warum brachten Sie ihn nicht mit sich? . . . Gott! wie glücklich würde er, wie glücklich würden wir alle seyn! . . . "

Arzelie und ihr Gemahl hatten während Klärchens Erzählung kaum Athem geschöpft. Der Marquis vorzüglich, der sich von neuem an seine Grausamkeit, sein Unrecht gegen ein so liebenswürdiges Kind erinnerte, an die Leiden, die er ihm, von boshaften Freunden verführt, zugefügt hatte, konnte sich das Schicksal seines Sohnes nicht verzeihen ...

„Ich bin's," rief er, „ich bin der unnatürliche Vater, der ihn in diesen Abgrund von Jammer gestürzt hat ... Wo ist der unschuldige Jüngling? wie mag es ihm jetzt gehn? ... Gott! du weißt es, wie ich seit einem Jahre, seit dem glücklichen Augenblick, der mich wieder mit meiner zärtlichen Gattinn vereinigte, alles angewandt habe, Nachricht von ihm zu bekommen! ... Ich ließ suchen, ich suchte selbst allenthalben diesen Sohn, der uns so viel Thränen gekostet hat .... Ja Klärchen, wenn wir ihn je wieder finden, so soll er der Deinige werden! .... Seyd beyde unsre Kinder ... Ja Du bist seines Herzens werth, Du verdienst ein Herz, wie das seinige!"

Indeß er so seinem gepreßten Busen Luft machte, war die Marquise im tiefen Nachdenken vergraben. Auf einmal unterbrach sie ihren Gatten: „mein Freund, mein lieber Freund . . . da kömmt mir ein Gedanke . . . ein tröstender Gedanke, der vielleicht allem unserm Kummer ein Ende machen kann . . . vielleicht ist er in das Häuschen zurückgekehrt; vielleicht finden wir ihn dort. Mir ist nichts wahrscheinlicher . . . . “

Wie, Madam, versetzte Klärchen, Sie glauben? Es ist wahr, er wußte nicht, daß ich auch nicht mehr dort . . . . er könnte wohl . . . . aber nein; er hat mich vergessen. Auf meiner ganzen Reise habe ich von nichts als von seinen Treulosigkeiten gehört . . . in St. Marcellin, in Marseille! . . . Ach! er ist ein treuloser, ein wortbrüchiger . . . wer weiß in welchem Winkel der Erde er sich mit einer neuen Eroberung tröstet? . . .

„Nein, meine Tochter, glaube dem Herzen einer Mutter: eure Seelen waren schon zu innig verbunden . . . . ihr war't für einander geboren . . . er wird nach dem

Häuschen zurückkehren, er wird gewiß zurückkehren . . . “

Gott! aber wie? besudelt von dem Blute meines Vaters . . .

„Welch ein häßlicher Verdacht! Schäm dich Klärchen, wie könnte ein junger Mensch von so sanftem ruhigem Charakter einen Meuchelmord begehn? Unmöglich kann er eine solche Niederträchtigkeit begehen, wenn er das Herz seines Vaters hat . . . “

„Wenn er deine Tugenden besitzt, theuerstes Weib, so muß er das Laster verabscheuen . . . “

Herr und Frau von Corsange sprachen und weinten noch eine Weile über das Schicksal ihres Sohnes und ihre eignen Unglücksfälle, dann beschlossen sie, sogleich nach dem Häuschen aufzubrechen. Ist er noch nicht da, sagten sie, so erwarten wir ihn dort. Schon das wird ein Trost für mich seyn, wenn ich in einem Hause wohne, in dem mein Sohn gelebt hat. Klärchen wußte nicht, ob sie sich über diesen Entschluß freuen sollte, oder nicht? Von der einen Seite kränkte sie die Untreue ihres Geliebten, von der andern sehnte sie sich,

ihre liebe Einsiedeley, ihren guten Germain und ihren Wohlthäter Candor wieder zu sehen, von dem sie, unter dem Schutz der Aeltern des Alexis, gar nichts mehr zu fürchten hatte. Unentschlossen schwebte ihr Geist zwischen tausend sich streitenden Ideen, allein das Verlangen, ihr Häuschen und ihren Geliebten, so sehr sie auch von seiner Untreue überzeugt war, wieder zu sehn, trug doch endlich den Sieg davon.

In weniger als Einem Tage war alles zur Abreise fertig. Unterwegs ergötzte man sich an den fröhlichsten Aussichten, und machte die reizendsten Plane, so wenig Wahrscheinlichkeit auch vorhanden war, daß sie zur Wirklichkeit kommen würden. Denn im Grunde war die Vermuthung, Alexis in einem Ort wieder zu finden, den er für ewig, wenigstens für lange Zeit verlassen hatte, höchst abentheuerlich; allein die Täuschungen der väterlichen Zärtlichkeit und mütterlichen Liebe sind allmächtig . . . Sie glaubten steif und fest, den Gegenstand aller ihrer Wünsche in dem Häuschen anzutreffen, und diese Hoffnung ge-

währte ihnen eben so viel Entzücken, als die Wahrheit selbst.

Wir folgen ihnen auf ihrem Weg, und wenn wir finden, daß ihre unwahrscheinlichen Erwartungen gleichwohl erfüllt werden, so laßt uns dieß dem Entschluß der höchsten Weisheit zuschreiben, die den Leiden aller dieser Unglücklichen auf einmal ein Ziel setzen wollte. Wie oft würde man die sonderbaren, ungewöhnlichen und unglaublichen Begebenheiten, die man dem Zufall oder der Erdichtung beymißt, segnen, wenn man den Finger der göttlichen Hand in ihnen erkennte, wenn man sie als das unmittelbare Werk der Vorsicht betrachtete, des ewigen Wesens, das alles vermag, alles sieht, alles leitet! Ja in diesem Fall darf man wohl einen Theil vom System unsers Freundes Sciocco annehmen: die Ordnung der Dinge, die Gerechtigkeit und das Gleichgewicht der Natur . . . .

Doch, damit wir uns mit unserm italienischen philosophischen Harlekin nicht zu tief in die Irrwege der Metaphysik vertiefen, so wollen wir diese Betrachtungen den philosophischen und religiösen

Lesern

Lesern überlassen, und uns wieder zu unsern Reisenden wenden, die, sobald sie St. Marcellin erreicht hatten, aus dem Wagen stiegen, ihn einem Bedienten anvertrauten, den reizenden Weg nach dem Wald von Chamboran zu Fuß antraten, und sich in die Tiefe desselben, doch unter der Bedeckung von vier mit Pistolen und Hirschfängern bewaffneten Bedienten, wagten.

Der Himmel war rein, keine Wolken versteckten die Sonne, die Zweige waren mit unzählichen Singvögeln bevölkert, die das entzückendste Concert bildeten. Die ganze Natur schien Theil zu nehmen an dem Glück, das allen Helden unsrer Geschichte noch bevorstand.

Gleichwohl waren der Marquis und seine Begleiter nicht ohne alle Besorgniß. Der Wald hat an und für sich wegen der hohen und dichten Bäume etwas düstres und melancholisches. Von Zeit zu Zeit begegneten sie Leuten von sehr verdächtiger Physionomie, die gewiß auch nicht die besten Absichten hatten, es aber nicht wagten, unsere Reisenden anzugreifen, deren Zahl so ansehnlich und die so gut bewaffnet

waren. Klärchen erkannte den glücklichen Baum, auf den sie die Nacht, da sie aus dem Häuschen entsprang, ihre Zuflucht genommen hatte. Die Erde unter ihm schien wacker durchwühlt zu seyn, wahrscheinlich von den beyden Räubern, die ihren vergrabenen Schatz vergebens suchten. Man sah noch an der Rinde die Einschnitte, die die Spitzbuben gemacht hatten, um ihn von den andern Bäumen in der Nähe zu unterscheiden.

Endlich nach einem zweystündigen Marsch, der die Marquise sehr ermüdet hatte, erblickten sie die Mauern des Häuschens vor sich, und, was Klärchen in die äußerste Verwunderung setzte, die Fallbrücke war herabgelassen, und die Thüre stand offen! — — „Mein Gott,“ rief sie: „sollte Candor todt seyn! Ist das Haus nicht mehr bewohnt? Haben es die Räuber erstiegen und ausgeplündert?“

Ein unglückahndender Gedanke stieg nach dem andern in ihr auf, als sie von ohngefähr auf der Erde die Spuren von verschiedenen Männerfüßen entdeckte, die,

wie die Lage der Absätze zeigte, auf das Häuschen zugegangen waren. Klärchen war dieß ein neuer Hoffnungsstrahl . . . „Ach!“ sagte sie, „wenn wir den Alexis fänden! wenn dieß seine Fußtapfen wären!“

Klärchen beobachtet diese Spuren genauer, und bald ist es außer Zweifel für sie, daß es wirklich die Fußtapfen ihres Geliebten sind. Es ist ihr klar, deutlich, unwidersprechlich. So tyrannisch gebietet die Phantasie über Vernunft und Sinnlichkeit, so lächerliche Täuschungen gebiert selbst ein kluger Kopf, wenn er ganz voll von seinem Gegenstand ist . . Wir bitten den Leser um Verzeihung, wenn er diese Behauptung hier nicht am rechten Ort angebracht finden sollte.

Die niedergelassene Fallbrücke verstattete unserm kleinen Truppe freyen Einzug . . . . Sie treten in das Innere des Hauses, sehen sich allerwärts um, und werden niemand gewahr. Klärchen geht voraus. Wie schlägt dem armen Mädchen das Herz! . . . Sie sucht im Hause . . . „niemand zu finden . . .“ sie sieht sich im

Garten um, auch hier niemand. Wo sind nur Germain und Candor? . . . Ich höre sie gleichwohl reden, und das ziemlich laut . . . Himmel! auch Alexis! . . . ja das ist seine Stimme. Klärchen ist vielmehr Ihre als Duverlys Tochter: Vater, lassen Sie sich erweichen!“

Ist es Alexis, der das sagt, fragte die Marquise.

„Ja,“ erwiederte Klärchen zitternd, „seine Stimme ists . . . “

Seine Stimme! die Stimme unsers Sohnes! rufen die beyden Gatten.

Sie lauschten alle drey, und standen da wie drey unbelebte Statuen, stumm und horchend, denn sie konnten nicht errathen, wo diese entfernte Töne herkommen.

Endlich ruft Klärchen: „Aus der Kapelle! o, kommen Sie, kommen Sie, da finden wir sie gewiß.“

Wirklich stand die Thüre auch offen. Klärchen, der Marquis, Arzelie steigen eilig die kleine Treppe hinunter. Der plötzliche Uebergang von dem hellen Tages-

licht zur matten Erleuchtung einer Lampe blendet ihnen beym Eintritt das Gesicht: sie sehen nur dunkel und verworren. Alexis aber wendet sich um und erkennt seine Geliebte . .

Klärchen! ruft er — —

„Alexis, hier bring ich deinen Vater — — — "

Aufrichtig gesteh ich, daß ich mich unfähig fühle, die Empfindungen, von denen alle Personen unsrer Geschichte sich plötzlich überrascht fühlten, hinlänglich auszudrükken. Meine Feder vermag nicht, ihr Erstaunen und ihr Entzücken zu schildern. Was das Werk eines Augenblicks ist, verträgt keine Erzählung, die immer lang und frostig werden muß . . . . Meine Leser können sich eine Vorstellung von diesem Gemählde machen, wenn sie bedenken, daß Candor sein liebes Klärchen, Duverly seine Tochter, diese ihren Vater, ihren Wohlthäter, ihren Geliebten wieder fand; Alexis einen Vater, nach dem sein Herz so lang sich sehnte: die beyden Gatten einen Sohn, der ihnen so viel Thränen gekostet hatte: Germain, Dumont rc. endlich

theure Freunde, die sie so lang entbehren mußten.

Wer zählt die Umarmungen, wer zählt die Fragen, die hier fielen? Sie hier? bist Du's? — Sie mein Vater? — — liebster Sohn — — — Sie sprachen alle zusammen: niemand antwortete. Die Ueberraschung hatte sie gleichsam betäubt: sie empfanden zu viel, um ihre Gefühle ausdrücken zu können. Man umarmte, küßte, drückte sich die Hände, und die reinste Freude strahlte aus aller Mienen.

Alexis war der erste, der, aus Furcht, Dorance und Duverly möchten ihr unterbrochenes Gespräch fortsetzen, die Gesellschaft ersuchte, diesen traurigen Ort zu verlassen. Man faßte sich an und ging: Klärchen zwischen den beyden Feinden. Sciocco erstaunt, Dumont und Picot gerührt, schlossen den Zug, und man begab sich nun in den Garten, wo jedes von dem andern die Erzählung seiner Begebenheiten verlangte.

„Wie glücklich fühl' ich mich," sagte Klärchen zu Alexis, „daß ich Dir deinen Vater gefunden habe! . ."

Und ich, wie unglücklich, daß ich Dir den Deinigen wiedergab!

„Treuloser Geliebter, verdienst Du, daß ich noch den mindesten Antheil an Dir nehme?“

Ach! Klärchen, schone mich! wider meinen Willen hab' ich dem grausamen Dorancé gedient . .

„Untreuer, was hast Du mit deiner Schließerinn, und deiner Marseiller Sophie gemacht?“

Ich versteh Dich nicht . . .

„Ich weiß alles, Undankbarer, alles . . . und ich bereu' es sehr, daß ich Dich je liebte.“

Alexis bat dringend um nähere Erklärung, allein sein Vater unterbrach ihn. „Da bist Du also, mein liebster Sohn! kannst Du deinen Vater noch lieben, nachdem er Dich im Gasthof von Valence so grausam verließ?“

Ach! Sie sind mein Vater! immer noch mein Vater.

„Du kennst ihn jetzt, und bald sollst Du auch seine und die Unglücksfälle deiner zärtlichen Mutter erfahren.“

Ach, Herr Marquis, sagte Dumont, wie sehr zitterte ich für Ihr Leben.

„Bester Dumont, Du fandest also meinen Sohn wieder . . aber ich begreife nicht, dieses Zusammentreffen hat ganz das Ansehn eines Wunderwerks . .“

O, versetzte Sciocco, welch ein neuer, großer Beweis ist dieß für mein System . .

„Warum,“ erwiederte Dumont: „ich finde dieß Zusammentreffen sehr natürlich. Nur dann findet man es wunderbar, wenn mehrere Personen sich auf einem Ort der Erde zusammenfinden, wo keins etwas zu thun hatte, wo niemand hingerufen ward, allein wenn man einen allgemeinen Zweck hat . . . Suchten wir nicht alle einander, und ist was begreiflicher, als daß wir uns da suchten, wo wir die meiste Wahrscheinlichkeit hatten, uns zusammen zu finden? Gab es sonst noch einen Ort, den wir in der Absicht diesem vorziehen konnten? — — “

Ja, versetzte Sciocco, das hat seine Richtigkeit, aber was ich nicht begreife, ist, wie wir uns gerade an Einem Tag zusammen treffen konnten . . .

„Es ist wahr, das ist ein Werk des Zufalls . . .“

Um Verzeihung, nicht des Zufalls. Wie läßt sich die bestimmte Reihe der Dinge, und die ist doch unläugbar, mit dem Zufall reimen? — —

Dorance schoß indeß immer noch drohende Blicke auf Duverly. Der Vorfall, der seine Wuth aufgehalten, hatte sie drum nicht erstickt . . . Zwar hatte er den blutigen, grausamen Plan, seinen Freund mit eigner Hand zu morden, aufgegeben, allein er konnte doch seinen Anblick nicht ertragen . . . Duverly stand noch immer furchtsam und verlegen da: er wagte es nicht, den Mann, den er so grausam mißhandelt, frey anzublicken. Er schwieg, aus Furcht, seine Tochter in Verlegenheit zu setzen, und Dorances Unwillen zu reizen, der jetzt erst im Stande war, seinen geliebten Alexis, Dumont, den Italiener, und den ehrlichen Picot freundlich zu bewillkommen.

Der ganze Zug kam nunmehr in das Bosket, das längs dem kleinen Bach hinläuft. Hier ließen sich alle nieder, und

jedes ward ersucht, seine Geschichte zu erzählen. Natürlich war man auf die Schicksale des Marquis, des Vaters von Alexis, am begierigsten. Auch ließ sich dieser nicht lange bitten. Er winkte seinem Sohn, zwischen ihm und seiner Gattinn Platz zu nehmen: die übrigen setzten sich um sie herum, und der Marquis begann eine Erzählung, die der Leser längst zu hören gewünscht haben muß, wenn er anders einigen Antheil an dem Loos eines jungen Menschen genommen, der sein neunzehntes Jahr erreichte, ohne die Welt, seinen Vater, und das Geheimniß seiner Geburt kennen gelernt zu haben.

Sechstes Kapitel.

Die Thuillerien und der Pont-tournant.

„Liebe, Habsucht und Ehrgeiz waren die drey Geißeln meines Lebens... Liebe war mein Verbrechen, Habsucht das Laster eines barbarischen Bruders, und Ehrgeiz die Quelle alles Kummers, den mir ein Vater verursachte.. was sag ich ein Vater!... er war es nicht, und hat nie diesen Namen von mir verdient!... Indeß liebte er mich gleichwohl, ich verehrte ihn, und diese zu weit getriebene drückende Verehrung hat mich immer gehindert, das Joch abzuwerfen, das er mir auflegen wollte... Ach, ohne seinen Sohn, ohne den grausamen Chevalier Danfort... Doch, ich sehe, daß diese Ausrufungen Räthsel für Sie seyn müssen, meine Freunde. Ich muß sie erklären, und die Geschichte meiner Familie erzählen, ehe ich zu der Erzählung meiner eignen Unfälle fortgehen kann.. Hören Sie also.

Meine Mutter hieß Aurora Bleville, und war eine Tochter des bekannten Grafen von Bleville,*) der, unter der vorigen Regierung als Ambassadeur am spanischen Hofe stand. Ihre Schönheit sowohl als ihre Tugenden, und das große Ansehn, in dem ihr Vater stand, berechtigten sie, auf die ersten Partien am Hofe Anspruch zu machen. Allein noch als junges Mädchen lernte sie den Grafen Danfort kennen, und verlor durch ihn die Freyheit zu wählen. Auch der Graf verliebte sich sterblich in Aurora Bleville, und trieb die Unbesonnenheit so weit, förmlich um sie anzuhalten. Der Ambassadeur, den ein solches Gesuch auf das äußerste beleidigte, entfernte den jungen Mann, schickte seine Tochter in ein Kloster, und nöthigte sie einige Monate nachher den Marquis von Corsange zu heirathen, der ein Günstling des Königs, ein angenehmer Mann von vielen Vorzügen war, gegen den die un-

*) Aus Schonung für die Familie des Helden der Geschichte, die noch existirt, und mehrere vortreffliche Personen aufzuweisen hat, sind die wahren Namen mit diesen (Bleville, Corsange u. s. w.) vertauscht worden.

glückliche Aurora aber den unüberwindlich-sten Widerwillen hatte. Sie gehorchte dennoch ihrem Vater, und schenkte ihrem Gemahl, wenn schon nicht Liebe, doch Achtung und Freundschaft. Ich war die Frucht dieser Ehe. Meine Mutter, die mich zärtlich liebte, fing nach und nach an sich in ihr Verhältniß zu fügen, als ein trauriger Umstand ihre alte Liebe und ihre Hoffnungen wieder erweckte. Der König war damals in einem deutschen Krieg begriffen. Der Ambassadeur und sein Schwiegersohn stritten einander zur Seite, und wurden beyde von Einer Kanonenkugel so heftig verwundet, daß sie kurz darauf starben. Meine Mutter, die sich auf einmal aus dem väterlichen und ehlichen Joche befreyt sah, dachte nun an nichts als ihre zweyte Heirath. Sie war damals sechs und zwanzig, Graf Danfort dreyßig Jahr: beyde waren frey, beyde liebten sich mit gleicher Leidenschaft: sie sahen sich wieder, und verbanden sich. Die unvorsichtige Aurora überwarf sich indeß durch diese Heirath mit der ganzen Familie meines Vaters. Niemand wollte sie sehen, nie-

mand nahm sich meiner im geringsten an, als ich mich in der Folge durch mein Unglück genöthigt sah, meine Zuflucht zu ihnen zu nehmen.

Meine Mutter hatte es zur Bedingung gemacht, daß ich unter ihren Augen erzogen werden, und daß ihr neuer Gatte nichts versäumen solle, was zu meinem Glück beytragen, und mich in den Stand setzen könne, einst eine glänzende Rolle in der Welt zu spielen. Danfort versprach alles, und hielt auch sein Wort zwey Jahre lang . . . das heißt, so lange bis ihm seine Gattinn selbst einen Sohn schenkte . . Dieser Sohn, meine Freunde, ist die Ursach aller meiner Leiden.

Die Zärtlichkeit, die Herr und Madam Danfort vor diesem Sohn empfanden, der die Frucht der Liebe, nicht blos der Ehe war, that der Neigung zu mir, wie man denken kann, unendlich viel Abbruch. Ich bemerkte es, so jung ich war, und hatte den Muth mich gegen meine Mutter darüber zu beklagen. Sie gab mir in einem trocknen Ton zur Antwort: Nun gut, Herr

Sohn, Sie sollen diesen Verdruß nicht länger haben: morgen sollen Sie in ein Collegium gebracht werden, und dort bleiben, bis Sie ausstudirt haben... Diese Worte waren mir ein Donnerschlag. Ich weinte den ganzen Tag, und verließ den andern Morgen in Begleitung eines einzigen Domestiken mein våterliches Haus.. Da ich von meiner Mutter Abschied nehmen und sie umarmen wollte, so kehrte sie mir den Rücken zu.. Dieß Betragen, ich gesteh es, erbitterte mich mehr, als es mich kränkte, und ich war im Begriff das Zimmer zu verlassen, als mein Stiefvater, der mich genau beobachtete, auf mich zukam, mich umarmte, mir ganz unvermerkt ein kleines Geschenk zusteckte, und mir mit einem zärtlichen Tone versicherte, wenn ich mich klug aufführen und fleißig seyn würde, so wolle er mich alle Monate einmal zu sich kommen lassen.. Dieses Versprechen beruhigte mich ein wenig, ich stieg in den Wagen und fuhr mit meinem Kammerdiener in das College de Navarre... in dasselbe, wohin ich in der Folge auch meinen kleinen Alexis that.

Hier fand ich einen Lehrer, der mich erwartete. Ein wahrer Pedant voll griechischer und lateinischer Phrasen, der mich in der langen Zeit, die ich in dieser Art von Gefängniß mit ihm zubringen mußte, um einen guten Theil meiner natürlich heitern Laune brachte.

Ich war nunmehr zwölf Jahr alt, und also im Stande, Betrachtungen anzustellen. Die Kälte meiner Mutter machte mir den bittersten Kummer. Ich konnte nicht errathen, womit ich sie beleidigt habe. Gesetzt auch ich hätte etwas versehen, sollte sie einem Kinde von meinem Alter nicht etwas verzeihen . . . Die Liebkosungen des Grafen hingegen hatten ihm mein ganzes Herz erworben. Ich liebte ihn von diesem Augenblick an eben so sehr, als er mir vorher mißfallen hatte. Empfindsame Herzen haben keine Stetigkeit in ihren Meinungen, ein hartes Wort kränkt und entfernt sie, die geringste Gefälligkeit hingegen bringt sie viel weiter zurück, als sie sich vorher entfernt hatten . . . es ist eben so leicht, sie glücklich, als unglücklich zu machen.

Im ersten Jahr meines Collegienlebens hatte ich das Vergnügen, das Haus meiner Aeltern von Zeit zu Zeit besuchen zu dürfen . . . Im zweyten Jahr ward ich schon weit seltner geholt, das dritte noch seltner, und endlich dachte niemand mehr an mich. Ich lebte im Collegio als wär ich von der ganzen Natur vergessen, war der Pflege von Miethlingen übergeben, und mein einziger Trost war der Umgang eines jungen Menschen von gleichem Alter, den ich das Glück hatte hier zu finden.

Dieser Freund! . . . verzeihen Sie mir, wenn ich seinem Andenken ein paar Thränen schenke! Ach! ich liebte ihn so sehr . . und konnte doch . . Verzeihung, meine Freunde, tausendmal Verzeihung! Diese Zähren sind ein Beweis der schmerzlichen Reue, die ich empfinde . . .

Dulys, so hieß er, ward bald mein andres Ich. Er liebte mich zärtlich. Wir hatten einerley Charakter, einerley Denkungsart: alles verband uns, wir waren stets beysammen. An Promenadetagen entfernten wir uns von dem Schwarm unsrer Kameraden, und hingen unsern

Gedanken nach: kurz, die süßeste Freundschaft wirkte gleich stark auf unsre Herzen.. Welchen Antheil nahm er nicht an meinem Schicksal! wie suchte er meine Leiden zu versüßen! ... Doch ich sehe, daß meine liebe Arzelie eben so stark von dieser Erinnerung angegriffen wird als ich selbst. Ich will daher so geschwind als möglich über diesen Umstand in meinem Leben hinwegeilen, der mich bald beschämen und in Ihren Augen sehr strafbar erscheinen lassen wird.

Dulys hatte keinen Vater mehr. Seine Mutter, die ihn zärtlich liebte, wohnte in Dreux, und kam nie nach Paris, ihr Sohn aber brachte jederzeit die Ferien bey ihr zu. Madam Dulys erwartete diesen Zeitpunkt immer mit eben so großer Ungeduld, als ich ihm mit Schmerz entgegen sah. In der That war es etwas hartes, jedes Jahr zwey Monate ganz allein im Collegio zubringen zu müssen, von meinem Freund getrennt, von meinen Aeltern vergessen. Nichts blieb mir übrig, als zu studiren, und zu weinen. Wie sehr

wurden mir die ersten sonst so glücklichen Jugendjahre verbittert.

Sechs Jahre hatte ich nun schon in dieser Lage verlebt, als man mir eines Tages meldete, ein Bedienter verlange mich zu sprechen. Ich kam herunter: wie schlug mir das Herz, als ich die Livree meines Stiefvaters erblickte . . Geschwind, geschwind, Herr Marquis, sagte der Mensch ganz außer Athem, hurtig, folgen Sie mir. Ihre Frau Mutter liegt in den letzten Zügen . . .

Ein Donnerschlag hätte mich nicht mehr betäuben können. Gütiger Himmel, welch ein Zufall . .

Es ist kein Zufall, sagte der Bediente, sie liegt schon zwey Monate nieder.

Schon zwey Monate, und man hat mir kein Wort davon sagen lassen!

Diesen Morgen hat sie das erstemal nach Ihnen gefragt. Aber halten Sie sich nicht länger auf . . . es ist keine Zeit zu verlieren, wenn Sie sie noch lebendig finden wollen . .

So viel schmerzliche Gefühle, so plötzlich erregt, machten, daß ich beynah in

Ohnmacht gesunken wäre. Der Bediente bemerkte es, und führte mich bis an den Wagen des Grafen, der mich vor der Thüre erwartete. Ich stieg hinein und fuhr in unser Hotel, das in der Straße Richelieu lag.

Man führte mich in das Zimmer meiner Mutter, die auf dem Sterbebett lag, und jeden Augenblick ihre Auflösung erwartete. Mein Sohn, sagte sie mit schwacher Stimme zu mir, ich sterbe: . . . du verlierst mich, mein Sohn, aber ich lasse dir einen guten Vater in dem Grafen. Ich habe ihn zu deinem Vormund erklärt. Er will die Güte haben, das Vermögen meines ersten Mannes, des Marquis de Corsanges, für dich zu verwalten . . . . Ich übergebe ihm alle meine Rechte auf dich, gehorche ihm, wie mir, und bedenke, daß du mich im Grabe, wohin ich bald kommen werde, beleidigen würdest, wenn du es jemals an der ihm schuldigen Dankbarkeit ermangeln ließest.

Ich drückte die Hand meiner Mutter und benetzte sie mit Thränen. Der Graf stand zu ihrem Haupte und weinte gleich-

falls. Neben ihm stand sein Sohn, der Chevalier d'Anfort. Hier ist dein Bruder, fuhr meine Mutter fort, indem sie auf ihn zeigte: ich befehle euch, in Einigkeit zu leben, Freunde zu seyn, und euch bis in den Tod zu lieben. Versprecht ihr mirs?

Ich stammelte ein paar abgebrochne Sylben, der junge Danfort antwortete schluchzend Ja! Meine Mutter nahm ihn in ihre Arme und wollte ihn an ihr Herz drücken: in demselben Augenblick aber sank sie zurück und verschied! So schrecklich dieser ganze Auftritt für mich war, so doppelt schmerzhaft ward er mir durch den Gedanken, daß der letzte Blick meiner Mutter nicht mir, sondern meinem Stiefbruder gegolten habe. Ich beneidete ihn darum, und von diesem Moment empfand ich einen Haß gegen ihn, über den ich in der Folge nie habe Herr werden können. Ich gesteh gern, daß ich hierin unrecht that; allein das ist auch das einzige, worin ich gegen ihn gefehlt habe, und es war mir unmöglich, meine Empfindung zu unterdrücken.

Zwey Tage nach dem Tod meiner Mutter, ließ mich der Graf auf sein Zimmer holen, sagte mir viel artiges und zärtliches, versprach mir, stets wie ein Vater für mich zu sorgen, umarmte mich, und schickte mich wieder in mein Gefängniß, in das ich mit traurigem Herzen zurückkehrte .... Dulys hatte mich kaum erblickt, als er in meine Arme flog. Ich erzählte ihm alles, was vorgefallen war, und wir wurden einig, daß ich meines künftigen Schicksals wegen auf meiner Hut seyn müsse, da ich von einem mir ganz fremden Mann abhänge. Gleichwohl interessirte mich dieser Mann, ich hatte Ehrfurcht für ihn, ich liebte ihn sogar. Er hatte sich eine solche Herrschaft über mich erworben, daß er mir imponirte, und daß ich mich in seiner Gegenwart kaum zu sprechen getraute. Sie werden in der Folge sehen, wie nachtheilig mir diese Furchtsamkeit ward.

Ich brachte noch zwey Jahre im Collegio zu, in welcher Zeit mich der Graf gewiß alle vierzehn Tage einmal zu sich kommen ließ. Er begegnete mir sehr lieb-

reich, und seine Güte machte, daß ich ihn von ganzem Herzen liebte. Allein so groß meine Zärtlichkeit gegen ihn war, so verhaßt war mir mein Bruder wegen seines herrschsüchtigen Charakters. Kaum hatte er das vierzehnte Jahr erreicht, und doch leuchtete schon aus allen seinen Handlungen Stolz und Unverschämtheit. Kaum sah er mich an, nannte mich nicht anders als Herr, und so wie er mir, so war er allen verhaßt, die mit ihm zu thun hatten. Alle seine Fehler entsprangen aus einer gemeinschaftlichen Quelle. Meine Mutter, die ihn abgöttisch liebte, hatte ihm von seiner frühsten Kindheit an in allem seinen Willen gelassen, er herrschte unumschränkt über alle Domestiken, seine kindischen Launen waren unverbrüchliche Gesetze für die erwachsenen Personen, die ihn bedienten. Wenn sie ja einmal mit ihm von mir sprach, so geschah es auf diese Art: mein Sohn, mein bester Danfort, ich liebe dich mehr, du bist mir theurer als er u. s. w. Diese und ähnliche Reden, die ich in der Folge wieder erfuhr, schmeichelten die Eigenliebe des kleinen Menschen, und flöß-

ten ihm eine innige Verachtung für mich ein. Auch sein Vater, so viel Freundschaft er mir erzeigte, hatte doch nur ein Herz für ihn, und der gute Vater trieb diese Liebe so sehr bis zur Schwachheit, daß der verzogene Knabe selbst gegen ihn den Respekt aus den Augen setzte, ohne daß ers zu bemerken schien. Kurz die Nachsicht des Vaters überschritt so sehr alle Schranken, als der Dünkel und Uebermuth des Sohns. Wir hatten oft Zwist zusammen, und doch vermied ich so viel möglich alle Händel der Art, weil ich sah, daß sie meinem lieben Vormund Verdruß machten, und daß er doch bey sich seinem Sohne immer Recht gab. Seine Beleidigungen schienen mir überdieß mehr verachtungswerth als furchtbar. Ich sah nicht voraus, daß meine Nachgiebigkeit mir einst so schädlich werden, und daß mein Bruder bald Rechte darauf gründen, und das Glück meines Lebens vergiften würde.

Nach dem Tod seiner Gattinn hatte der Graf eine sehr reiche Schwester zu sich genommen, die nie verheirathet gewesen war, und die er seines Sohnes wegen sehr

schonte. Diese Schwester war eben so thörigt in ihren Neffen verliebt: er war ihr Engel, ihr Herz, ihre Seele. Sie konnte nie Worte genug finden, ihre Zärtlichkeit für ihn auszudrücken. Mir erwieß sie zwar nicht Liebe, aber doch Achtung, und das um desto mehr, da sie sah, wie gut ihr Bruder mich behandelte. Ich gewöhnte mich an ihre Art zu seyn, und mit einiger Nachgiebigkeit gegen den Engel des Hauses hoffte ich leidlich zufrieden drinn leben zu können.

Ich hatte nunmehr mein zwanzigstes Jahr erreicht. Ich war alle Klassen durchgegangen, und der Graf foderte mich aus dem Collegio ab, um mich ganz in sein Haus aufzunehmen, welches ich mir denn sehr wohl gefallen ließ. Er that mir mancherley Vorschläge wegen der Wahl eines Standes, besonders suchte er mir den geistlichen Stand von der angenehmsten Seite zu schildern, natürlich in der Absicht, damit ich nicht heirathen, und einst mein Vermögen in die Hände seines Sohnes oder seiner Kinder kommen möchte. Allein ich zog das Militair vor. Er war mir

auch darin nicht zuwider, sondern kaufte mir eine Lieutenantsstelle in dem Regiment Condé.

Ich befand mich ganz wohl bey meinem Vormund, und hatte keinen Verdruß, als den mir das Betragen meines Bruders machte; doch dafür tröstete mich mein Freund Dulys, der gleichfalls seine Schulstudien vollendet, und sich jetzt in die Geheimnisse der juristischen Praxis einweihen ließ. Seine Mutter hatte ihn bey einem Verwandten, der unser Nachbar war, in Pension gethan, so daß wir uns zu allen Tagesstunden sehen konnten. Er war in unserm Hause sehr gelitten, und der gemeinschaftliche Freund von allen, meinen Bruder ausgenommen, der ihn nicht ausstehen konnte. Dulys lachte über ihn, und wir waren alle vollkommen zufrieden.

Ich liebte das sitzende Leben, hatte Anlage zum Philosophen und Menschenfeind. Ich hatte keine Leidenschaft, keinen herrschenden Geschmack, mein einziges Vergnügen bestand im Studiren und der Lectüre. Dulys hatte dieselbe Neigung: oft brachten wir ganze Tage mit Lesen und

Nachdenken zu . . . Eines Tages fiel unser Gespräch auf die Weiber. Dulys schilderte alle Gefahren, denen man sich aussetze, wenn man heirathe; er mahlte mir die Liebe von ihrer furchtbarsten Seite ab, die Ehe wie einen traurigen Kerker, in dem man sein Daseyn verschmachte, ohne daß die Thorheiten und Launen einer Gattinn unsere Fesseln lösen könnten . . . Dieß war natürlich Deklamation eines jungen Menschen ohne Erfahrung, allein mir schien es reine Wahrheit, und die Folge unsrer Unterhaltung war, daß wir uns gegenseitig durch einen Eid verbanden, nie zu heirathen. Dieser Vorsatz war thörigt und unsinnig, freylich konnte man ihn nur in einem gänzlichen Schlummer der Leidenschaft fassen. Ein hinfälliges Gebäude, das der leiseste Hauch über den Haufen wirft! Hievon überzeugte mich die Folge nur zu sehr.

Der Graf Danfort war ein Mann von Verstand und unser Vertrauter. Ich hatte kein Geheimniß für ihn, und beging die Unvorsichtigkeit, ihm diesen festen Entschluß, den ich gefaßt, mitzutheilen. Die-

ses Projekt paßte vollkommen zu seinen Absichten. Er bestärkte mich darin, machte mir die größten Lobsprüche über meinen frühreifen Verstand, und hatte nichts angelegentlicheres, als eine Gräfinn d'Ezelle, meine Pathe, eine alte, außerordentlich reiche Frau, davon zu benachrichtigen, die mich sehr liebte, und mir zwanzigmal versprochen hatte, mich zu ihrem Universalerben einzusetzen. Die Gräfinn, die aber dabey zugleich in den Chevalier Danfort so thörigt verliebt war, als Vater und Tante, hörte mit vielem Vergnügen, daß meine Absichten einer Familie, die sie so sehr begünstigte, nützlich werden müßten. Als sie demnach kurze Zeit drauf gefährlich krank ward, ließ sie uns beyde an ihr Bett kommen, und diktirte in unsrer Gegenwart die Artikel ihres Testamentes.

„Corsange," sagte sie zu mir, „die zärtlichste Freundschaft verband mich mit deinem Vater; ich bin deine Pathe, ich bin reich, und habe mein Vermögen niemand zu danken. Ich lasse dir's, doch unter der Bedingung, daß du etwas unter meinen Augen unterschreibst. Ich setze

dich zu meinem Universalerben ein, im Fall du mir versprichst, nie zu heirathen, und daß dein Vermögen nach deinem Tode auf deinen Bruder oder seine nächsten Verwandten fallen soll.“

Noch voll von meiner philosophischen Schwärmerey, versprach ich alles und unterschrieb. Die Gräfinn starb. Graf Danfort ließ sich eine vidimirte Copie von meiner Entsagung geben, übernahm die Verwaltung dieser neuen Güter bis zu meiner Volljährigkeit, und so besaß ich jetzt ein Vermögen von fast hundert tausend Livres jährlicher Einkünfte.

Ich brauche wohl nicht zu sagen, wie man mir seit der Zeit in dem Danfortischen Hause begegnete. Jedermann trug mich auf den Händen, der Chevalier bekam sogar ausdrücklichen Befehl, mich mit der größten Artigkeit und Gefälligkeit zu behandeln, und mich auf alle Weise zu schonen.

Ich hatte mein Unglück unterzeichnet, ohne es zu wissen, und noch ahndete mirs nicht, daß ich je diesen Schritt bereuen könnte. Mein Freund Dulys, der in

gleichem Irrthum stack, bestärkte mich in meinen Grundsätzen und ich war glücklich ... Sie werden bald hören, meine Freunde, zu welchen Katastrophen mich diese Unbesonnenheit brachte ... Diese Details haben Ihnen vielleicht Langeweile gemacht, allein sie waren nöthig, ich mußte sie nothwendig vorausschicken, um den interessantern Theil meiner Geschichte verständlich zu machen. Machen Sie sich bereit, ein Gewebe von Abscheulichkeiten und Ungerechtigkeiten zu hören, wie sie nur die schwärzeste, teuflischste Bosheit ersinnen kann.

Die Schwester des Grafen hatte einen Freund, der den Titel Baron d'Arzeville führte. Dieser Freund, seit langer Zeit Wittwer, lebte mit seiner Tochter, der einzigen Frucht seiner Ehe, auf einem seiner Güter. Er schrieb oft an Madam Danfort, die seine verstorbene Frau sehr genau gekannt hatte. Eines Tages erhielt sie einen Brief, in dem es unter andern hieß: „eine wichtige Affaire, die meine Gegen„wart schlechterdings erfordert, ruft mich „nach Martinique: noch vor Verlauf eines

„Monats muß ich die Reise antreten. Ich „wage es nicht, meine Tochter den Gefah„ren eines so weiten Weges auszusetzen, „und da ich überdieß auf unsre alte Freund„schaft rechne, so werde ich mir die Frey„heit nehmen, sie Ihnen, meine liebe „Danfort, anzuvertrauen, und sie, so „lange meine Entfernung dauern wird, „bey Ihnen zu lassen. Ich hoffe Sie wer„den mir diese Gefälligkeit nicht abschlagen. „Wir werden spätestens gegen das Ende „der Woche nach Paris kommen u. s. w.“

Madam Danfort nahm diesen Beweis des Zutrauens ihres Freundes außerordentlich gut auf. Sie ließ sogleich die nöthigen Anstalten zu seinem Empfang machen, und Zimmer für den Baron und ihre künftige Kostgängerinn zubereiten. Sie werden das Fräulein d'Arzeville kennen lernen, wiederholte sie alle Augenblicke: sie ist allerliebst, reizend, artig . . . ich habe keine Kinder, sie soll meine Tochter werden. Was für Freude werde ich haben! . . .

Ich hörte diese Reden mit der größten Gleichgültigkeit an, und war weit entfernt zu glauben, daß dieses Mädchen mich allen

meinen Schwüren untreu machen würde. Der Tag, an dem der Baron d'Arzeville hatte eintreffen wollen, erschien, wir warteten, warteten, niemand ließ sich sehen. Auch der andere, auch der dritte Tag verstrich so; endlich kam ein Mann, allein, leichenblaß, mit verstörtem Gesicht, der in den tiefsten Schmerz versenkt schien.

Mein Gott, rief Madam Danfort ihm entgegen: sind Sie's, mein Freund? was fehlt Ihnen? Warum so verstört, und wo haben Sie Ihre Tochter?

„Meine Tochter? — — meine Tochter! . . . ich habe meine arme Tochter verloren . . . “

O Himmel! ist sie todt?

„Ich weiß nicht — — — “

Sie wissen nicht? Sagen Sie doch? was ist ihr widerfahren?

Der Baron setzte sich, sammelte sich ein paar Augenblicke, und begann sodann seine Erzählung folgendergestalt:

„Wir waren der Vorstadt von Nevers schon ganz nah, als ein Mann in einem Kabriolet, von einem einzigen Bedienten begleitet, gerade vor uns queer über den

Weg fuhr, und unsern Wagen beynah umwarf . . .

Mein Herr, sagte ich ganz gelassen, sehen Sie sich wohl vor, was Sie thun. Er gab mir eine trotzige Antwort, ich replizirte, und der insolente Unbekannte unterstand sich endlich, mir einen Hieb mit der Peitsche zu geben. Ich sprang aus der Chaise, zog den Degen; wir schlugen uns, und ich hatte das Unglück, ihn todt zu Boden zu strecken. Das Geschrey meiner Tochter, meiner Bedienten, nichts hielt mich zurück. Der Fremde war todt, und sein Bedienter hatte die Flucht ergriffen. Ich stieg wieder ein, und trieb die Pferde was ich konnte. Denselben Tag noch, gegen Abend, bemerkte ich eine Chaise hinter uns, die weit schneller lief als die meinige, und uns in kurzer Zeit einholte. Sie hielt neben mir. Vier Männer stiegen heraus und griffen mich an. Meine Vertheidigung war zu schwach; einer brachte mir einen Stich bey, der mich des Bewußtseyns beraubte, und wie ich wieder zu mir selbst kam, sah ich mich ohne meine Tochter. Arzelie war nicht mehr bey mir,

die vier Bösewichter hatten sie mir entführt Germain, mein Kammerdiener, der beschäftigt war mir zu Hülfe zu kommen, hatte sie von ihnen ergreifen und mit Gewalt in die Postchaise schleppen sehn, ohne etwas zu ihrer Vertheidigung thun zu können. Kurz ich hatte sie nicht mehr, meine geliebte Tochter ... und wußte nicht, wo ich mich hinwenden sollte, sie wieder zu finden. — Ich setzte mich also in meinen Wagen und fuhr hieher. Ich fühle, daß ich diesen Schlag nicht lange überleben werde ....“

Gott, welch ein schrecklicher Unfall, sagte Mad. Danfort: und was denken Sie davon? Haben Sie gar keine Vermuthung, keinen Verdacht?

„Auch nicht die mindeste Spur,“ erwiederte der Baron, „die ich weiter verfolgen könnte... Der junge Mann, der mich beleidigt hatte, war todt, ich hatte ihn leblos zu Boden gestreckt: wer konnte mir sonst meine arme Arzelie rauben?“

Der unglückliche Baron überließ sich von neuem seinen Schmerz. Umsonst versuchten wir, ihn zu trösten. Nur dadurch

gelang es uns, ihn etwas zu beruhigen, daß wir ihm versprachen, ihn zum Minister zu begleiten, dem wir den Vorfall erzählen wollten, und der allein dieses dunkle Räthsel auflösen konnte . . .

Wir fuhren demnach den andern Tag nach Versailles, der Baron, mein Stiefvater und ich. Der Minister schien über diesen Handel nicht weniger betroffen als wir selbst, und versprach, alles mögliche aufzubieten, die Räuber zu entdecken, und den Ort, wohin sie ihre Beute in Sicherheit gebracht, ausfindig zu machen . . . Wir kehrten sehr vergnügt über diesen Bescheid nach Paris zurück, und stiegen in den Thuillerien ab; hier bat Graf Danfort, wir möchten warten, bis er etwas mit jemand, der im Schloß wohne, abgethan habe.

Unterdeß ging ich mit dem Baron in den großen Alleen dieses prächtigen Gartens spatzieren. Der Baron unterhielt mich unaufhörlich von dem Gegenstand seines Schmerzes, und ich bemühte mich vergeblich ihn davon abzuziehn.

Gegen Abend, als wir sahen, daß der Graf nicht wiederkam und uns abholte, ward der Baron unruhig. Er wünschte, ihn wieder zu sehn, und wollte sich selbst nach der Ursache erkundigen, die ihn so lange aufhielte. Erwarten Sie mich auf dem Pont-tournant, sagte er, ich gehe ins Schloß ... ich kenne die Person, zu der er gegangen ist, und bringe ihn mit mir zurück.

Mit diesen Worten ging der Baron auf das Schloß zu. Es fing schon an sehr dunkel zu werden ... ich näherte mich dem Pont-tournant, und blieb eine Weile stehn, die Colonnade zu betrachten, die mir noch nie so schön vorgekommen war .... Gleichwohl spürte ich eine innerliche Unruhe, über die ich nicht Herr werden konnte ... Mir wars, als wären uns, dem Baron und mir, verschiedne Personen von verdächtigem Ansehn den ganzen Nachmittag in den Thuillerien nachgeschlichen ... Jetzt war der Baron fort, und dieselben Personen waren immer noch um mich herum .. was wollen sie von mir? bin ich ihnen in irgend einer Rück-

ſicht verdächtig? Sind es Polizeyſpione, oder Feinde, die mir nach dem Leben trachten? Ich ſtellte dieſe Betrachtungen an, und war eben im Begriff einen von ihnen, der ſich nur ein paar Schritte von mir hielt, anzureden, als ein Wagen ohnfern mir ſtill hielt. Zwey Männer ſtiegen heraus, vereinigten ſich mit denen, die mir folgten, umringten mich, hielten mir den Mund zu, warfen mich in den Wagen, und ließen die Pferde in vollem Galopp fortſprengen, eh' ich noch Zeit hatte mich zu beſinnen.

Dieß pflege ich nur mein Abentheuer vom Pont-tournant zu nennen. Gönnen Sie mir ferner Gehör, und Sie werden ſo außerordentliche Dinge vernehmen, daß wirklich ganz das Zutrauen, das Sie zu mir hegen, und die Wahrhaftigkeit, der ich mich von jeher befleißigt habe, erforderlich iſt, mir Glauben zu verſchaffen.

Siebentes Kapitel.

Freuden und Leiden der Liebe.

Sie können sich mein Erstaunen und mein Schrecken denken!... ich fragte meine Wächter, was man mit mir vorhabe, erhielt aber keine Antwort... Da ich ganz entwaffnet war, so wär es Thorheit gewesen, wenn ich mich mit Gewalt hätte befreyen wollen ... Es blieb nichts übrig, als den Ausgang dieser sonderbaren Begebenheit stillschweigend zu erwarten... Allein wie sehr litt ich nicht! Meine Freunde, Sie können sich meine Lage denken, wenn Sie sich einen Augenblick an meine Stelle setzen.

Wir fuhren so zwey ganzer Tage ohne inne zu halten, und wie es schien auf geackertem Feld und Nebenwegen, denn da die Thüren und Fenster des Wagens auf das sorgfältigste verwahrt waren, so wußte ich nicht, wo ich mich befand... Meine Begleiter boten mir etwas von den Speisen an, die sie bey sich hatten. Ich schlug

alles aus, und drang hingegen desto stärker in sie, mir zu sagen, was man mit mir vorhabe. Ich erfuhr eben so wenig.

Endlich erreichten wir das Ziel der Reise. Der Wagen schien unter einem gewölbten Thore hinzufahren, wie ich aus dem Geräusch der Räder schloß, und wir stiegen mitten in der Nacht in einem geräumigen Hof aus, an der Thür eines Gebäudes, das einem Schloß ähnlicher sah als einer bürgerlichen Wohnung.

Man führte mich einige Stufen in die Höhe, und ließ mich in einen hellerleuchteten Saal treten, wo ich eine gedeckte und mit den auserlesensten Speisen besetzte Tafel fand. Einer von meinen Begleitern fragte: ob ich soupiren wolle? — Nein, Barbar, sagte ich, endigt lieber vorher euer schändliches Geschäfte, und erwürgt euer Schlachtopfer . . . Sie irren sich, mein Herr, sagte einer, davon ist nicht die Rede. Sehen Sie doch, ob Ihnen etwas anständig ist. (Er zeigte auf die Tafel.)

Immer noch der festen Ueberzeugung, alles das sey Spott von den Bedienten,

verweigerte ich hartnäckig alle Nahrung. Man führte mich nunmehr in ein anderes Zimmer, wo mir das traurigste Schauspiel in die Augen fiel. Mitten im Zimmer, das ganz schwarz ausgeschlagen war, erhob sich ein Sarg: einige Lichter erleuchteten diesen düstren Ort. Ein alter, bleicher Mann, mit rothgeweinten Augen, stützte sich auf das Grabmahl... O mein Sohn, rief er, du sollst gerächt werden, nicht durch die gerechte Strenge der Gesetze, ihr Gang ist zu langsam, meinen Rachedurst zu befriedigen... Grausamer Fremdling, ich will dich strafen... ja du sollst unter denselben Streichen bluten, die mein armes Herz zerfleischt haben...

Diese Worte rührten mich bis zu Thränen... Der Unbekannte, wie er ein Geräusch hörte, drehte sich um, und da er mich gewahr ward, gab er ein Zeichen des Erstaunens von sich, und sagte zu dem Bedienten, der mich hereinführte: Einfältiger Mensch, das ist nicht der Herr, den ich meine!. Wie unbesonnen! Geht, bringt ihn wieder hin, wo ihr ihn hergeholt habt... Er betrachtete mich noch

einmal genau, und drehte mir dann den Rücken zu.

Sie können sich nicht vorstellen, wie sehr mich diese paar Worte beruhigten. Diese Worte, die in einem Augenblick ausgesprochen wurden, wo ich ohne Rettung bestimmt schien, den Manen eines Sohnes, den ich nie gekannt hatte, aufgeopfert zu werden . . . Ich kam blos mit dem bischen Schrecken davon, und war vielleicht nie so fröhlich gewesen, als in diesem Moment. Man muß einer dem Schein nach unvermeidlichen Todesgefahr entgangen seyn, um einen Begriff zu haben, wie werth uns in solchen Lagen das Leben ist.

Mein Führer faßte mich schnell wieder bey der Hand und brachte mich in den ersten Saal zurück, in dem ich die besetzte Tafel gefunden hatte. Er nöthigte mich abermals etwas zu mir zu nehmen, und dießmal ließ ich mich nicht zweymal bitten. Ich war außer Furcht und hatte in zwey Tagen nichts gegessen. Ich setzte mich ohne Umstände an diese sonderbare Tafel und speiste mit dem besten Appetit von der Welt. Der Domestike, der mich bediente,

schien über seinen Irrthum ganz trostlos: ich wünschte von Herzen, daß er mich allein zurückbringen möchte, weil ich gewiß hoffte einigen Aufschluß über diese wunderbare Begebenheit von ihm zu erhalten. Was ich gewünscht hatte, geschah. Man verband mir die Augen, wir stiegen beyde wieder in denselben Wagen, der uns hergebracht hatte, und der Kutscher nahm wieder den Weg nach Paris.

Ich konnte nicht lange warten, sondern rückte gleich mit meinem Antrag an meinen Reisegefährten hervor. Ich bat, ich flehte, ich versprach ihm hundert Louisd'or, meine Börse und Dienste bey mir, wenn er seinen Herrn verlassen, meine Neugierde befriedigen, und mir alles erzählen wolle, was er von dieser Geschichte wisse. Diesen glänzenden Anerbietungen konnte das gute Herz des Kerls nicht widerstehen, er nahm alles an, und erzählte mir ohngefähr folgendes:

„Sie müssen wissen, daß der Sohn meines Herrn auf der Rückreise von Paris bey Nevers von einem Mann angegriffen ward, der nur ein einziges Frauenzimmer

und einen Bedienten bey sich hatte. Dieser Mann fiel mit gezognem Degen über meinen jungen Herrn her, tödtete ihn auf der Stelle, setzte sich dann ruhig in seinen Wagen und fuhr weiter ... Da ich beschäftigt war, meinem unglücklichen Herrn aufzuhelfen, so konnte ich weiter nichts thun, als die Postchaise genau betrachten, die sich mit dem Mörder und seiner Gefährtinn entfernte. Ich brachte den Leichnam des Sohnes dem Vater, dessen Liebling er gewesen war, und erzählte ihm den Verlauf der ganzen Sache. Der unglückliche Vater hing ein paar Stunden ganz seinem Schmerz nach, dann ließ er mich rufen, und fragte mich mit einem ganz gefaßten Ton: getraust du dir den Bösewicht wieder zu erkennen, der mir meinen Sohn geraubt hat .... Ja, gnädiger Herr, war meine Antwort, und auch seine Chaise ... Gut, sagte er, so laß uns aufbrechen ....

Wie gesagt, so geschehn. Er nahm unsrer vier oder fünf mit sich, wir setzten uns sämtlich in einen leichten Wagen, und fuhren so schnell auf dem guten Wege, daß

wir gegen Abend die Kutsche, der wir nachsetzten, schon in der Ferne gewahr wurden. Sie bewegte sich nur langsam, denn ein Pferd war verwundet worden ... Wir griffen den Mörder an, er setzte sich zur Wehre. Mein Herr jagte ihm den Degen durch den Leib, er sank und rief: meine Tochter! ... Seine Tochter ists, schrie mein Herr; sie soll sterben! .. Mit diesen Worten befahl er uns des jungen Frauenzimmers zu bemächtigen. Wir waren im Begriff auch den Vater in unsre Gewalt zu bringen, als wir einige Reiter in vollem Galopp auf uns zukommen sahen. Aus Furcht, uns Verdrüßlichkeiten zuzuziehen, trugen wir sie in unsere Postchaise und brachten unsere Beute sicher ins Schloß. Seit diesem Augenblick ist sie in einen dunkeln Kerker eingesperrt. Mein Herr, der Tag und Nacht in Thränen über der Leiche seines Sohnes zubringt, hat sich vorgenommen, sie auf seiner Gruft zu würgen .... Der Barbar! ... Ach, Sie kennen meinen Herrn nicht, er ist ein grausamer, heftiger Mann, der in seiner Rachsucht keine Schranken kennt. Damit ist er noch nicht

zufrieden: er hat eine noch tausendmal schrecklichere Rache ausgedacht. Vorgestern mußten wir auf seinen Befehl nach Paris gehn, den Vater dieses unglücklichen Mädchens aufzusuchen und zu entführen. Einige von uns trafen ihn in den Thuillerien, wir belauschten ihn bis in die Nacht, allein die Gleichheit der Taille oder der Kleider täuschte uns, wir bemächtigten uns Ihrer statt seiner ...“

Gott, es ist Arzelie, aber nur weiter, was wollte er mit dem unglücklichen Vater machen?

„Ihm Vorwürfe über den Tod seines Sohnes machen, seine Tochter vor seinen Augen morden, und ihn dann vielleicht auf Lebenszeit in einen unterirrdischen Kerker seines Schlosses sperren.“

Das Ungeheuer! o mein Freund, ich beschwöre Dich, hilf mir Arzelien retten. Ich gebe Dir zweyhundert Louisd'or, dreyhundert, mein halbes Vermögen!

„Die Sache ist nicht leicht, gnädiger Herr! Doch einen Versuch verdient's schon. Vor allen Dingen müssen wir den Kutscher auf unsre Seite bringen.“

Sogleich ließ mein Mann den Wagen halten. Wir waren just auf einem ganz entlegenen, wüsten Felde. Er ließ ihm die Wahl, unsern Plan zu begünstigen, oder sich auf der Stelle zum Tode fertig zu machen. Der Kutscher brauchte dazu keine lange Ueberlegung: er nahm die Belohnung an, die ihm versprochen wurde. . Wir kehrten also sogleich nach dem Schlosse zurück, das nur eine Stunde über Nevers liegt. Die Nacht begünstigte uns. Die beyden Domestiken gingen ins Schloß: der erste hatte die Schlüssel zu den Thüren und zu Arzeliens Kerker. Er schließt ihn auf, führt sie heraus, und bringt sie an den Wagen, wo ich sie mit der größten Ungeduld erwartete. Da im Schlosse alles im tiefsten Schlaf lag, so bemerkte man nicht das geringste von dieser Entführung.

Mit welcher Sehnsucht harrte ich der Erscheinung der schönen Gefangenen entgegen. Endlich erschien sie mit ihren beyden Befreyern: wir setzten uns ein, und entfernten uns mit der größten Geschwindigkeit von diesem Orte.

Ich will mich nicht bey den Danksagungen aufhalten, die ich zum Lohn meiner Bemühung von dem entzückten Mädchen erhielt. Ihr Schicksal, ihr Schmerz, ihre Schönheit, alles interessirte mich an ihr. Ich blickte ihr ins Auge, und sogleich war es auch um meine Freyheit gethan. Eine sonderbare Veränderung ging mit mir vor. Meine Augen, meine Zunge, mein Herz, alle Sinne waren mir wie gefesselt. Ich erstaunte selbst über diesen Zustand, ich suchte der Ursach nach, und fand sie in der Theilnahme, die mir ihr Schicksal einflößte. Eine spitzfindige Ausflucht, eine Selbsttäuschung, dem jedes Herz unterworfen ist, das zum erstenmal liebt. Das, was ich für ein Gefühl von Mitleid hielt, war in der That der Anfang einer aufkeimenden Leidenschaft, die mich bald tyrannisch beherrschte. Das liebenswürdige Mädchen empfand ihrer Seits etwas ähnliches. War es Dankbarkeit, oder Sympathie? sie erröthete, wendete die Augen weg, fürchtete den meinigen zu begegnen, und konnte kein Wort vorbringen, als eine Frage, was ihr Vater mache? Diese Verlegenheit, in

der wir uns beyde gleich sehr befanden, nahm auf der Reise von Augenblick zu Augenblick so zu, daß bey unserer Ankunft in Paris auch ein noch so wenig scharfsehendes Auge bemerken mußte, daß unsre Empfindungen die Grenzen der Freundschaft überschritten. Und dieß geschah auch.

Indeß hatte ich von Montargis aus dem grausamen Manne seinen Wagen durch eine fremde Person, der ich auch einen Brief mitgab, zurückbringen lassen. Ich schrieb dem Feinde des Barons und seiner Tochter, ohne mich zu nennen, und ohne ihm meine Addresse zu geben: ich hätte das Glück gehabt, einem Vater seine Tochter wieder zu schenken, und ich versicherte ihn, daß, wenn er den geringsten Versuch mache, seine Rache weiter zu verfolgen, er Ursach bekommen solle, für sich selbst zu zittern. Mit Hülfe von zwey Zeugen seiner Raserey, und der unschuldigen Person, die er seiner Wuth habe aufopfern wollen, könne ich ihn jede Stunde der gerechten Strenge der Gesetze ausliefern.

Diesen

Diesen Weg hätte ich, wie ich seinen Klauen entgangen war, einschlagen sollen, anstatt ihm seine Beute durch List zu entreißen. Allein das Mittel war unfehlbar, und ich zitterte für das Leben des armen Mädchens, ob ich gleich noch nicht wußte, was ich alles in ihr verloren haben würde.

Wie wir ankamen, fanden wir das ganze Haus in der größten Bestürzung. D'Arzeville und mein Vormund, die mich nicht mehr beym Pont-tournant gefunden hatten, wo ich sie, meinem Versprechen gemäß, erwarten wollte, waren nach Hause gegangen. Sie fanden mich nicht. Wie groß ward ihr Erstaunen, als auch die Nacht verging, und ich noch immer nicht zum Vorschein kam ... Vier ganze Tage verstrichen, und ich ließ nichts von mir sehen und hören .. Man war äußerst besorgt, man konnte nicht errathen, was mir zugestoßen seyn müsse. Alle Erkundigungen waren fruchtlos gewesen. Der Graf, der nun nichts anders glauben konnte, als daß ich Meuchelmördern in die Hände gefallen wäre, beweinte mich auf-

richtig: sein Sohn hingegen hatte seinen Schmerz schon überwunden. Die Schwester des Grafen war untröstlich, und ihr Freund, der Baron, seiner Tochter beraubt, ohne Hoffnung sie je wieder zu sehen, hatte schon den Tag vor meiner Ankunft seine große Reise angetreten. Bey der Trennung von seiner Freundinn empfahl er ihr mit Thränen in den Augen seine arme Arzelie, wenn sie je so glücklich wäre sie wieder zu sehn . . . „Vertreten Sie Mutterstelle bey ihr, fuhr er fort, bis es dem Himmel gefällt, mich in mein Vaterland zurückzubringen . . . Ich erwarte diesen Dienst von Ihrer Freundschaft! . . Doch was will ich? meine Arzelie ist für mich, für Sie verloren! ach! gewiß lebt sie nicht mehr! Die Ungeheuer, die sie entführten, haben sie ihrer Rachsucht aufgeopfert . . . Leben Sie wohl, meine Freunde, wahrscheinlich sehen wir uns nie wieder. Ich werde meine Laufbahn fern von hier, fern von Frankreich vollenden, das eine Wüste für mich ist, seit ich meine einzige, geliebte Tochter entbehren muß . . . .“

Vergebens suchten der Graf und seine Schwester, die selbst ihren Schmerz nicht verbergen konnten, ihren Freund zu trösten und länger aufzuhalten. Er hörte auf keine Vorstellungen und trat seine Reise an.

Denken Sie sich Arzeliens Schmerz und Schrecken, als wir bey unserer Ankunft im Hause meines Vormundes die Abreise ihres Vaters erfuhren. Vielleicht trugen die sonderbaren Vorfälle, die mir begegnet waren, und die ich nun erzählte, nicht wenig dazu bey, daß meine Familie das Vergnügen mich wieder zu sehn lebhafter empfand als ich selbst erwartet hatte. Mein Bruder allein blieb ganz kalt dabey, aber mein Freund Dulys, wie umarmte mich der, wie feurig drückte er mich an sein klopfendes Herz! Die Freude über meine Rettung verleitete ihn zu Thorheiten. Das Schicksal raubte mir meine Aeltern früh: ich hatte nie die Liebe eines zärtlichen Vaters genossen; allein die Zärtlichkeit der Freundschaft entschädigte mich hinlänglich für alles.

Unterdeß verlor Madam Danfort keine Zeit. Der Baron hatte seine Addressen hinterlassen. Sie schrieb sogleich nach der Insel Martinique, und meldete ihm, daß seine Tochter sich wiedergefunden habe. Der gute Vater konnte das Ziel seiner Reise noch nicht erreicht haben, allein beym Ausschiffen mußte er sogleich den Brief erhalten, der allein im Stande war seine Thränen zu trocknen. Auf diese Weise war nun alles geschehn, die Ruhe wieder herzustellen: der Friede kehrte in unsre Wohnung zurück, allein leider! nicht auf lange Zeit . . . Mein Bruder sah die schöne Arzelie nicht ungestraft, er ward unsterblich in sie verliebt, und da die Augen der Liebe unendlich schärfer sehen, als die der Freundschaft, so war er der erste, der unser Verständniß bemerkte. Arzelie kannte in der That schon die Empfindungen, die ich für sie hegte: sie hatte mir ihr Herz geöffnet, wir liebten uns, und wußten es nunmehr, daß es Liebe sey, was wir fühlten . . . Dulys, der dieses Geheimniß nicht hatte entdecken können, ward zum Vertrauten gemacht. Vergebens that

er mir tausend Vorstellungen: die Philosophie mußte der Gewalt meiner Leidenschaft weichen. Er beklagte mich, versprach mir auf alle Weise behülflich zu seyn, und bereute es, daß er mich zu der fatalen Entsagung verleitet hatte .... Jetzt war es zu spät etwas dagegen zu thun: der Graf hatte den Verzicht in seinen Händen, er war mein Vormund, und hatte noch rechtmäßige Gewalt über mich, der ich mich nicht entziehen durfte. Ueberdieß liebte ich ihn, hatte Ehrfurcht und noch eben so viel Scheu für ihn, als in meiner frühesten Jugend... Was soll ich sagen, meine Freunde? ... Die Liebe verblendete mich und Arzelien so sehr, daß wir, ohne die Rückkunft ihres Vaters, ja selbst ohne meine Volljährigkeit und den Zeitpunkt zu erwarten, in dem ich mich in den Besitz aller mir zustehenden Rechte hätte setzen können, die Unvorsichtigkeit begingen, eine heimliche Heirath zu schließen. Ein Landhaus der Mad. Danfort war der Ort, den wir dazu erwählten. Wir waren auf einige Tage dahin gegangen. Eines Morgens, als der Graf, sein Sohn und seine

Schwester noch schliefen, begaben wir, Arzelie, ihr Mädchen, Dulys und ich, uns in die Kapelle eines Klosters, das ohngefähr eine Stunde entfernt lag ... Der Cenobit, der ihr vorstand, war gewonnen, und der Notar bey der Hand.

Dulys und einer seiner Freunde dienten zu Zeugen, und wir schwuren uns eine ewige Zärtlichkeit .... Ein unbesonnener Schritt, den ich in der Folge schwer genug ausbüßen müssen.

In weniger als zwey Stunden war alles geschehen. Um acht Uhr kamen wir ins Schloß zurück, wo wir alles wach fanden. Man neckte uns sehr mit unsrer Morgenpromenade, und machte uns Vorwürfe, daß wir nichts davon gesagt hätten, weil man uns recht gern begleitet hätte. Das Gespräch fiel bald auf einen andern Gegenstand. Der Chevalier war der einzige, dem die Sache verdächtig vorkam... Er ließ uns von diesem Augenblick an beobachten, und so konnte es nicht fehlen, er mußte bald, wo auch nicht unsre heimliche Verbindung, wenigstens den vertrauten Fuß, auf dem wir lebten, erfahren,

so sehr wir beyde auch unsern ganzen Scharfsinn aufboten, die Lauscher irre zu führen.

Man denke sich seine Wuth ... Er hatte meiner Gattinn vergebliche Deklarationen gemacht: er verabscheute mich, er trachtete nach meinem Vermögen, war zu nichts weniger geneigt, als mich von meinem feyerlichen, schriftlichen Versprechen zu entbinden ... und mußte nun sehen, daß ich liebte, daß ich geliebt ward, und Ansprüche auf die Hand einer Person mache, die mir ihr Vater bey seiner Wiederkunft auf keine schickliche Weise verweigern konnte, da er mir allein das Leben derselben zu danken hatte.

Alle Gefühle des Hasses, der Eifersucht, der Wuth und Rache bemächtigten sich seines Herzens ... Das erste, was er that, war, daß er seinem Vater und seiner Tante alles zutrug, was er ausgekundschaftet hatte, dann trieb er den Unsinn so weit, daß er verlangte, man müsse mich einsperren und Arzelien in ein Kloster stecken. Diese Gewaltthätigkeit war freylich unter den gegenwärtigen Umständen

unausführbar, ihm aber schienen sie noch viel zu geringe Strafe für das Unrecht, das ihm, wie er glaubte, wiederfahren war. Der Graf hörte seinen Sohn mit dem kalten Blute eines gesetzten Mannes an, der sich von der Erfahrung leiten läßt. Er stellte ihm vor, wie unvernünftig es sey, gleich zu solchen Extremitäten zu schreiten, und daß die Klugheit in jeder Rücksicht erfordere, die Sache in Güte abzuthun. Bey diesem klugen Rath fing der junge Mensch an sich wie ein Besessener zu geberden; er weinte, schrie, raufte sich die Haare aus, und drohte sich umzubringen, wenn sein Vater nicht mit der äußersten Strenge gegen mich verführe .... Der Alte erschrack, suchte seinen tobenden Sohn zu besänftigen, und versprach alles ... Wie schwach! ... Dem zufolge erhielt Madam Danfort den Auftrag, mit Arzelien zu sprechen, und der Graf nahm sich vor, mir selbst einen derben Verweis zu geben.

Wir wußten kein Wort von allen diesen schönen Anstalten des Chevaliers: ich ließ mir nicht einmal träumen, daß jemand etwas von unsrer Verbindung ahnden

könne . . . Denken Sie sich also mein Erstaunen, als mich eines Tages mein Vormund in sein Kabinet rufen ließ, und diese schreckliche Anrede in einem dazu passenden Tone hielt:

„Ich weiß alles, Herr Sohn, ich weiß, daß Sie das Fräulein d'Arzeville lieben, und daß sie Ihre Neigung erwiedert . . . Wozu soll diese Intrike führen: . . . antworten Sie mir? . . . . Zum bloßen Zeitvertreib, das werde ich nicht zugeben . . . Zur Ehe? Sie wissen, daß Sie selbst auf diesen Stand Verzicht gethan haben. Was ist also Ihre Absicht, junger Herr? . . . Wenn Sie das Gefühl der Dankbarkeit für alles, was ich für Sie gethan, noch nicht gänzlich erstickt haben, wenn Sie die Gewalt, die Ihre Mutter mir über Sie anvertraut, respektiren, so befehle ich Ihnen, nicht mehr mit der jungen Person zu sprechen, und auf der Stelle nach Besanßon zu gehn, wo Ihr Regiment in den Winterquartieren liegt. Unterdeß werden Ihnen die Jugendpossen aus dem Kopfe kommen, und Sie vergessen vielleicht Arzelien, die ich für Ihren Bruder bestimme . . . “

Für meinen Bruder?

„Ja, für Ihren Bruder . . “

Da muß er mir erst das Leben rauben!

„Rasender! .. Sie erfrechen sich, ihm vor den Augen seines Vaters zu drohen! Wissen Sie, daß ich Mittel habe, Sie zur Vernunft zu bringen . . . “

Thun Sie was Sie wollen, Herr Graf, ich flüchte mich nicht. Arzelie liebt mich, ich bete sie an, und Sie werden die Güte haben, mir ein Papier zurückzugeben, das doch keine Gültigkeit hat, da ich es als ein Unmündiger ohne gesetzliche Formalitäten unterschrieben . . .

„Der Verzicht ist gültig: die Gesetze werden das entscheiden . . . “

Die Gesetze sind keine Tyrannen . .

„Du setzest den Respekt aus den Augen, junger, unverschämter Mensch . . . . Ich wiederhol' es, scheuen Sie meinen Zorn, reisen Sie ab, oder Sie sind verloren . . “

Aber Herr Graf . .

„Reisen Sie fort, sag' ich, oder ich muß andre Mittel ergreifen, mir Gehorsam zu verschaffen.“

Der Graf warf mir einen drohenden Blick zu und ließ mich allein. Ich war von dieser Schreckenspost wie betäubt . . Ich ging, meine Gattinn aufzusuchen . . . ich begegnete ihr: sie schwamm in Thränen. Ach, rief sie, sage mir nichts, ich weiß alles: auf dein Leben ist es abgesehn . . Die Danfort . . . Mit größter Freude opfere ich mich für Dich auf . . . Laß uns die Wiederkunft meines Vaters abwarten . . . .

Wie sie noch sprach, kam Mad. Danfort und nahm sie mit sich. Sie stiegen beyde in einen Wagen, und ich sah meine unglückliche Gattinn fortfahren, ohne zu wissen, wohin man sie bringe, noch ob ich sie je wieder sehen werde.

Meine Geduld war erschöpft: ich raste. Ich wollte dem Wagen nachsetzen: die Bedienten traten mir in den Weg. . . ich lief ins Haus, schrie, foderte meinen Bruder auf, sich zu zeigen. Hätte er sich sehen lassen, so wär' es wahrscheinlich um ihn gethan gewesen. Ich war meiner Wuth nicht Meister.

Der Himmel ersparte mir dieses Verbrechen; dagegen schickte er mir meinen Freund Dulys, mich zu trösten. Dulys kam; ich erzählte ihm alles und bat um seinen Rath. — — „Mein Freund, gab er mir zur Antwort, ich kann dir sonst keinen geben, als den Befehlen deines Stiefvaters zu gehorchen und eine Weile nach Besanßon zu gehen. Indeß will ich hier für dich arbeiten, und mir Mühe geben, die Gemüther zu gewinnen. Geh, mein lieber Corsange, und überlaß mir die Sorge für dein Glück. Ich will den Aufenthalt deiner Gattinn schon entdecken, ich will sie sprechen, ihr Nachricht von dir bringen, und ihre Briefe an dich bestellen... Wir haben alle beyde mit dem fatalen Verzicht eine große Unbesonnenheit begangen: doch auf keine Fälle kann er gelten. Es fehlt eine wesentliche Klausel, und so hilft sie deinen Tyrannen nichts... ich will dir alles das ausführlich erklären. Jetzt mach dich auf den Weg: diese Folgsamkeit thut dir vielleicht bessere Dienste als alle Drohungen.“

Der Rath meines Freundes schien mir sehr vernünftig. Ich beschloß, ihm zu folgen, und da er mir das Versprechen that, in Paris für mein Interesse zu sorgen, so nahm ich noch denselben Nachmittag Abschied von Hrn. und Mad. Danfort. Doch war es mir unmöglich, sie nicht mit Vorwürfen zu überhäufen. Mein Schmerz war zu heftig und zu neu.

Meinen Zustand während der Reise will ich nicht ausführlich beschreiben: man kann sich leicht einen Begriff davon machen. Gleich den Tag nach meiner Ankunft in Besanßon erhielt ich einen Brief von meinem Dulys, der mir meldete, meine Gattinn befände sich in einem Kloster in der Straße du Temple. Mad. Danfort habe dieß theils durch gütliche Vorstellungen, theils durch Drohungen, ihrem Vater alles zu melden, von ihr erhalten. Vor der Hand sey es nicht möglich, sie zu sprechen, doch wäre von der Zeit das Beste zu erwarten.

Diese Nachricht erneuerte meinen Schmerz. Ich antwortete meinem Freunde und ward etwas ruhiger.

Eines Tages erhielt ich einen langen Brief von Dulys, der meinen Schmerz aufs höchste brachte. Ich kann mich nicht erwehren, einige Stellen desselben mitzutheilen, denn ich weiß ihn noch von Wort zu Wort auswendig ....

„Mein bester Freund, Mad. Danfort „hat Briefe aus Martinique bekommen. „Der Baron d'Arzeville ist todt. Kaum „war er dort angekommen, als die Freude „über die Auffindung seiner Tochter, die er „durch den Brief seiner Freundinn erfuhr, „eine so plötzliche und sonderbare Revo„lution in seinem Körper hervorbrachte, „daß er in eine gefährliche Krankheit ver„fiel, die ihn nach wenig Tagen ins Grab „brachte. Kaum hatte er so viel Zeit noch „folgende wenige Zeilen an seine Freun„dinn zu diktiren:

„„Meine theuerste Freundinn:

„„Ich fühl's, ich sterbe ... Sorgen „„Sie für meine Tochter ... ich habe „„keine nahen Anverwandten, seyn Sie „„ihre Mutter ... Ein treuer Diener „„wird Ihnen diesen Brief und alle meine

„„wichtigen Papiere, Obligationen, Wech-
„„sel ꝛc. zustellen. Verwalten Sie mein
„„Vermögen: suchen Sie ihr einen Mann,
„„mit dem sie glücklich leben kann ....
„„Ihre Freundschaft allein kann diese ver-
„„wegene Bitte entschuldigen: was für
„„eine Last bürde ich Ihnen auf? ...
„„Leben Sie wohl: ich sterbe mit einer
„„Sorge weniger, wenn ich hoffen darf,
„„daß sich vielleicht einst die Möglichkeit
„„zeigt, meine Tochter mit Ihrem liebens-
„„würdigen Neffen zu verbinden ... dieß
„„ist mein einziger Wunsch .. Doch, die
„„Kräfte verlassen mich: ich kann nicht
„„mehr ... Meine Freundinn, em-
„„pfangen Sie mein letztes, ewiges Lebe-
„„wohl ....

„Dieser treue Diener, mein lieber
„Corsange, ist angekommen. Er hat der
„Mad. Danfort Papiere von Wichtigkeit
„zugestellt. Das Fräulein d'Arzeville ist
„sehr reich, und hängt jetzt durchaus von
„sich selbst ab .. Ach! wie dauerst du
„mich! wie beklag' ich dich!

N. S. „Eben höre ich, daß die Schwe-
„ster des Grafen keinen Augenblick zwei-

„felt, unter dem liebenswürdigen „Neffen könne der Baron nur ihren lie„ben Chevalier verstanden haben, und daß „sie schon alle Anstalten zur Hochzeit macht. „Er geht alle Tage mit seiner Tante ins „Kloster, in dem Arzelie sich aufhält, „und . . . soll ichs sagen? . . . er kömmt „immer sehr zufrieden heraus . . . Noch „habe ich deine Gattinn nicht zu sprechen „bekommen können. Entweder liest sie „deine und meine Briefe nicht, oder wür„digt sie wenigstens keiner Antwort . . . .“

Dulys zerriß mein Herz durch diese traurigen Nachrichten . . . Dem Schicksal gnügte es nicht meiner Liebe die größten Schwierigkeiten in den Weg zu legen, die Furie Eifersucht mußte mich auch noch mit ihrer Schlangengeißel foltern. Es kam noch ein Brief von Dulys! . .

„Unglücklicher Freund,

„Alles ist zu Danforts und Arzeliens „Verbindung bereit. . . . ich begreife nichts „davon . . . . Willigt sie darein? . . aber „das ist ja unmöglich! . . . Heilige Bande „fesseln sie . . . Von ihrer Seite immer „noch

„noch das alte Stillschweigen . . . Ich
„weiß, daß ich dich mit meinen traurigen
„Nachrichten zur Verzweiflung bringe,
„aber ich darf dir nichts verheimlichen, ich
„darf nicht . . Jetzt, bester Freund, jetzt
„müssen wir reden: jetzt müssen wir deine
„geheime Verbindung bekannt machen.
„Es ist schlechterdings nothwendig . . .
„Ich erwarte deine Befehle, und werde
„mit Vergnügen alles nöthige besor-
„gen . . . . "

Nein, meine Freunde, für dießmal war ich meiner Wuth nicht Meister . . . . ich zweifelte keinen Augenblick mehr, Arzelie sey ungetreu, und beschloß auf der Stelle nach Paris zu gehen . . . . Dort, sagte ich, will ich meine heimliche Verbindung kund machen, und die Gerechtigkeit der höchsten Tribunale auffordern! . .

Ohngefähr acht Monate hatte ich nunmehr in Besanßon, in lauter Traurigkeit und Angst, zugebracht . . . Ich ergriff auf der Stelle meine Partie; da mich aber meine Pflicht nöthigte, noch acht Tage in der Stadt zu bleiben, so setzte ich meine Abreise auf den nächsten Montag fest . . .

Wie unendlich lang kamen mir diese acht Tage vor . . . was für traurige Schreckbilder erzeugte meine Phantasie . . . Endlich erschien der Sonnabend — — ich brachte ihn mit Anstalten auf den folgenden Tag zu. Alles war eingepackt; alles war fertig. Den Nachmittag beschäftigte ich mich mit Abschiedsbesuchen bey meinen Vorgesetzten, und gegen Abend ging ich nach Hause, in der Absicht, ein paar Stunden zu ruhen. Hier aber begegnete mir ein sonderbarer Zufall, der mich auf einmal von meiner Eifersucht heilte, und mich veranlaßte, meinen Aufenthalt in Besanßon zu verlängern. Schwerlich, meine Freunde, können Sie ahnden, was Sie hören werden.

Achtes Kapitel.

Alexis und Madam Dulys.

Es war ohngefähr acht Uhr Abends, als ich traurig und in Gedanken vertieft nach Hause ging. Eine schlecht gekleidete Weibsperson, die in äußerstem Mangel zu seyn schien, näherte sich mir . . . „Mein Herr," sagte sie mit schwacher und kränklicher Stimme, „unterstützen Sie mich mit einer kleinen Gabe . . . "

Ich hatte so mancherley Dinge im Kopf, daß ich, ohne auf sie zu achten, vorüberging: allein die arme Person drängte sich näher an mich, so daß ich sie endlich aus Ungeduld von mir stieß . . „Ich gehe," sagte sie, „aber der Himmel wird Sie dafür strafen . . "

Gott! rief ich, welche Aehnlichkeit, welche Stimme! Arzelie! . .

„Ja, Undankbarer, Arzelie ist's . . ich wollte sehen, ob Du mich erkennen würdest, und . . "

Aber wie? in diesem Aufzug?

„Diesem schlechten Rock verdank' ich das Glück Dich wiederzusehn. Mir ist er viel werth . . . "

Bestes Weib! . .

„Sprich nicht so laut: man könnte uns behorchen . . . "

Ihre Erinnerung war sehr weise. Wir hatten nur ein paar Schritte noch nach meinem Hause. Wir gingen hinein, Arzelie setzte sich, und begann folgende Erzählung, die ich hundertmal durch Umarmungen und Küsse unterbrach.

„Durch die Vorstellungen und Drohungen der Schwester des Grafen genöthigt, folgte ich ihr in ein Kloster, wo sie mich ließ, und die Superiorinn auf das dringendste ersuchte, niemand zu mir zu lassen. Ich will Dir meine Verzweiflung nicht schildern: deine eignen Empfindungen müssen Dir einen Begriff davon geben . . . Den folgenden Tag bekam ich wieder einen Besuch von ihr, und so regelmäßig alle Tage. Alle ihre Gespräche drehten sich um Einen Gegenstand, sie war unermüdlich, die Verdienste des Chevaliers zu erheben, und Dir Fehler anzudichten.

Meine liebe Freundinn, sagte sie oft, Corsange kann Sie nicht heirathen: er hat in bester Form Rechtens auf die Ehe Verzicht gethan, und wenn er seinen Eid brechen will, so verliert er zweymal hundert tausend Livres jährlicher Einkünfte. Sie selbst werden ihn nicht unglücklich machen wollen. Danfort hingegen schickt sich in jeder Rücksicht besser für Sie. Er ist achtzehn Jahr, schön, von einer angenehmen Figur, und mit den trefflichsten Eigenschaften an Geist und Herz ausgestattet . . . Ueberdieß wird er auch einmal sehr reich werden. Ich setze ihn zu meinem Universalerben ein . . . Glauben Sie mir, meine Beste, Sie werden unendlich glücklicher mit ihm leben . .

Ihre Reden erregten meinen Unwillen, allein ich fürchtete zu sehr, sie möchte unser Geheimniß errathen, als daß ich ihr eine bestimmte Antwort hätte geben sollen. Dieß bestärkte die Danfort in ihrer Hoffnung, ich möchte doch noch zu bewegen seyn, ihrem Neffen die Hand zu geben, und da sie mir die Nachricht von dem Tode meines unglücklichen Vaters hinterbrachte,

hielt sie sich vorzüglich bey der Stelle des Briefs auf, in der er mir, wie sie sagte, ausdrücklich befehle, den Chevalier zu heirathen. Er besuchte mich täglich in Begleitung seiner Tante, und die beyden Leute hielten mich so belagert, daß ich kaum Zeit behielt, deine Briefe zu lesen. Ich wagte es nicht, sie zu beantworten, weil ich fürchtete, sie möchten durch Verrätherey in unrechte Hände kommen. Wie leicht konnte der Bediente, durch den Dulys sie an mich schickte, bestochen werden, und dann waren wir verloren .. Außerdem hatte ich noch einen andern Grund meine Tyrannen zu schonen ... Liebster Mann, ich trage unter meinem Herzen .. Gott! — — Ja, mein Bester, ich erwarte nur den Augenblick, diesem kostbaren Pfand unserer Zärtlichkeit das Licht zu schenken, und dieß hat mich bewogen, aus meinem Gefängniß zu entfliehen, und Dich hier aufzusuchen... Liebstes Weib, wie ist Dir's gelungen, dem Falkenblick deiner Hüter zu entkommen?... Das Mittel war freylich kühn, aber es glückte .. Ein gutes altes, sehr armes und unglückliches Weib kam oft ins Kloster,

die Mildthätigkeit der Nonnen in Contribution zu setzen. Diese Frau gewann mich so lieb, daß sie ganze Tage in meinem Zimmer zubrachte. Auch ich war ihr gut: sie hatte Verstand, Witz, und ihre Erzählungen amüsirten mich sehr. Auf diese Person warf ich die Augen, aus meiner Gefangenschaft zu entkommen. In dieser Absicht wagte ichs, ihr meinen Zustand zu entdecken, und da sie wahren Antheil daran zu nehmen schien, so that ich ihr den Vorschlag, die Kleider mit mir zu tauschen, oder vielmehr andere, denen, welche sie an hatte, ganz ähnliche für sich mit zu bringen, und mir die ihrigen zu leihen. Sie that es: ich verkleidete mich auf diese Weise, und da ich nicht wollte, daß das arme Weib meinetwegen Verdruß haben sollte, so ließ ich sie vorausgehn. Wie ich aus meinem Fenster sah, daß sie eine gute Strecke weg sey, so wagte ichs unter der Verkleidung aus dem Gefängniß zu entkommen, und mich in Sicherheit zu bringen. Die gute Frau war so oft in dem Kloster, daß es gar nichts seltnes war, sie in ein paar Stunden

kommen, gehen, und wieder kommen zu sehen. Dieß geschah so häufig, daß die Bedienten gar nicht mehr darauf achteten. Ich krümmte mich, schob die Mütze ins Gesicht, und ging so vor dem Pförtner vorbey. Ich vergaß nicht, nach ihrer Sitte, ihm einen tiefen linkischen Knix zu machen, über den er herzlich lachte. „He, altes Mütterchen,“ sagte er, „du bist ja eben erst herausgegangen, wie bist du denn wieder 'reingekommen? Du mußt hexen können . .“ Ich fand nicht für rathsam, diesen Spaß zu beantworten, sondern ging so schnell, als ich durfte, ohne Argwohn zu erregen. Wie ich auf die Straße kam, fing ich an aus allen Kräften zu laufen, und lief bis ich die Post erreichte. Sie wollte eben abgehen, und war schon stark besetzt. Man machte einige Schwierigkeit, allein ein Goldstück, das ich dem Schaffner in die Hand drückte, räumte sie all' aus dem Wege. Ich stieg ein, und blieb, aus Furcht erkannt zu werden, die ganze Reise in dieser Verkleidung. Jetzt hab' ich Dich wieder, mein Bester, und all' mein Kummer ist vergessen . . . “

Ich umarmte meine Arzelie, und nöthigte sie, etwas zu sich zu nehmen. Aber ich fürchtete sehr, daß unsre Tyrannen uns bald auch hier verfolgen möchten. Wir beschlossen demnach, gleich den folgenden Tag ein ander Quartier zu nehmen, oder lieber die Stadt ganz zu verlassen. Alle diese Maasregeln aber wurden mitten in der Nacht durch unsern Freund Dulys unnütz gemacht, der in unser Zimmer trat, und kaum die Zeit hatte, die schrecklichen Worte zu sagen: Rettet euch, unglückliche Gatten, der Graf und sein Sohn sind mir beyde auf dem Fuße . . .

Arzelie sank in Ohnmacht. Ich wollte ihr zu Hülfe eilen: allein der Schrecken wirkte so heftig auf sie, daß sie Mutter ward . . welch eine neue Verlegenheit! Ich hatte kein Licht; die Thüre stand offen. Ich nahm meinen kleinen Alexis auf die Arme, und in diesem Augenblick hörte ich mehrere Stimmen: wo sind sie, wo sind sie? .. Dulys ging hinaus, den Feind abzuhalten . . . Ich wollte die Thüre zustoßen . . es widersetzte sich jemand, drang wider meinen Willen herein, riß das Kind aus

meinen Armen, und suchte damit zu fliehen. Hier verließ mich alle Besonnenheit. Ich griff nach meinem Degen: Danfort, rief ich, Verräther, du sollst deinem verdienten Lohn nicht entgehn. Ich verfolgte den Räuber meines Sohns bis auf die Treppe, erreichte ihn da, stieß ihm den Degen durch den Leib, und bemächtigte mich wieder des neugebornen Kindes . . Gott, wie erschrack ich, wie erstarrte mir das Blut in den Adern, als eine sterbende Stimme sich hören ließ: Grausamer Corsange! deinen Freund konntest du morden, der dich rettete . . Es war Dulys Stimme; meinen besten Freund hatte ich gemordet!

Indeß hatte dieß Geräusch alle Aufwärter des Gasthofs geweckt, sie eilten herbey, und mit ihnen der Graf und der Chevalier Danfort . . Wie ward mir, als ich beym Schein des Lichts meinen Freund Dulys auf den Boden hingestreckt in seinem Blute schwimmen sah . . . Gott, dieß schauderhafte Schauspiel schwebt mir noch vor den Augen . . . Auch mein Vormund und sein Sohn wurden etwas gerührt. Sie blieben stehen und hoben den

Unglücklichen auf. Er ward in das Bett gebracht, und ein Wundarzt gerufen, der uns einige Hoffnung machte, indem er uns versicherte, daß seine Wunde nicht tödtlich sey.

Noch war diese Schreckensszene nicht geendigt. Meine Gattinn lag da ohne allen Gebrauch ihrer Sinne: neben ihr mein Sohn, und wimmerte kläglich. Der Graf und der Chevalier standen vor mir, bereit, mir diesen Schatz zu rauben .. Denken Sie sich meine Verlegenheit.. Ich zweifle, ob je ein Mensch in einer schrecklichern Lage gewesen ist. Der Graf war der erste, der das Stillschweigen brach: „Unglücklicher," sagte er zu mir, „wenn es „Dir nicht genug ist, daß Du deinen Freund „gemordet hast, so raube auch mir das Le„ben! ... Deine Hand, die der Zufall „irre führte, wollte mir meinen Sohn rau„ben: nein, an mir mache den Anfang, „an mir stille deinen Durst nach Blut ... „was hat er Dir gethan? Du allein hast „Dich strafbar gemacht: Du allein bist die „Ursache alles unsers Unglücks ... Doch „ich verzeihe Dir alles, wenn Du mir dieß

„Kind, dessen Daseyn noch niemand weiß, „diese Frucht einer ungesetzmäßigen Ver„bindung überlassen willst ...“ Meinen Sohn, Barbar, dieß hieße seine Mutter umbringen. — —

Der Graf bestand auf seiner Forderung, ich ward heftig. Meine Wuth, die durch die Gegenwart meines Bruders noch mehr angefacht ward, erreichte den höchsten Gipfel. Mein Vormund, der die Folgen dieser Hitze fürchtete, ergriff den Ausweg, sich zu entfernen. Er nahm seinen Sohn mit sich, und ließ mich allein am Bett meiner Gattinn, deren Pflege jetzt der wichtigste Gegenstand meiner Sorgen war. Bald schlug sie die Augen wieder auf, sah mich an, fragte nach ihrem Sohn, umarmte und lächelte ihn an. Die Unglückliche wußte mein Verbrechen nicht. Ich hütete mich wohl, es ihr zu sagen, und sie erfuhr es wirklich erst zwey Monate darauf.

Der Graf und der Chevalier blieben so lange im Gasthof, als meine Gattinn sich genöthigt sah das Bett zu hüten. Sie vermieden es, uns zu sehen, und das war das größte Vergnügen, das sie uns machen

konnten. Arzelie stillte ihren Sohn; Dulys, der bald wieder so weit hergestellt war, daß er ausgehen konnte, und der die Güte hatte, mir meine Unbesonnenheit, die er einen Irrthum nannte, zu verzeihen, nahm es über sich, ihm eine Amme zu verschaffen, und ihn taufen zu lassen, denn wir konnten ihn nicht bey uns behalten, da wir selbst nicht wußten, ob wir das Glück haben würden, zusammen zu bleiben. Unsere Verbindung war nicht gesetzmäßig: der Graf hatte das Recht sie zu trennen; von der andern Seite war aber auch er sehr verlegen, seine Ansprüche geltend zu machen, denn ein Advokat, den er zu Rathe zog, zeigte ihm sehr deutlich, daß dieser auf der Eil, ohne Ueberlegung, von einem jungen unmündigen Menschen durch einen unwissenden Notar ausgestellte Verzicht ohne alle Rechtskraft sey. Ich hatte freylich versprochen, mich nicht zu verheirathen, allein ich war noch nicht zwanzig Jahr alt, und es hätte in diesem Dokument wenigstens die Klausel vorkommen müssen: *falls ich diesen Verzicht beym Antritt meiner Volljährigkeit bestätigen*

werde: dann wäre die Verschreibung gültig gewesen, dann hätte ich den Verzicht entweder bestätigen, oder den mir vermachten Gütern entsagen müssen: allein diese Klausel fehlte. Der Graf, der es wohl wußte, wollte mich schrecken, da er nicht die Gewalt hatte, mir wirklich zu schaden, und ich fürchtete, er möchte meine Heirath cassiren lassen, so daß wir beyde gezwungen waren, uns gegenseitig zu schonen.

Den Tag vor unsrer Abreise von Besanßon kam er allein auf mein Zimmer. „Corsange,“ sagte er, indem er mir die Hand bot, „Du bist mir immer noch werth. Ich liebte deine Mutter, sie empfahl Dich meiner Sorge, sie befahl Dir, mir wie ihr selbst zu gehorchen, und mir dein Zutrauen zu schenken . . . Undankbarer! hast Du ihren heiligen Befehl befolgt? Du hast Dich heimlich verheirathet, und den größten aller Eide gebrochen . . . . Höre mich, ich will geradezu mit Dir sprechen. Ich bin alt, in meinem Alter ist man ehrgeizig; ich muß es wohl seyn: ich liebe den liebenswürdigsten Sohn: ich wünsche nichts mehr

als sein Glück, sein Avancement, und Du machst meine schönsten Hoffnungen zu nichte. Er ist dein Bruder! Kein Mensch auf der Erde ist Dir näher . . . O, meine Kinder, wenn ihr euch als Brüder lieben, wenn ihr mich glücklich machen wolltet . . . Ehrgeiz und Liebe haben euch entzweyt: gieb mir die Ruhe meines Lebens wieder, Du, mein zweyter Sohn, gieb mir sie wieder! . . ." Ehrwürdiger Mann, dieß ist mein größter Wunsch, aber welch ein Opfer fodern Sie . . . „Höre mich. Deine Heirath ist nichtig, Du selbst mußt es wissen. Es steht nur bey mir, sie zu trennen, aber ich werde es nicht zu diesem gewaltsamen Mittel kommen lassen. Bleibe bey deiner Frau, ich vergönne Dir's, aber überlasse mir deinen Sohn, lieber Corsange, und sey versichert, daß ich mit der Zärtlichkeit eines wirklichen Vaters für seine Erziehung sorgen werde: nur seinen Namen und seine Familie darf er nie kennen lernen. Willst Du so gefällig und nachgiebig seyn, so versicherst Du dir den Besitz deiner Gattinn, und ich verspreche Dir, die Ansprüche, die ich in den Händen habe, nicht geltend

zu machen. Du weißt, daß ich Dich zu Grunde richten, daß ich Dich unglücklich machen kann. Du hast dein Glück jetzt in den Händen, verscherz' es nicht, mein Sohn. Du sollst deinen Sohn sehn, Du sollst ihn täglich sehn, nur darf er nicht erfahren, daß Du sein Vater bist. Ich brauche Dir nicht zu beweisen, wie gerecht, wie billig selbst diese Forderung ist . . .“

Der Vorschlag des Alten war sehr verfänglich, aber er täuschte mich nicht. Ich durchsah im Augenblick seine ganze Politik. Ich sah ein, daß, wenn ich die Schwachheit beginge, ihm dieses Pfand meiner Ehe zu überlassen, mir bald auch meine Gattinn weggenommen werden, und daß ich so den süßesten Rechten, die mir Liebe und Natur gegeben, würde entsagen müssen. Ueberdieß setzte ich vielleicht das Leben meines Sohnes in Gefahr. Von dem Grafen fürchtete ich nichts, der Chevalier aber war in meinen Augen aller Schandthaten fähig. Gleichwohl sah ich die Nothwendigkeit ein, mich zu verstellen. Ich versprach also meinem Vormund, seinen Vorschlag anzunehmen, und ihm mein Kind anzuvertrauen,

sobald

sobald wir nach Paris zurückkämen, wohin Dulys es gebracht hatte, und unter seiner Aufsicht hielt. Danforts Besorgnisse verschwanden, da er meine Antwort hörte, er theilte sie meinem Bruder mit, der auch seine Zufriedenheit darüber äußerte, und so machten wir die Reise alle vier zusammen, dem äußern Schein nach, sehr mit einander zufrieden. Arzelie billigte mein Benehmen ganz, und da sie es als das größte Unglück betrachtete, von ihrem Sohn getrennt zu leben, so war sie fest entschlossen, ihn nicht von sich zu geben. Wir schmeichelten uns beyde, endlich in Paris noch Ausflüchte zu finden, unsern Alexis aus den grausamen Händen zu reißen, die ihn uns rauben wollten, und ihn ohne ihr Wissen zu erziehen.

Bey unserer Ankunft in der Hauptstadt hörten wir gleich eine höchst traurige Nachricht. Dulys, mein geliebter, unglücklicher Dulys war nicht mehr .... Die Fatiguen der Reise, die er zu früh gewagt, die Verlegenheit und Unruhe, in die er sich unserthalben gestürzt, hatten ihm eine grausame Krankheit zugezogen.

Seine Wunde war wieder aufgebrochen, er starb in den Armen seiner Mutter, die auf seinen Brief nach Paris geeilt war, dem Liebsten, was sie auf Erden hatte, die Augen zuzudrücken. Sie wohnte nicht mehr in dem Hause, in das sie ihren Sohn in Pension gegeben hatte. Verzweiflung hatte sie aus diesem schrecklichen Orte vertrieben, und wahrscheinlich war sie in ihre Provinz zurückgegangen. Wo war aber mein Sohn hingekommen? Wer konnte mir Nachricht von ihm geben?

Eine alte Haushälterinn dieses Verwandten, die meine Unruhe bemerkt, und einige Klagen von mir gehört hatte, zog mich eines Tages bey Seite. „Nicht wahr, Herr Marquis,“ sagte sie, „Sie sind Ihres kleinen Söhnchens wegen in Sorgen? . . .“ Ach, meine Gute, kann Sie mir Nachricht geben . . . „Hören Sie mich, gnädiger Herr: der Neffe meines Herrn vertraute mir vor seinem Tode diesen Brief an, mit dem strengsten Befehl, ihn niemand als Ihnen selbst eigenhändig zuzustellen . . .“ Ich riß ihr das Billet eilig aus der Hand, erbrach es, und las

folgende Zeilen von der Hand meines großmüthigen Freundes, den ich um sein junges Leben gebracht hatte, und die mir die bittersten Thränen auspreßten . . .

„Grausamer und doch ewig geliebter Freund,

„Sey deines Sohnes wegen nicht „besorgt. Du wirst ihn in Vitry in der „langen Straße bey Magdalene Voisin „finden, die ihn säugt und wartet. „Ich habe ihn Alexis Corsange taufen „lassen. Du kannst Dir in der Kirche „von Vitry selbst sein Taufzeugniß ge„ben lassen. Bester Freund, folge „meinem Rath, laß das Kind heimlich „erziehen, und versichere deinen Tyran„nen, es sey todt. Das ist der letzte „Rath, den Dir dein sterbender Freund „geben kann . . . . Er hätte Dir noch „manchen guten Dienst leisten können, „wenn deine Hand . . . Doch vergieb „mir, ich betrübe Dich . . Lebe wohl, „mein Freund, vergiß mich nicht, und „verzeihe Dir meinen Tod, wie ich ihn „Dir verzeihe. Nichts schmerzt mich,

„als daß ich Dich unglücklich in der
„Welt zurücklasse . . . Ach! beklage
„mich nicht, ich bin glücklicher als
„Du . . . . “

Tausendmal küßte ich diesen Brief meines Freundes, und bewunderte seine Großmuth, die ihn noch an meine Angelegenheiten zu einer Zeit denken ließ, in der meine Unbesonnenheit ihn des Lebens beraubte. Wie strafbar erschien ich in meinen eignen Augen . . . wie sehr verabscheute ich mich selbst . . . . Arzelie nahm Theil an meinem Schmerz, und wir beweinten gemeinschaftlich den Verlust des edelsten, uneigennützigsten Freundes, den die Welt vielleicht je gesehn hat.

Dabey beschloß ich, Dulys letztem guten Rath zu folgen, und so schwer mirs ward, die Wahrheit zu verheimlichen, so sehr fühlte ich die Nothwendigkeit davon. Wir stellten uns demnach untröstlich über den Tod unsers Kindes, und unser Schmerz und unsere Thränen, die meinem Freunde allein galten, kamen den beyden Danforts so natürlich und ungezwungen vor, daß

wir leicht Glauben fanden, und die Nachforschungen von ihrer Seite eingestellt wurden.

Wir wohnten noch immer in Einem Hause in der Straße Richelieu beysammen. Fünf Jahre waren verflossen, in denen wir nicht im mindesten über den Grafen und seine Familie zu klagen hatten. Man erzeigte uns alle Gefälligkeiten und Achtung. Um ihren Planen nicht geradezu entgegen zu arbeiten, wohnte und schlief ich nicht in Einem Apartement mit meiner Gattinn, und sie schienen ganz mit unserm Betragen zufrieden. Freylich hätte ich mich wohl dieser Tyranney entziehen können, allein ich fürchtete die Folgen des Prozesses, den wir hätten führen müssen, um die Bestätigung unsrer Ehe zu erhalten, und wir hofften, daß es uns nach dem Tode des Grafen Danfort weit leichter werden würde alle Schwierigkeiten zu heben. Dazu kam, daß ich den ehrwürdigen Greis, der weiter kein Unrecht gegen uns hatte, als die übermäßige Zärtlichkeit für einen Sohn, der ihn ganz beherrschte, nicht nur achtete und liebte, sondern auch fürchtete. Meine

Furchtsamkeit gegen ihn ging so weit, daß ich es noch nicht gewagt hatte, Rechnung von ihm über die Verwaltung meines Vermögens zu fodern, ob gleich die von den Gesetzen dazu bestimmte Zeit längst verflossen war.

Ich hütete mich zu oft nach Vitry zu gehn. Die Amme, die meinen Sohn erzog, wußte um das Geheimniß, und da ich fürchtete, der Unglückliche möchte sich einst selbst verrathen, so ließ ich ihn unter dem Namen Alexis erziehen, und erlaubte nicht, daß man ihm die geringste Kenntniß von seiner Familie beybrachte. Ich schmeichelte mir auf diese Weise ganz ruhig zu leben, und allem Verdacht zu entgehn, als ein Zufall meine Vorsicht von neuem weckte, und beynahe alle meine Plane über den Haufen geworfen hätte. Ich ging einst im Hof unsers Hotels mit dem Grafen und seinem Sohn spatziren, als eine Milchfrau, die aus der Küche kam, stehen blieb, mich genau betrachtete, und mit einer Fülle von Naivität, der kein Einhalt zu thun war, ausrief: „Ey, du lieber Himmel, ist es möglich, daß man sich so

ähnlich sehen kann.“ — Was sagt sie, meine liebe Frau, fragte der Chevalier? — „Ich meinte, gnädiger Herr, excusiren Sie: es wäre doch närrisch genug, wenn der Herr da sein Vater wäre! . .“ Wessen Vater? . . . „Von einem kleinen Kind, das wir in Vitry haben, von einem Waisen, ein allerliebstes Thierchen, das dem gnädigen Herrn da wie aus den Augen geschnitten ist. . . .“ Die Frau ist vermuthlich nicht richtig im Kopfe, fiel ich ein: was ist denn da groß zu verwundern, giebt's nicht mehr Leute, die sich gleichen? . . . „Ich bitte sehr um Verzeihung, gnädiger Herr, aber wirklich, der kleine Alexis, das schöne Kind: o mein Gott! ich kann mich gar nicht erholen . . .“

Das arme Weib schwazte weiter, und brachte mit unter Dinge vor, die mir durch die Seele gingen. Ich entfernte endlich, ohne daß es auffiel, Vater und Sohn von der Frau, und suchte dem Gespräch eine andere Wendung zu geben. Allein meine Unruhe hatte mich verrathen. Es war ihnen ein Licht aufgegangen: sie fingen an, etwas von einem Betrug, der ihnen ge-

spielt worden, zu ahnden: sie wurden sichtbar kälter gegen mich, und verließen mich, ohne Zweifel, um sich zu berathschlagen, wie sie der Sache näher auf den Grund kommen und sich dabey benehmen sollten. Zum Glück las ich ihren Plan in ihren Augen, und stieg ohne einen Augenblick Zeit zu verlieren zu Pferde, sprengte nach Vitry, foderte meinen Sohn ab, und kam mit ihm zurück bis in den königlichen Garten, ohne daß ich wußte, was ich mit ihm anfangen, noch wohin ich ihn verbergen solle? Der Tag fing an zu sinken, und da ich, aus Furcht bemerkt zu werden, mich mit diesem kostbaren Pfand nicht durch Paris wagen wollte, so beschloß ich, in den Garten zu gehen, und, bis es vollends dunkel würde, über ein Mittel, ihn wo unterzubringen, nachzudenken. Ich saß auf dem Rasen in dem kleinen Hölzchen, und hatte meinen Sohn auf den Knieen. Ich benetzte ihn mit meinen Thränen, und drückte ihn an mein Herz, als eine Dame von einem gewissen Alter neben mir stehn blieb, mich betrachtete, und mich mit einem so rührenden Ton der Stimme

anredete, der allein ihr sogleich mein ganzes Zutrauen verschaffte: „Ach! mein bester Herr! sind Sie der Vater dieses artigen Kindes?...“ Ja, Madam!.. „Ein allerliebstes Kind! .... aber Sie weinen, sind Sie unglücklich?...“ Sie fragen?.. „So unglücklich als ich können Sie doch nicht seyn ...“ Darf man die Ursache Ihres Kummers wissen? ... „Ja, mein Herr, ich war einst Mutter, und ich wär' es noch, hätte mir der Tod nicht den liebenswürdigsten Sohn geraubt ... ach! lassen Sie einen Augenblick meinen Thränen freyen Lauf ... dann will ich versuchen, die Ihrigen zu trocknen....“ Madam, es ist ein Geheimniß ... „O mir können Sie es ohne Bedenken vertrauen. Ich kenne niemand in dieser Stadt, ich bin erst zwey Monat hier, und überdieß wer weiß ... wenn es in meinen Kräften steht, Ihnen einen Dienst zu leisten... ich bin allein, habe weder Mann noch Kinder, bin durchaus isolirt, ohne Bekannten, und habe nicht den mindesten Wunsch, welche zu bekommen. O reden Sie, mein bester Herr, reden Sie, vertrauen Sie sich

mir, Sie interessiren mich, Sie interessiren mich auf eine wunderbare Weise . . . . " Großmüthige Unbekannte, was wollen Sie für mich thun? . . „Alles, was in meinen Kräften steht . . . " Gott sey Dank, der mir auf eine so sichtbare Weise seine hülfreiche Hand zeigt. So haben Sie die Güte, dieses Kind zu sich zu nehmen: retten Sie es, verbergen Sie es, entziehen Sie's den Augen der Barbaren, die es seinem Vater rauben wollen . . . „Es Ihnen rauben? . . . " Ja, der Ehrgeiz, die Habsucht eines Bruders . . . „Ich versteh' Sie: o Gott, wie sehr sind Sie zu bedauern! Dieß Kind ist eine Frucht der Liebe? . . . " Der Ehe, Madam, einer vollkommen rechtmäßigen Ehe, die aber durch grausame Verwandte ihrer süßesten Freuden beraubt wird . . . „Ah, ich merke, ich merke, eine heimliche Ehe . . . " Ja, aber das ist unser einziger Fehler . . . „Allerdings ist es ein Fehler, aber kein Fehler, der den Tod verdient. Geben Sie mir Ihr Kind, vertrauen Sie mirs: ich will seine Mutter seyn, ich will es mit der größten Sorgfalt erziehen . . Armes

unschuldiges Kind, du erinnerst mich an meinen Sohn, als er in deinem Alter war. Ist er in Paris geboren?“ — — Nein, in Besanßon .... „Vor?..“ Fünf Jahren... „Fünf Jahren.. Gott! So waren Sie eben damals dort, als mein Sohn .. schreckliches Andenken!...“ Ihr Sohn?.. „Haben Sie ihn vielleicht gekannt, mein Herr? Er war ein sanfter, liebenswürdiger, edler junger Mann, er ward grausamer Weise ermordet...“ Ermordet?.. „Ja, und von einem Schulfreund..“ Gott! sein Name... „Dulys...“ Gott! großer Gott!.. „Sie haben ihn gekannt...“ Verzeihen Sie, Madam, einen Augenblick... ich besinne mich... „Sie haben wahrscheinlich von seiner traurigen Geschichte gehört?...“ Ich werde sie nie vergessen.. „Ach! erzählen Sie mir, was Sie wissen, alle kleine Umstände....“ Madam, ich beschwöre Sie, verschonen Sie mich... „Was er mir selbst sagte, als ich das Unglück hatte, ihn in meinen Armen sterben zu sehen, war ohngefähr das: Während seines Aufenthalts in Besanßon, wohin er

in Angelegenheiten eines Marquis de Corsange gegangen war, von dem er mir oft in seinen Briefen geschrieben hatte, suchte ein junaer Tollkopf, den er einst im Collegio gekannt hatte, Händel an ihm, und jagte ihm im Zweykampf den Degen durch den Leib ... Verhält sich die Sache nicht so? ..“ Beynahe.. „Er setzte hinzu, hätte der Marquis, den er als einen warmen, zärtlichen Freund schilderte, nicht gethan, so hätte er gleich damals das Leben mit dem Blute, das von ihm strömte, verloren ...“ Ach, Gott, Madam, was für Erinnerungen erwecken Sie in mir! ..

Was sagen Sie zu dieser Unterredung, meine Freunde? War sie nicht ganz gemacht, mich in Verwirrung zu setzen und mit Schaam zu bedecken? Die Person, deren Hülfe ich anspreche, ist eben die Mutter des Freundes, den ich aufgeopfert hatte.. Sie klagt mir ihr Leid, mir, dem Mörder ihres Sohnes! .. Und welch ein Freund war dieser Dulys! welche Edelmuth in seinem Verfahren! Weit entfernt mich bey seiner Familie anzuklagen, hat er die Ueberwindung, den Namen sei-

nes Mörders zu verschweigen, und mich nur auf eine Art, die mir Ehre macht, in seiner Erzählung zu nennen . . Ja, meine Freunde, das sind Lagen, die sich schlechterdings nicht beschreiben lassen, in denen man sich selbst befunden, die man selbst gefühlt haben muß.

Madam Dulys bemerkte meine Unruhe. „Was fehlt Ihnen, mein Herr? Sie verfärben sich? . . .“ O, Madam, wenn Sie mich kennten . . ich bin . . ich bin dieser Corsange, der . . . „Sie? der Freund meines Sohnes? der Mann, der ihm Hülfe leistete . . .“ Madam . . „Ach! Gott! mein lieber Marquis, ich will alles für Sie thun . . . Kommen Sie, kommen Sie zu mir. Ich wohne in der Straße de la Chaise. Mein Wagen steht vor dem Thore, wir wollen uns einsetzen. Erzählen Sie mir Ihre Schicksale, Ihr Sohn bleibt von dieser Stunde an in meinen Händen. Ich will für ihn sorgen, als wenn er mein Kind wäre.“

Mein Schmerz, meine Reue war so heftig, daß ich beynahe eine große Unbesonnenheit begangen hätte: allein die Ue-

berlegung brachte mich bald auf einen vernünftigern Gedanken. Ich brauchte Madam Dulys, ich beschloß also, sie in ihrem unschädlichen Irrthum zu lassen. Wozu würde auch das freymüthigste Geständniß geholfen haben? Mich noch strafbarer zu machen, und den Unwillen einer mit Recht erzürnten Mutter zu reizen? . . Ich erzählte ihr alle meine Unfälle, nur den traurigen Vorfall in Besânßon zeigte ich ihr nicht ganz in seinem wahren Lichte. Allein äußerst schwer ward es mir, mein Vergehen zu bemänteln. Die Lobsprüche und Schmeicheleyen der Mutter meines unglücklichen Freundes gingen mir wie Dolchstiche durchs Herz. Die Umstände nöthigten mich indeß zum Schweigen, und meine würdige Freundinn, die den innigsten Antheil an meinem Schicksal nahm, versprach mir, meinen kleinen Alexis zu erziehen, und vor allen Dingen ihm die Geschichte seiner Aeltern zu verbergen. Ich ließ ihn gleich bey ihr, und kehrte in unser Hotel zurück, ohne mich von der Verwirrung erholt zu haben, die die Vorfälle des Tages in mir erregt hatten.

Neuntes Kapitel.

Alexis Vater beschließt seine Erzählung.

Alles war bey den Danforts in Aufruhr. Der Chevalier war eben ganz außer sich vor Wuth von Vitry zurückgekommen. Er hatte die gute Amme so ins Schrecken zu setzen gewußt, daß sie ihm alles erzählt hatte. Er erfuhr von ihr, daß ich kurz vor ihm gekommen, und das Kind abgefordert hatte. Allein wohin ich es gebracht, konnte sie ihm nicht sagen. Er hatte sonach gleich mit seinem Vater und seiner Tante Rath gehalten, und darin war beschlossen worden, daß Madam Danfort den folgenden Tag Arzelien in ein Schloß bringen sollte, das sie in der Gegend von St. Germain besaß. Da wollten sie sie so lange gefangen halten, bis ich meinen Sohn, den Gegenstand ihres Hasses und ihrer Nachforschungen, ausgeliefert haben würde. Erst nach der Abreise der beyden Damen erfuhr ich dieß neue Unglück. Arzelie fand indeß doch ein Mittel, mir ein

Billet in die Hände zu spielen, worin sie mir sagte, daß es endlich Zeit sey, das schimpfliche Joch, das uns drücke, abzuwerfen. Auch eine Repetiruhr bekam ich von ihr, und in dem Brief dabey bat sie mich, sie stündlich anzusehen, und ihrer dabey zu gedenken.

Unsere Furchtsamkeit war in der That fast unglaublich. Wir hatten den Muth nicht, die Plagegeister, die uns quälten, zu vertreiben, und die Ketten, die uns fesselten, zu brechen. Es ist wahr, die Furcht, unsere Ehe getrennt zu sehen, hielt uns zurück. Diese Furcht, und die Besorgniß vor dem Verzicht, dessen Ungültigkeit wir nicht kannten, hielten uns in einer solchen gänzlichen Unthätigkeit, daß es uns gar nicht einmal einfiel, Rechtsgelehrte zu Rathe zu ziehen. Wir scheuten uns einen Prozeß anzufangen, dessen Ausgang, wie wir wähnten, so schreckliche Folgen für uns haben könnte.

Wir mußten also auch diese Trennung ertragen, ohne uns zu beschweren. Ich sah meinen Sohn sehr oft, und Madam Dulys wußte es so geschickt zu machen, daß

er nicht den mindesten Gedanken haben konnte, als gehe ich ihm etwas an. Auch verschaffte ich mir endlich ein Mittel, seiner Mutter Nachricht von ihm zu geben. Nachts, wenn in unserm Hause alles im Bette war, stieg ich zu Pferde und eilte nach dem Schloß. Vor demselben war eine Allee mit feinem Sand belegt. Alles, was ich wagte, war, daß ich mit großen Buchstaben das Wort wohl! in den Sand schrieb. Sogleich sprengte ich zurück, und kam noch vor Tagesanbruch wieder nach Hause, so daß niemand meine Abwesenheit ahndete. Arzelie versäumte keinen Morgen vor dem Schloß spatzieren zu gehen, unter dem Vorwand, die Allee gefalle ihr besser als der Park. Hier las sie, was ich die Nacht zuvor geschrieben hatte, und oft bediente sie sich desselben Weges, mir ihre Gedanken mitzutheilen. Auf eine andere Art zu schreiben, oder mir Briefe zukommen zu lassen, war ihr unmöglich gemacht, denn die Danfort kam ihr Tag und Nacht nicht von der Seite. So lebten wir bis zu der Zeit, wo ich meinen Sohn in das College de Navarre

that, und ihn Ihrer Aufsicht anvertraute, Herr Dumont . . . Ich sah Sie: Ihre Physionomie schien einen rechtschaffenen Mann zu verrathen, und sie täuschte mich nicht . . . Nunmehr aber änderte sich die Szene auf dem Schlosse in St. Germain.

Die Danfort, die nicht begriff, wie ich so entfernt von meiner Gattinn leben könne, ohne sie zu sehen, ja ohne mich nur einmal nach ihr erkundigen zu lassen, (von meinen nächtlichen Wegen wußte sie so wenig als ihr Bruder) hielt dieß für Gleichgültigkeit von meiner Seite, und glaubte also meiner Gattinn etwas mehr Freyheit verstatten zu dürfen. Sie veränderte ihre Zimmer und gab ihr bequemere mit einer freyern Aussicht, die in den ersten Hof gingen, und gleich neben den ihrigen lagen. Dieß brachte meine Frau auf den Gedanken, mich jede Nacht zu sich zu lassen, ohne daß es jemand merken könne. Das Unternehmen war äußerst gewagt und kühn, aber desto anziehender ward es uns. Durch einen Brief, den mir Arzelie über die Mauer zuwarf, erfuhr ich

ihren Plan, und machte dem gemäß meine Anstalten.

Madam Danfort pflegte täglich einen großen bedeckten Wagen mit dem Gemüß, das sie in ihrem Garten bauen ließ, nach St. Germain zu schicken. Der Fuhrmann dieses Wagens, ein gewisser Jakob, ein sehr einfältiger Tropf, verkaufte dort seine Waaren, und kam allemal sehr spät gegen Mitternacht ins Schloß zurück. Wir beschlossen diesen Menschen, ohne daß er es selbst gewahr werde, als ein Werkzeug zu brauchen, vermöge dessen wir das Vergnügen haben könnten, uns zu sehen und zu sprechen. Dieß griffen wir folgendermaßen an.

Champagne, mein Kammerdiener, verkleidete sich eines Tages als Bauer. Er kannte die Herberge, in der Jakob alle Abende einsprach, ging also auch hin, und ließ sich ins Gespräch mit ihm ein. Sie tranken zusammen, und der Herr Fuhrmann bekam bald ein derbes Räuschchen. Um Mitternacht machte er Anstalt fortzufahren. Ich begleite Dich, sagte Champagne, denn ich gehe just deinen Weg und

noch eine Stunde weiter. Unterwegs, wie sie von dem und jenem zusammen plauderten, ersah ich meine Zeit, schlüpfte in den Wagen, und machte mich da so klein als möglich. An dem Schloßthore wünschte Champagne seinem Begleiter eine gute Nacht. Kömmst Du morgen früh wieder zurück, fragte Jakob ... Ja, um vier Uhr ... Gut, so wollen wir zusammen ein Viertelstündchen in dem Garten meiner Herrschaft zubringen. Alle Morgen fahr' ich hin, bringe den Tag bey dem Gärtner zu, und schaffe den Abend meine Waaren nach St. Germain, wo ich gute Kunden habe. — Das ist recht schön, erwiederte Champagne: da werden wir uns recht oft sehen. Denn ich mache den Weg auch fast alle Tage.

Hier trennten sie sich; Jakob fuhr mit seinem Wagen in den Hof, spannte die Pferde ab, brachte sie in den Stall, und legte sich schlafen. Kaum war er fort, als ein Frauenzimmer erschien, und zu mir auf den Wagen stieg. Arzelie wars, welch Entzücken ... welche süße und herbe Augenblicke! Denn wovon konnten wir sonst

sprechen, als von unserm Unglück? Drey Uhr des Morgens ging Arzelie wieder auf ihr Zimmer. Jakob kam, spannte seine Pferde an, und fuhr mich so fort, wie er mich hergefahren hatte .... Champagne erwartete ihn am Thore. Sie boten sich einen herzlichen guten Morgen, und ihr erstes Wort handelte vom Trinken. Sie kehrten in einer entlegenen Schenke ein; hier sprang ich herab vom Wagen, und eilte nach einem Gasthof in der Nähe, wohin mir der treue Champagne bald darauf nachkam. Hier stiegen wir beyde zu Pferde, und kamen noch vor sechs Uhr in unser Haus zurück.

Sie werden finden, meine Freunde, daß dieß viel gewagt war. Und doch glückte es uns zwey ganzer Jahre nach einander, wo wir uns fast täglich sahen. Jakob, die ehrliche Haut, hatte eine solche Zuneigung zu Champagne bekommen, daß er sich nicht zufrieden gab, wenn ein Tag ausfiel, an dem er seinen Freund und Trinkgesellen nicht zu sehen bekam. Dieß, mein Alexis, ist das Räthsel mit der Repetiruhr, die ich dir um diese Zeit zum

Geschenk machte, und das ich dir damals nicht erklären durfte, ohne mich in Erläuterungen einzulassen, die uns beyden gleich gefährlich hätten werden können!

Jetzt geh ich zu der fatalen Katastrophe über, die mich so grausam gegen Dich, mein Sohn, machte, und mich gleichwohl zum Glück geführt hat. Sie werden sehn, meine Freunde, wie viel die schwärzeste Bosheit über ein schwaches und von Natur schon zu sehr zur Eifersucht geneigtes Herz vermag.

Doch eh' ich zu dieser traurigen Periode selbst komme, muß ich noch einige Umstände vorausschicken, die jene Katastrophe hervorbrachten, und die ich selbst erst lange nachher erfahren habe. Es fügte sich, daß Graf Danfort eine Nacht nicht schlafen konnte, und also aufstand, in der Absicht spatzieren zu gehn. Ein bloßer Zufall führte ihn in die Nähe des Pferdestalles. Es wundert ihn, die Thüre offen zu finden: er geht hinein, und wie erstaunt er, als er sieht, daß mein und meines Bedienten Pferd fehlt. Was bedeutet das, denkt er, hat Corsange die Flucht genommen? Der

Graf weckt seine Leute, setzt sie durch Drohungen in Furcht, und erfährt von ihnen, daß ich alle Nachte wegritte und des Morgens vor sechs Uhr zurückkehre ... Danfort, dem es nicht an Scharfsinn fehlte, merkte gleich, daß ich nach St. Germain gehe, und wahrscheinlich ein Mittel gefunden haben müsse, mit meiner Frau zu sprechen.. Er konnte sich für Aerger nicht fassen, rufte seinen Sohn, beyde stiegen zu Pferde und kamen ohngefähr um sieben Uhr aufs Schloß. Sie überhäufen Madam Danfort, die nicht wußte, was sie wollten, mit Vorwürfen. Man erklärt sich, sie wird nicht weniger aufgebracht als ihr Bruder und Neffe, und verspricht alles aufzubieten hinter das fatale Geheimniß zu kommen. Jakob hatte oft im Hause von seinem guten Freund erzählt, der ihn alle Abend in St. Germain abhole, die Zeche für ihn bezahle, ihn aufs Schloß begleite, den andern Morgen gleich wieder bey der Hand sey, und immer einen Morgentrunk in Bereitschaft habe. Madam Danfort gerieth auf die Gedanken, ich selbst, oder einer von meinen Leuten möchte

dieser gute Freund von Jakob seyn. Den Abend ließ sie in einiger Entfernung ein paar handfeste Gärtnerbursche lauern, die den Befehl hatten, den guten Freund zu ergreifen, und ihn vor sie zu bringen. Sie ward pünktlich befolgt: Champagne ward angehalten, und vor die Furie gebracht, die ihn sogleich erkannte. Sie setzt ihm so mit Drohungen zu, und thut ihm auf der andern Seite so glänzende Versprechungen, daß der sonst so brave Kerl treulos wird, und ihr das ganze Detail unsrer nächtlichen Zusammenkünfte mittheilt. Sie forscht auch nach dem Orte, wo ich meinen Sohn verborgen halte: doch in diesem Punkt konnte Champagne ihr keine Auskunft geben, denn glücklicher Weise war das die einzige Sache, die ich vor ihm geheim gehalten hatte. Die Danfort kannte sich vor Wuth nicht, sie sann auf eine schreckliche Rache, und es ward ihr leicht, meinen treulosen Diener dahin zu bringen, daß er sich zum Werkzeug brauchen ließ. So elende Seelen giebt es, die für eine Hand voll Geld stets willig und bereit sind, alle niederträchtige Plane der

Reichen und Vornehmen auszuführen, mit der Gefahr, einst mit ihrem eignen Leben dafür büßen zu müssen. Dieß war wenigstens Champagnes Schicksal.

Ich, der ich mir von allen diesen Abscheulichkeiten kein Wort träumen ließ, traf das nächstemal zu meiner gewöhnlichen Stunde in St. Germain ein, und erstaunte sehr, als ich daselbst weder Jakob noch meinen Kammerdiener fand ... Ich erkundige mich ganz gleichgültig nach ihnen, und höre, sie wären schon vor einer halben Stunde fortgegangen. Ich begriff die Ursache dieser Eil nicht, doch ahndete ich nichts Böses, ging an das Schloßthor und wartete. Nach Verlauf einer Stunde kam Champagne heraus: „Ach, gnädiger Herr," sagte der Schurke, „was für eine traurige Nachricht habe ich Ihnen zu melden! .." Wie? was sagst Du? ... „Sie ließ mich durch Jakob rufen, und sagte mir mit diesen eignen Worten: Geh, Champagne, und sage dem Marquis, daß ich der Sklaverey überdrüßig bin, in der man mich seinetwegen hält: ich bitte ihn, daß er mich nicht wieder besucht, und nicht mehr

an mich denkt, da unser Schicksal uns einmal nöthigt getrennt zu leben ...“ Gütiger Gott! .. Doch, das ist ganz unmöglich! ... „Wollte Gott, gnädiger Herr, es wäre so. Aber hier haben Sie den Beweis von der Wahrheit deß, was ich Ihnen sage. Hier ist ein Präsent, das sie mir, meiner vielen Bemühungen wegen, wie sie sagte, gegeben hat. Hier, Champagne, sagte sie, hier sind fünf und zwanzig Louisd'or: Kommst Du in Verlegenheit, so rechne immer auf mich. Auf diesen Fuß aber wirst Du künftig nicht mehr beschäftigt seyn: das ist vorbey. Mein Entschluß ist gefaßt, ich meide Corsange auf ewig! ..“

Ich überlasse Ihnen zu beurtheilen, welchen Eindruck diese Rede des falschen Buben auf mich machen mußte. Ich war weit entfernt, seine Verrätherey zu ahnden, und überdieß hatte sein ganzer Vortrag zu sehr den Schein der Wahrheit, als daß mir ein Verdacht hätte aufsteigen können. Der Schmerz überwältigte mich: ich brach in Vorwürfe und Verwünschungen gegen die treulose Arzelie aus, und

kehrte mit Verzweiflung im Herzen nach Hause.

Zwey Tage drauf erhielt ich von einem Bedienten der Danfort ein Billet von meiner Gattinn, das so abgefaßt war:

„Alles ist vorbey, mein Freund, fol„gen Sie dem einzigen vernünftigen Ra„the, den ich Ihnen geben kann: fliehen „Sie mich, vermeiden Sie mich zu sehn, „so lange bis der Himmel etwas anders „über uns beschließt.“

Dieses lakonische Billet bestärkte mich noch mehr in meinen trostlosen Gedanken. Ich glaubte nun fest, Arzelie sey die Sklaverey, in der sie sich schon so lange befinde, überdrüßig, entschlossen ihre Ketten zu zerbrechen und mir für immer zu entsagen. Welcher Unbestand, welche Treulosigkeit! ... Ein paar Monate hindurch ward ich von diesen traurigen Betrachtungen hin- und hergetrieben, und ich verließ diese Lage nur, um in eine noch trostlosere zu gerathen. Champagne, (denn durch seine Hände ging alles, was man an mich gebracht haben wollte) Champagne trat eines Morgens in mein Zimmer und sagte mir

mit dem gerührtesten Ton und Gesicht, in dem keine Spur von Verstellung sichtbar war: „Ach, gnädiger Herr, wie soll ich Ihnen sagen = = was ich Ihnen zu sagen habe? Das Unglück . . . " Was für ein Unglück? . . . „Fassen Sie Muth und hören Sie mich: Arzelie = =" Nu, Arzelie = = „War Ihnen untreu . . ." Untreu? Verräther! Du erfrechst dich . . „Ja, gnädiger Herr, Ihr Freund Dulys, der nunmehr todt ist, hat ihr Herz zu rühren gewußt . . . ." Du lügst, Elender, zittre! . . „Werden Sie nicht hitzig, gnädiger Herr . . . Ich kann es beweisen, nur zu gut beweisen. Jakob, den ich noch immer mit unter sehe, und der ganz auf unsrer Seite ist, fand neulich an einem Ort, wo Arzelie gesessen hatte, dieß Portrait und diesen Brief. Er sah, daß sie das Portrait oft mit der größten Zärtlichkeit küßte. Hier sehen Sie und lesen Sie."

Ich war wie vom Himmel gefallen, als ich wirklich Dulys Portrait erkannte, unter welchem von der Hand meiner Frau geschrieben stand: „Dich werde ich nie vergessen!" Gott! welch ein Licht

ging mir auf! Ich las nun den Brief. Er war von Dulys selbst, ich erkannte seine Hand. Er lautete also:

„Meine angebetete Freundinn: ent„ziehen Sie unser Geheimniß aller Augen. „Die Frucht der treusten Liebe vertrauen „Sie keinen andern Händen an als den „meinigen. Vor allem darf Corsange nicht „das geringste ahnden. Wir würden alles „von seiner Wuth zu fürchten haben. Und „wer hat mehr Recht als ich, dieß geliebte „Kind zu besitzen? .. Leben Sie wohl; „Sie wissen alles, was Sie zu thun ha„ben. Ich beschwöre sie nochmals, ver„bergen Sie ja unser heimliches Verständ„niß mit der größten Vorsicht!““

Hundertmal las ich dieses schreckliche Billet. Vergebens suchte ich etwas zu entdecken, das meinen Argwohn zerstören könnte, allein es war ganz gemacht ihn unwiderleglich zu bestätigen. Müssen Sie mir nicht Recht geben, meine Freunde, wenn Sie alle Umstände bedenken? Konnte ich einen größern Beweis von der Untreue meiner Gattinn und meines Freundes fodern? Ein solches Billet, von der Hand

meines Dulys. Es war wirklich seine Schrift, nach der genausten Untersuchung konnte ich nicht anders urtheilen... Nun erklärte ich mir auf einmal die Eile, mit der Dulys nach Besançon gereist war, die übertriebene Furcht, mit der er das Kind aus meinen Armen gerissen, es sodann fast gegen meinen Willen unter seine Aufsicht genommen, es nach Paris gebracht, und da hatte taufen und erziehen lassen... Ich verband damit das Stillschweigen meiner Gattinn während ihres Aufenthalts im Kloster, und die Briefe, die Briefe selbst, die mein Freund mir schrieb, und die keinen andern Zweck zu haben schienen, als mich von Arzelien zu trennen. Alles das waren eben so viel Beweise, die die Aussage der sprechenden Zeugen, die ich vor Augen hatte, bestätigten. Nie hatte sie mir ein Wort gesagt, daß sie ein Portrait von Dulys besitze. Alle diese Betrachtungen brachten eine solche Veränderung in meinen Gesinnungen hervor, daß ich auf einmal meine Gattinn und meinen Sohn als mir ganz fremde Wesen betrachtete. Es war mir, als fiele plötzlich ein

Schleyer von meinen Augen. Eifersucht bemeisterte sich meines verirrten Geistes, und ich beging die Unbesonnenheit, meine Klagen auch gegen meinen Vormund auszuschütten, der mich oft über mein Zutrauen gegen Dulys, und die Vertraulichkeit, in der ich ihn mit meiner Gattinn leben ließe, aufgezogen hatte. Der Graf, dachte ich, ist ein vernünftiger Mann und keiner niederträchtigen Verläumdung fähig. Ich wollte eben auf sein Zimmer gehen, als er zu meiner Thüre hereintrat. „Was bedeutet denn," fragte er, „das Ding, das wie ein Grab aussieht, das deine Frau in einem Busch des Parks errichten lassen? Meine Schwester zeigte mirs, aber sie weiß eben so wenig, was es vorstellen soll. Hat deine Frau etwa bisweilen Anwandlungen von Schwermuth? . ." Wie, ein Grabmahl? — — „Ja, ja: man sollte denken, sie wäre eine Wittwe. Tag und Nacht bringt sie mit Seufzen und Weinen zu, und spricht oft mit der bittersten Wehmuth den Namen Dulys aus." — Dulys? — „Ja, Dulys. Ich gestehe, es war ein seltner Freund. Ich begreife, wie man einen

Freund beweinen kann, aber so lange nach seinem Tode, so ausschweifende Betrübniß!“

Wie der Graf dieß gesagt hatte, entfernte ich mich, aus Furcht ich möchte noch mehr zu hören bekommen, und verschloß mich mit blutendem Herzen in ein Kabinet, wo ich die bittersten Thränen vergoß.. Alle Betrachtungen, die ich anstellte, bestärkten mich nur in der Idee, die ich zu bekämpfen suchte. So oft Arzelie von Dulys sprach, war immer eine Wärme, ein Feuer in ihren Worten und Blicken: er war ein wahres Muster von einem Manne, der liebenswürdigste, der edelste Sterbliche... Alexis verdankte ihm das Leben! u. s. w. Freylich wohl! dachte ich.

Kurz, meine Freunde, ich faßte den grausamen Vorsatz, den unglücklichen Alexis, der mir auf einmal verhaßt geworden war, zu entfernen. Nichts fesselte mich jetzt nur noch im mindesten an ihn: weder seine Aehnlichkeit mit mir, die ich als ein Werk des Zufalls betrachtete, noch seine Zärtlichkeit, noch seine guten Eigenschaften, nichts. Ich bestellte Herrn Dumont

nach

nach Luxemburg, und Sie wissen sämtlich, was ich ihm dort für Befehle gab.

Ich lebte nun eine geraume Zeit, ohne daß ich meine Frau zu sehen bekam, oder auch nur von ihr zu hören begehrte. Meine Tyrannen, denen ich gesagt hatte, daß ich mir das Kind vom Halse geschafft hätte, ohne ihnen jedoch etwas näheres darüber zu entdecken, waren über den glücklichen Erfolg ihrer boshaften Ränke sehr zufrieden. Nur eines Tages sah ich sie beyde sehr düster und verstört nach Hause kommen . . . „Wir haben ihn gesehen,“ sagte der Chevalier mit wildem Blick zu mir: „wir haben heut' Dulys Sohn gesehn . . .“ Wo das? . . . „Wo? im botanischen Garten . . . er ist schon groß . . . aber, Bruder, da Sie wissen, daß er nicht Ihr Sohn ist, warum lassen Sie ihn in Paris?“ — Was liegt mir dran, wo er lebt, hier oder anderwärts? — — „Sie haben Recht: allein da der Knabe auf Ihren Namen getauft worden, so wär' es leicht möglich, daß er es einst erführe, und daß Sie gezwungen wären, ihn als rechtmäßigen Sohn anzuerkennen. Sie

müssen ihn entfernen. Warum haben Sie uns nicht längst ein Wort gesagt: wir hätten eine Gelegenheit für ihn nach Amerika ausgemacht . . ." Nach Amerika! nein, dazu gebe ich meine Einwilligung nie! —— „Woher diese blinde Zärtlichkeit? Er ist entweder Ihr Sohn, oder er ist es nicht. . ." Aber, Herr Chevalier, weiß ich es denn so ganz gewiß, daß er nicht mein Sohn ist? . . „Warum haben Sie ihn denn verstoßen? . . ." Was weiß ich? Gott! wird mir dieß schreckliche Räthsel nie gelöst werden!

Wie Sie sehen, meine Freunde, so schwebte ich immer noch zwischen Furcht und Hoffnung . . . Sie erschrecken: Sie verabscheuen mich: ich verdiene es. Diese Periode in meinem Lebenslauf macht mir keine Ehre. Ich werde mir ewig Vorwürfe darüber machen. Wie glücklich werde ich seyn, wenn meine Gattinn und mein Sohn mich nie an dieses Verfahren erinnern wollen, gesetzt auch, daß sie mir es nie ganz verzeihen können.

Wie ich den Grafen und seinen Sohn verließ, so sah ichs ihnen an den Mienen

an, daß sie mit einem Plan umgingen. Meine Zärtlichkeit für Alexis erwachte von neuem. Ich hatte ihn nie ganz aus den Augen verloren, ich wußte seine Wohnung, und so schickte ich Champagne, den verrätherischen Schurken, mit einem Brief und einer Börse an ihn. Ich kann nicht sagen, wie es kam, daß Champagne dießmal den Auftrag ausrichtete, ohne dem Grafen etwas davon zu hinterbringen: genug er kam wirklich zu Ihnen, Herr Dumont, stellte Ihnen den Brief und das Geld zu, und reiste mit Ihnen ab. In dem Augenblick aber, wo Sie die Hauptstadt verließen, wußte auch der Graf und sein Sohn schon, daß Sie nach Valence unter Weges wären. Ist es möglich, daß man schändlicher betrogen werden kann? Unterdessen ward eine Krise vorbereitet, die mein Schicksal entschied, und Arzelie von neuem und ewig mit ihrem undankbaren Gatten verband.

Seit langer Zeit nährte Madam Danfort eine zärtliche Neigung zu mir. Dieser Umstand, den ich Ihnen noch nicht mitgetheilt habe, war zum Theil die Ursache

alles unsers Unglücks. Diese Frau, die in der Hitze und Eifersucht keine Grenzen kannte, hatte mir zwanzigmal ihre Absichten so deutlich als möglich zu verstehen gegeben: sie war aber immer mit verdienter Verachtung zurückgewiesen worden. Ihre Leidenschaft, meine Gleichgültigkeit, meine Vereinigung mit Arzelien, alles hatte sie zu unsrer tödtlichsten Feindinn gemacht, so daß sie mit Vergnügen alles aufsuchte, was uns das Leben verbittern konnte, weil sie dieß für den einzigen Weg ansah, zu ihrem gewünschten Ziel zu kommen.

Noch an dem Abend, wo ihr von Paris abgingt, um euch nach Valence zu begeben, erstaunte ich äußerst, als ich sie, die meine Gattinn in ihrem Schloß gefangen hielt, sie, die ich unendlich mehr verachtete, als ihren Bruder und Neffen, in mein Zimmer treten sah. „Mein lieber Corsange,“ sagte sie mit einer freundlichen Miene, „wahrscheinlich werden Sie sich über meinen Besuch wundern. Ich komme Ihnen einen großen Dienst zu leisten. Hören Sie mich.

Ich weiß alles. Der Graf und der Chevalier haben Ihren Alexis im königlichen Garten gesehn. Sie haben ihm befohlen, Paris auf der Stelle zu verlassen: er hat den Weg nach Dauphiné genommen. Mit Einem Wort, ich bin von allem unterrichtet. Und ich weiß mehr als Sie. Diesen Nachmittag hat mein Bruder vom Minister einen Siegelbrief erhalten, der ihn bevollmächtigt, Ihren Alexis und seinen Hofmeister als ein paar Landstreicher aufheben und mit dem nächsten Transport nach Amerika schicken zu lassen."

Gott!

„Einen Augenblick Geduld! Ich rette sie, wenn Sie wollen . . "

Und wie?

„Wie? Undankbarer! Errathst Du mich nicht? . . Versprich mir die Empfindungen zu erwiedern, die Du mir eingeflößt hast, und ich gehe mit Dir nach Valence, und hoffe durch das Ansehen, in dem ich bey meinem Bruder stehe, es dahin zu bringen, daß er von dieser schrecklichen Vollmacht keinen Gebrauch macht."

Wie, Madam? . . .

„Der Graf und sein Sohn sind schon im Begriff abzureisen. Eben denken sie in den Wagen zu steigen. Sie fahren nach Valence . . "

Die Barbaren! ohne meine Bewilligung . . .

„Lassen Sie uns keine Zeit verlieren. Nicht weit von unserm Hause steht schon eine Postchaise bereit. Machen Sie, daß wir ihnen zuvorkommen. Vergebens habe ich alles versucht, die Reise zu hintertreiben . . . "

Nu, Madam, warum nehmen Sie denn ein solches Interesse an diesem Kind, wenn es so ausgemacht bewiesen ist, daß ich nicht sein Vater bin . . .

„Es ist wahr, Sie haben Recht. Arzelie hat mir's selbst ohnlängst gestanden, daß er Dulys Sohn ist; aber der junge Mensch . . . . ist doch nur unglücklich und nicht strafbar. Sollen wir ihn ganz zu Grunde gehen lassen?"

Madam, nicht sowohl ihn wünsche ich zu retten, als seinen würdigen Lehrer, den armen Dumont, der ganz ohne seine

Schuld in sein Unglück verwickelt worden ....

„Wie? Sie wollten Ihren Alexis aufheben, nach Amerika transportiren lassen ...“

Warum nicht? Meinethalben mögen sie ihn hinschaffen wohin sie wollen: aber der rechtschaffene Mann, der mehr als ein Vater für ihn gethan hat ...

„Nun wohl, mein Freund, lassen Sie uns eilen. Ich bewundere Ihre Denkungsart. Mögen Sie Ihre Wuth an Alexis auslassen, wenn wir nur den braven Mann, von dem Sie sprechen, retten.“

Ich war so verwirrt, die Danfort setzte so sehr in mich, daß ich, ohne zu überlegen, was ich that, in den Postwagen stieg. Die Danfort nahm neben mir Platz, ein Bedienter und Champagne traten hinten auf, der Postillon trieb die Pferde an. Erst nach einigen Minuten bemerkte ich, daß ich einen Reisegefährten hatte ... Ich bezeigte ihr mein Erstaunen, die Danfort minaudirte, und versprach mir, durch ihre Gegenwart alles gut zu machen, und den unschuldigen Du-

mont aus den Händen unsrer Feinde zu retten.

Betäubt wie ich war, außer mir, und müde der unerträglichen Last, die mir die Sorge für ein Kind von so zweydeutiger Abkunft machte, fand ichs am rathsamsten zu schweigen. Auf der ganzen Reise that ich nichts als seufzen und mich über Gott und die ganze Natur beklagen.

Diese Verstörung und Härte gegen den unglücklichen Alexis wird Ihnen, meine Freunde, etwas verzeihlicher vorkommen, wenn Sie sich erinnern wollen, daß er von seiner Geburt an die einzige Quelle aller Leiden gewesen war, die mein Leben verbittert hatten . . . Aber, werden Sie mir einwerfen, was entschuldigt das Betragen gegen die so geliebte Arzelie, die du auf so unvollständige Beweise so leichtsinnig für strafbar erklärtest? . . Ihr habt Recht, meine Lieben: ich allein war strafbar, und meine allzugroße Nachgiebigkeit oder Schwäche vielmehr war der Grund von all' meinem Unglück.

Ich ziehe den Vorhang über den Auftritt in Valence. Ich selbst bin mir jetzt

noch ein Räthsel, aber freylich die Danfort reizte mit teuflischer List meinen Unwillen gegen ihn, so daß er einen Augenblick in förmlichen Haß ausartete.

Unterdeß waren der Graf und der Chevalier unterwegs aufgehalten worden. Sie trafen erst nach mir in Valence ein, wo sie aller Wahrscheinlichkeit nach Alexis nicht mehr fanden. Voller Wuth über ihr mißlungenes Projekt, suchten sie sich an mir zu rächen, folgten meiner Spur, und erreichten meinen Wagen auf dem Wege nach Lyon . . . Champagne, der hinten auf dem Wagen stand, verrieth uns, und im Augenblick sah ich mich von einem Haufen Reiter umringt, unter denen sich der Graf, sein Sohn und ein Polizeybeamter mit einigen Marechaussees befand. Verräther, schrie ich dem Chevalier zu, da ich nicht anders glaubte, als daß seine Absicht auf Dumont gerichtet wäre, elende Memme, was hat Dir dieser Unglückliche gethan? . . . Herab vom Pferde! Einer von uns beyden muß hier seinen Tod finden, Du oder ich . .

Und sogleich begann ein allgemeines Gefecht, in dem ich meinen lieben Dumont fallen sah. Champagne, der mich entwaffnen wollte, fiel von meiner Hand: auch mein Bruder, mein Bruder selbst, der grausame Chevalier sank zu meinen Füssen . . Blutiger, abscheulicher Tag! . . Endlich glückte es dem Polizeybeamten und seinem Gefolge, mich zu arretiren: ich ward gebunden, und neben die Danfort, die in Ohnmacht gefallen war, und den verzweifelten Grafen, der um Rache für seinen unglücklichen Sohn schrie, in meinen Wagen geworfen . . . . Die Todten wurden geschwind aufgehoben und in die andere Chaise gethan: nur die Leiche meines lieben Dumont, wofür ich ihn damals hielt, ward aus Eil, oder Furcht, oder weil man ihn in der Dunkelheit übersehen hatte, auf dem Schlachtfeld vergessen. Erst eine Weile nachher vermißte man ihn; allein wie man auf den Platz zurückkehrte, war er nicht mehr zu finden.

Auf diese Weise legten wir sehr üblen Muths den Weg von Lyon nach Paris zurück, wo unser Handel allein abgethan

werden konnte, da wir beyde, mein Schwiegervater sowohl als ich, zu dem hohen Adel gehörten. Bey unsrer Ankunft ward ich in einen dunkeln Kerker gebracht, und man instruirte meinen Prozeß .... Ich weiß nicht, was er für eine Wendung für mich genommen haben dürfte, wenn Arzelie, auf die erste Nachricht von diesem traurigen Vorfall, nicht den Entschluß gefaßt hätte, dem König einen Fußfall zu thun. Sie erzählte dem guten Fürsten alle unsre Unfälle. Er ward gerührt, und versprach ihr strenge Gerechtigkeit. Wirklich wurden wir auch beyde, der Graf sowohl als ich, vor den Monarchen gerufen. Jeder trug hier seine Sache vor, und der König, dem kein Gefühl der Menschlichkeit fremd ist, ward von meiner Erzählung bis zu Thränen gerührt, und ertheilte mir vollkommnen Pardon. Doch seine Gnade erstreckte sich noch weiter. Mein Verzicht ward vernichtet, meine Heirath bestätigt, und Alexis auf den Fall, daß er wieder gefunden würde, einstweilen für ein ehliches Kind erkannt. Ja der Monarch befahl mir sogar, ihm denselben sodann vorzustellen.

Der alte Graf, nun allein und ganz trostlos, ward auf Lebenszeit auf eins seiner Schlösser verwiesen. Seine Schwester folgte ihm dahin, und wir, von den Gnadenbezeigungen des Königs überschüttet, schickten nach allen Gegenden treue Kundschafter aus, Nachricht von dem geliebten Schmerzenssohn einzuziehen.

Wie viel Vorwürfe machte ich mir jetzt über meine traurige Eifersucht . . . Das Portrait, das Arzelie bewahrte, war nichts als ein Pfand der Achtung und Dankbarkeit, das ihr der vielen und wichtigen Dienste wegen theuer war, die dieser treueste aller Freunde uns geleistet hatte. Der Brief, den sie im Kloster geschrieben hatte, war gleichfalls ein bloßer Beweis seines Eifers und seiner Delikatesse. Dulys sagte: wenn Corsange erfährt, daß er Vater ist, so wird seine an sich schon stürmische Liebe sich nicht mehr in den nothwendigen Schranken halten lassen, die die Vorsicht in einer so schrecklichen Lage nöthig macht. Er that deshalb einer Freundinn, an die der Brief gerichtet war, den Vorschlag, sie möchte Arzelien in ihrem Hause

niederkommen lassen. Kurz, der edelmüthige Dulys hatte alles für mich gethan, und ich wagte es, sein Andenken durch den Verdacht, den ich gegen ihn und meine Gattinn hegte, zu beschimpfen ... Noch jetzt erröthe ich, wenn ich an diese Tage der Verwirrung denke, und noch fühle ich die bitterste Reue über meine Voreiligkeit und Schwäche.

Dieß, mein Sohn, ist das Geheimniß deiner Geburt. Jetzt hast Du die Erzählung der Unfälle vernommen, die Du sonst so sehr zu erfahren wünschtest, die Dir aber damals nur Kummer gemacht und Dich wahrscheinlich zu manchen falschen Schritten verleitet haben würde. Jetzt drückt Dich dein Vater an seinen Busen, jetzt lächelt Dir deine Mutter, und Du erwiederst ihre zärtlichen Liebkosungen ... O meine Freunde, o mein Alexis, wie glücklich bin ich, daß ich Dir dein Klärchen, dein liebenswürdiges Klärchen wieder geben konnte. Dû-Monnai, der sie in unser Haus brachte, wußte unsre Geschichte nicht. Dieser Freund, den wir nur kurz vorher in Paris hatten kennen lernen, als seine

Stelle ihn nach Marseille zu gehen nöthigte, kannte zwar einige Vorfälle aus unserm Leben, niemals aber hatten wir ihm unsre Schicksale vollständig vertraut. Nicht, als ob wir ihn dieses Zutrauens nicht würdig gehalten hätten: nein, wir vermieden überhaupt so viel als möglich diese Saite zu berühren, weil die Erinnerung an unsere Leiden unsern Schmerz ohne Nutzen erneuerte.

Nunmehr, mein Alexis, komm, und wirf Dich zu den Füßen eines menschenfreundlichen gnädigen Königs! Er war unser Beschützer, er rettete uns für der gerechten Strenge der Gesetze, die uns verdammten .... Er will dein Wohlthäter, deine Stütze werden ... Ach, wie glücklich würde ich mich fühlen, wenn der ehrwürdige Candor Dir seine Tochter geben, und so ein paar junge Leute, die in ihrer frühen Jugend schon so viel und so grausame Verfolgungen des Schicksals aushalten müssen, durch die Erfüllung ihres heißesten Wunsches belohnen wollte."

Zehntes und letztes Kapitel.

Schluß.

So endigte der Marquis de Corsange seine Geschichte, die auf alle seine Zuhörer einen tiefen Eindruck machte. Jeder fällte nun nach seinen Einsichten und seiner Denkungsart sein Urtheil über diese ungewöhnlichen Begebenheiten. Unglücklicher Vater, sagte der gute Dumont, es ist wahr, Sie haben sich manche Ungerechtigkeit zu Schulden kommen lassen, allein das Unglück verhärtet natürlich das Herz. Alles ist dem Unglücklichen verdächtig: da er einmal getäuscht worden, so glaubt er es immer zu seyn. Der anhaltende Schmerz und Kummer wirkt auf seine Nerven und macht ihn hart, hastig, ja selbst unempfindlich. Gezwungen in die ganze Welt Mißtrauen zu setzen, glaubt er, die ganze Welt gehe nur damit um, ihm zu schaden. Dieß war auch meine Art die Dinge zu betrachten, dieß waren meine Grundsätze und meine Philosophie.

„Per lo caro Giesù,“ fiel ihm Sciocco ins Wort, „diese Philosophie taugt nichts. Kein Mißtrauen vermag gegen die Waffen der Bosheit zu schützen: das Schicksal selbst führt uns oft in die Schlingen, die es uns legt, und sicherlich ist es weit klüger, die Bösen ganz zu fliehen, als daß man sich durch Aufmerksamkeit gegen sie zu sichern sucht, welches meistens vergebene Mühe ist.“

Der Herr hat Recht, erwiederte der Marquis de Corsange, es wäre weit klüger von mir gewesen, wenn ich nebst meiner Gattinn meine Tyrannen geflohen und ein Haus verlassen hätte, in dem . . .

„Das konnten sie nicht, Signor Corsanjo . . .“

Verzeihen Sie mir, mein Herr, im Anfang wäre mir nichts leichter gewesen, als das . . .

„Signor Marchese — perdoni V S. da sind Sie tief im Irrthum. Sie konnten es nicht. Da Sie einmal bestimmt waren alle diese Unfälle zu erleben, so konnten Sie ihnen nicht entgehen. Die Prädestinat . . .“

Schweig

Schweig mit deiner Prädestination, fiel ihm Alexis ein. Hast Du deine alten Thorheiten noch nicht vergessen?

„Verzeihen Sie, mio tenero padrone, Sie selbst haben mir zugestehen müssen — — “

Wie, sagte Corsange, Sie glauben, alles was uns begegne, sey vorherbestimmt —

„Si veramente Signor — — “

Vater, versetzte Alexis, lassen Sie meinen Freund schwatzen. Er deräsonnirt mit unter ein wenig. Seine Moral . . .

Ist sehr unvernünftig, mein Sohn... Auf diesen Fall könnte es keine Schurken und Bösewichter mehr geben. Alle würden sich mit der Prädestination entschuldigen. Ein abscheulicher Wahn! Hast Du auch diese Irrthümer eingesogen, mein Alexis?

„Nein, mein Vater, aber ich habe mich von Irrthümern andrer Art verführen lassen . . .“

So sprich, so erzähle mir deine Begebenheiten seit deiner Entfernung aus dem

Häuschen. Du mußt in einem Winkel der Erde gesteckt haben, denn ich habe Dich überall, und überall vergebens suchen lassen.

„Ich habe mich nicht versteckt," erwiederte Alexis. „So hören Sie denn alle meine lieben Freunde und auch Du Klärchen. Ich hoffe mich bald von dem falschen Verdacht zu befreyen, den Du wegen meiner Verbindung mit der Schliesserinn von St. Marcellin und der Marseiller Sophie auf mich geworfen hast."

Alexis befriedigte ihre Neugier, und wie er seine Erzählung geendigt hatte, so umarmten ihn sein Vater und seine Mutter abermals auf das zärtlichste . . . Jedermann war zufrieden und vergnügt. Dorancé und Duverly allein beobachteten noch das tiefste Stillschweigen. Besonders schien Duverly von einer düstern Verzweiflung gemartert zu werden. Die Erzählung des Marquis hatte ihm oft Thränen ausgepreßt. Dulys Treue und Edelmuth nöthigte ihn zu Vergleichungen mit seinem Betragen, das ihm nun nur noch

abscheulicher dünkte. Er wagte sich nicht jemand anzublicken, es schien, als wünschte er sich vor sich selbst zu verbergen . . . Selbst Dorancé ward zum Mitleiden bewegt . . Unglücklicher, sagte er, hier ist deine Tochter. Wagst Du es nicht, sie bey diesem süßen Namen zu nennen?

„Ja, ich will es wagen,“ versetzte Duverly, „ja ich will ihr diesen süßen Namen geben, aber nicht eher als ich Dich gerächt habe . . “

Mich gerächt?

„Ja, und auf der Stelle . . “

Mit diesen Worten zog Duverly seinen Degen und wollte sich damit durchboren, aber jedermann fiel ihm in die Arme. Dorancé, Dorancé selbst, der noch vor kurzem sein Blut verlangt hatte, bemächtigte sich des mörderischen Eisens und warf es weit weg.

„Was thust Du, Dorancé?“

Meine Schuldigkeit, undankbarer Freund! . Das Unglück des Herrn von Corsange, meine eignen Unfälle, die Erfahrung, ja die Erfahrung, der größte

aller Lehrer, alles zeigt mir die schreckliche Macht der Leidenschaften . . . Mich haben sie zu Unvorsichtigkeiten und Uebereilungen, Dich zu Verbrechen verleitet . . . Was sag' ich? Nein, ich bin selbst strafbarer noch als Du . . Diese Hand . . . meine Gattinn! mein Sohn! . . . Ja ich will Dir mehr verzeihen, als ich mir selbst verzeihe. Schenke dein Klärchen meinem Alexis, und laß ihre Verbindung das Siegel unsrer Versöhnung seyn!

Er sagte es, und reichte dem Duverly seine Hand. Dieser lag sogleich vor ihm auf den Füßen, küßte diese wohlthätige Hand, benetzte sie mit seinen Thränen, und brach in die rührendsten Klagen aus. Alle Anwesenden sprachen für den Unglücklichen, so daß Dorance selbst seine Thränen nicht länger zurückhalten konnte. Seine Zähren vermischten sich mit denen seines reuigen Freundes: sie flogen sich in die Arme und hielten einander so fest und so zärtlich verschlungen, daß man bald nicht mehr den Schuldigen von dem Beleidigten unterscheiden konnte.

„O divino spettacolo,“ rief der Italiener, „o angustie delle vicende umane! Wie sichtbar ist hier die Hand, die euch führt ... Welch ein großes, erhabenes, barmherziges Wesen leitet die armen Sterblichen auf dem stürmischen Meer in den Hafen des Glücks! ... Jetzt bin ich erst recht vergnügt .. Da kömmt mir ein Einfall .. Signori Cavalieri, per grazia ... Wahrscheinlich verlassen Sie doch sämtlich diesen traurigen Aufenthalt, um mit einander in Paris zu leben. O, haben Sie die Güte, und schenken Sie mir das allerliebste Häuschen, schenken Sie mir's. Hier will ich mit einer langen braunen Kutte, einer hohen spitzigen Kapuze auf dem Kopf, einem Strick um den Leib, den Rest meiner Tage glücklich und zufrieden verleben, und Sie kommen dann und besuchen bisweilen den guten Waldbruder .. Alle Reisenden werden gern einen Umweg nehmen, um mich zu sehen; ich empfange sie, zeige ihnen das Häuschen, und sage ihnen: Hier weinten lang' Natur und Liebe. Wandrer, lernt

Beleidigungen verzeihen, und Ergebung in den Willen des großen Urhebers der Welt, der allein die Ordnung der Dinge und den Gang der Begebenheiten kennt."

Man lachte herzlich über diese Tirade des ehrlichen Sciocco, so daß es nicht viel gefehlt hätte, er wäre böse worden. Doch fiel ihm zur rechten Zeit noch ein, daß das Lachen eins der angenehmsten Vergnügen der Menschen, und nothwendig mit seiner Natur verbunden sey. Er besänftigte sich also, und lachte bald selbst mit den andern um die Wette.

Alle Helden unsrer Geschichte waren nun glücklich. Sie brachten noch einige Tage in dem Häuschen zu, und besuchten die Gegend umher, dann traten sie zusammen die Reise nach Paris an. Selbst Candor und sein alter treuer Diener wollten, ihrer Jahre unerachtet, mit von der Partie seyn. Man verschloß demnach sorgfältig alle Zimmer des Häuschens, verwahrte die Fallbrücke auf das beste, und machte sich auf den Weg.

Die ganze Reise hätte nicht angenehmer seyn können ... Alles war vergessen, man hörte weder Klagen noch Vorwürfe mehr. Die Gesichter waren heiter, wie die Herzen, und man sprach von nichts als von dem Glück, das Alexis bevorstand, dem König vorgestellt zu werden.

In Paris stieg man in dem Hotel Corsange ab, und den andern Morgen fuhren der Marquis und Alexis nach Versailles. Sie wurden vor den König gelassen. Alexis zitterte und wagte es nicht die Augen aufzuschlagen.

„Das ist dein Sohn? Corsange,“ fragte der König.

Ja, Sire ..

„Er scheint noch sehr furchtsam. Junger Mann, seyn Sie hübsch klug, vorsichtig, bescheiden, und ich werde meine Hand nie von Ihnen abziehen .. Jetzt soll er zum Anfang ein Regiment haben, und nicht wahr, Marquis, wir wollen sehen, was er für Gebrauch davon machen wird ..“

Sire, er ist bereit den letzten Blutstropfen für Ew. Majestät zu vergießen...

„Ich hoffe, er soll dem Beyspiel seines Großvaters folgen, der im Dienst meines Vaters starb ... Es war ein braver Mann, ich habe ihn genau gekannt, und ich gestehe gern, daß ich an seiner Seite gelernt habe, was ich vom Krieg verstehe.“

Der König unterhielt sie noch eine Weile mit der entzückendsten Herablassung, befahl hierauf dem jungen Corsange eine Bestallung als Obrister auszufertigen, und entließ sie sodann mit Lob und Gnade überhäuft.

Einige Tage drauf wurden Alexis und Klärchen am Altar verbunden! ... Wie sauer hatten sie sich dieß Glück erringen müssen ... Kann man das Glück des Lebens wirklich für ein Glück gelten lassen, wenn man es mit so viel Unfällen und Leiden erkaufen muß!

Kurz drauf fiel Duverly, der immer noch von den heftigsten Gewissensbissen gemartert wurde, in eine gefährliche Krank-

heit, und starb nach wenigen Tagen in den Armen seiner Freunde, nachdem er vorher Dorance' noch tausendmal um Verzeihung gebeten hatte. Dieser beweinte ihn aufrichtig. Vor seinem Tode machte Duverly ein Testament, in dem er Alexis und seine Gattinn zu einzigen Erben seines sämtlichen Vermögens einsetzte. Es war schon an sich ansehnlich gewesen, und durch den vortheilhaften Handel in Amerika, wo er funfzehn Jahre lebte, hatte er es zu Millionen gebracht. Doch vergaß er nicht ein ansehnliches Legat für den braven Jean Picot auszusetzen, den er im Gasthof zu Lyon im Verdacht des Diebstahls gehabt hatte. Der Signor Carlo bekam auch sein bescheiden Theil, und ermangelte nicht der Vorsicht zu danken, daß sie diesen Vorfall so weislich herbeygeführt habe.

Candor endigte nun auch, alt und lebenssatt, doch ruhig und zufrieden, seine rauhe Laufbahn. Alexis drückte ihm die Augen zu, und versprach ihm, seinen letzten Willen zu besorgen. Der Greis verlangte in seiner letzten Stunde, in die un-

terirrdische Kapelle des Häuschens geschafft und dort neben der Asche seiner Adelheid und seines Sohnes beygesetzt zu werden. Nachdem man hierzu die Erlaubniß des Pfarrers von St. Sulpice erhalten hatte, machten sich der Marquis und seine Gemahlinn, ihre Kinder und Freunde gemeinschaftlich auf, und begleiteten den theuern Ueberrest ihres Freundes zu seiner Ruhestätte. In Grenoble ward die Leiche einstweilen in einer Kapelle der Cathedralkirche verwahrt, bis in dem Häuschen die nöthigen Anstalten gemacht seyn würden.

Gleich den andern Tag nach ihrer Ankunft wurden dreyßig Arbeiter zur Reparatur des Häuschens angestellt. Man setzte noch eine Etage auf und zwey Flügel an. Die Fenster würden vergrößert und mit Balcons geziert. Ueber das geheimnißvolle Souterrain ward eine Kapelle gebaut, die der Bischof von Grenoble bald darauf selbst einweihte. Auch der Garten litt, bis auf den Bach, die kleine Brücke, das Bosket und die große Pappel, die unverändert blieben, mancherley Verschöne-

rungen. Alexis und seine Gattinn liebten dieß ländliche Fleckchen. Hier, sagten sich die zärtlichen Gatten, hier saßen wir nach der Hitze des Tags. Hier unterhielten wir uns von unsrer Liebe und von unsern Leiden . . . Hier überraschte uns Candor, als wir Thränen der Zärtlichkeit vergossen, er drückte uns an sein Herz und wir waren glücklich. Sieh, Alexis, siehst Du noch an diesem Baum deinen Namen und den meinigen? Die Hand der Zeit hat unser Werk verschont, möge sie eben so deine Tage und die Tage deines Vaters schonen!

Kurz, unser liebendes Paar vergaß nichts. Sie besuchten jeden Weg, jedes Fleckchen, und erneuerten die Freuden und Leiden der Vergangenheit . . Wie süß ist es auf verfloßne glückliche Tage, wie viel süßer noch auf überstandnes Ungemach zurückzublicken! Wenn wir geliebte Oerter wieder sehen, so erweitert sich das Herz, das Auge schweift mit einer Art von Wollust umher: man empfindet eine Art von Beklemmung, die aber nichts weniger als

unangenehm ist . . Man sieht sich in dem Alter, das man damals hatte, in der Situation, in der man sich befand: man scheint dieselbe Luft einzuathmen. Haben die Gegenstände ihre Gestalten geändert, so wünscht man sie sich so zurück, wie sie einst waren: man erinnert sich, man mahlt sich auf das genauste alles aus, was hier stand, dort lag, ja man glaubt die Spuren noch zu bemerken, die man vor Jahren in den Rasen und auf den Sand gedrückt hatte.

Nichts als dieser reizende Ort blieb im Garten unverändert, der Rest erhielt die Gestalt eines prächtigen Parks, und das Häuschen das Ansehn eines herrlichen Schlosses. Eine einzige Stube blieb in ihrer alten Einrichtung, die Stube des Alexis, in der er die erste Nacht im Häuschen zubrachte, und in eine so heftige Furcht gerieth, als er die Thüre mit dem doppelten Schloß zuschlagen, und drauf durch das Fenster Candors Trauerceremonie am Fuß der großen Pappel sah. Dieses Stübchen erhielt sich immer in Alexis Neigung:

er ließ Bücher und musikalische Instrumente hineinschaffen.

Da im Innern alles fertig war, fing man an das Aeußere und die Gegend umher zu verschönern. Die Fallbrücke ward neu gemacht, die Graben wurden mit einem hohen Geländer eingefaßt, vor dem Eingang des Schlosses ward ein großer Platz im Holz ausgeschlagen, und eine breite Allee bis nach St. Marcellin geführt. Die Verschönerungen erstreckten sich auf den ganzen Wald von Chamboran. Einen ganzen Monat hindurch wurden so fleißige Streifereyen vorgenommen, daß der größte Theil der Räuber, die ihn unsicher machten, aufgehoben ward. Mehrere Abgründe und Höhlen wurden verschüttet, auf jedem Weg wurden Pyramiden angebracht, die die Reisenden zurecht wiesen. Kurz dieser sonst so düstre, traurige, gefährliche Wald ward in kurzer Zeit ein wahrer Lustort.

Da alles zu Stande war, setzte man die Leiche des ehrwürdigen Greises in die Kapelle neben seiner unglücklichen Familie bey. Sodann kehrte das junge Ehepaar

nach Paris zurück, und ließ den Marquis und seine Gemahlinn in dem neuen Schlosse, wo ihre Anwesenheit verschiedener Einrichtungen wegen, die man noch treffen wollte, nöthig war.

Alexis riefen dringende Geschäfte, die sein Regiment betrafen, nach Paris. Er war schon zwey Tage da, als ein sehr schlecht gekleideter Mensch sich an der Thüre seines Hauses zeigte. Der Schweizer will ihn fortjagen, der Unbekannte bleibt dabey, er müsse schlechterdings Herrn von Corsange sprechen, und verlangt sogleich vorgelassen zu werden. Die Domestiken, die der Hartnäckigkeit des Menschen endlich müde werden, melden ihrem mitleidigen Herrn den Vorfall, der sogleich selbst herabkömmt. Er selbst war unglücklich gewesen, wie hätte er Unglückliche von sich stoßen können!

Alexis geht auf ihn zu. „Kennen Sie mich, gnädiger Herr,“ fragt der Unbekannte.

Nein, mein Freund, wohl aber hab' ich eine dunkle Idee . . .

„Besinnen Sie sich nur recht . . .“

Es hilft nichts, ich kann mich nicht erinnern, wann und wo . . .

„Sie haben im College de Navarre studirt . . .“

Ja . . .

„Erinnern Sie sich nicht an einen armen Teufel, den Sie auf Ihr Zimmer kommen ließen, um Ihnen zu wahrsagen . . .“

Ah, bist Du's, mein Freund . . .

„Ich selbst, gnädiger Herr. Ich sagte Ihnen damals voraus, was jetzt erfolgt ist, und Sie erinnern sich ohne Zweifel noch, daß ich zu Ihnen sagte: Wenn Sie einmal glücklich werden, so sollen Sie mich wieder an Ihrer Thüre finden.“

Alexis ward nicht wenig von dieser Erscheinung überrascht. Er erkannte in der That den Wahrsager, der ihm aus seiner Uhr auf eine so sonderbare Weise prophezeiht hatte, daß er jetzt, wo er den Zusammenhang seines Lebens ganz übersah, gestehen mußte, der Mensch habe das Räthsel errathen.

Wie hast Du aber die Verbesserung meiner Glücksumstände erfahren?

„Durch den allgemeinen Ruf, gnädiger Herr. Ihre sonderbaren Schicksale und die Unglücksfälle Ihres Herrn Vaters sind so durchaus der Gegenstand des Gesprächs, daß das Gerücht davon bald zu meinen Ohren gekommen ist, ob ich gleich seit einigen Jahren in der Franche-comte lebte.“

Geh, guter Freund, ich bin glücklich, und Du sollst es auch werden. Ich verspreche Dir für deinen Unterhalt zu sorgen.

Von diesem Augenblick nahm Alexis den armen Kerl in seine Dienste, und er hatte nie Ursache es zu bereuen. Er war sonst unter den Soldaten gewesen: eine jugendliche Thorheit hatte ihn verleitet auszureißen. Diesen Fehler konnte er sich selbst nie vergessen. Corsange vergaß ihn, nahm ihn unter sein Regiment, und machte ihn auf der Stelle zum Quartiermeister.

Nicht

Nicht auf diese Personen allein beschränkte Alexis seine Großmuth und seine Erkenntlichkeit. Auch Vincent, der brave Bursche, der ihm im College de Navarre gedient hatte, wurde aufgesucht und unter die Zahl der Domestiken aufgenommen. Selbst der junge Ezeville hatte Antheil an seinen Wohlthaten. Der Leser erinnert sich ohne Zweifel an diesen Schulfreund von Alexis, der ihn und Dumont bey seinem Vater einführte, dessen Sekretär unsre beyden Freunde auf der Straße von Belleville angefallen hatte. Ezeville hatte seinen Vater verloren. Seine Mutter hatte einen jungen Wildfang geheirathet, der ihr ganzes Vermögen durchbrachte, so daß er und seine Schwester jetzt von ihrer Hände Arbeit leben mußten. D'Ezeville erhielt durch Alexis Vorsprache bald eine gute Stelle bey dem Fouragewesen, und seine Schwester bekam eine gute Versorgung. Alexis ruhte nicht eher, bis er alle Personen, denen er die mindeste Verbindlichkeit hatte, und die ein besseres Loos brauchten und verdienten, versorgt hatte. Er vergaß

niemand, jedermann liebte ihn, und der König war ihm so hold, daß er bald zu den höchsten militairischen Ehrenstellen befördert wurde.

Auch Klärchen war glücklich, und gebar Kinder, die ihrer würdig waren. Sie war eine eben so gute Mutter, als eine zärtliche und treue Gattinn.

Herr und Frau von Corsange brachten den Rest ihres Lebens bey ihren Kindern zu, und erreichten ein hohes und glückliches Alter.

Der gute Dumont, der unzertrennliche Freund von Alexis, erhielt die Erziehung seiner Söhne. Da er seit langer Zeit sich im Wohlstand befunden, und nur mit edlen und braven Menschen gelebt hatte, so waren seine Vorurtheile gegen die Menschheit nach und nach verschwunden, ohne daß er es selbst bemerkte. Der rechtschaffene Mann wendete seine ganze Sorgfalt auf die Erziehung der Söhne seines Freundes, die alle die besten Anlagen hatten. Er hatte die Freude, die Früchte seiner Arbeit zu sehen, und die Söhne wurden ihm eben so lieb als der Vater.

Leid thut mirs, daß ich dem Leser von dem ehrlichen Carlo Sciocco nicht auch gute Dinge melden kann, allein der gute Italiener schnappte über. Durch sein vieles Grübeln und Vernünfteln ward sein schwaches Gehirn ganz zerrüttet. Er blieb stets ein warmer und treuer Freund und Diener, allein er verstieg sich dabey so weit auf die schwindlichen Höhen der Metaphysik, daß er sich nicht mehr begnügte, das Gleichgewicht der Dinge zu bewundern, er wollte nunmehr selbst das Wesen der Dinge und die Gesetze dieses Gleichgewichts ergründen. Er hatte ferner gewisse Stunden, wo er in der Verzückung sich einbildete, mit allen Heiligen des Paradieses in Gesellschaft zu seyn, die ihm das Geheimniß der vollkommnen Harmonie enthüllten. Alexis, den diese Geistesabwesenheit seines treuen Freundes innerlich schmerzte, sah sich genöthigt, ihn der Aufsicht zuverläßiger Personen anzuvertrauen, die ihn auf das genaueste hüten und auf das beste verpflegen mußten, und denen er eine starke Pension für ihn zahlte.

Jean Picot ward zum Castellan des neuerbauten Schlosses ernannt, das Alexis mit seiner Familie alle Sommer auf einige Wochen besuchte. Mit so vielem Pracht und Aufwand diese Wohnung auch verschönert worden war, so gefiel es doch Alexis und Klärchen nirgend so sehr, als wenn sie zusammen im Bosket oder längs des kleinen Baches spatzieren gingen. Dieß glückliche Paar, das sich oft an seinen ehemaligen Aufenthalt an diesem sonst so wilden Ort erinnerte, vergaß ihn im Taumel der großen Welt mitten unter den Herrlichkeiten von Paris niemals ganz. Sie nannten selbst das prächtige Schloß immer noch ihr Häuschen im Walde.

Ende

des vierten und letzten Buchs.

Verzeichniß

einiger Romane, im Verlag der Dyckschen Buchhandlung.

Aemilie, nach Fielding von Anton Wall. 8. 1 Thlr.

Camille, oder Briefe zweyer Mädchen aus unserm Zeitalter; übersetzt von J. F. Jünger. Vier Bände. 8. 3 Thlr. 8 gr.

Laura; oder Briefe einiger Frauenzimmer in der französischen Schweiz. Vom Verf. der Camilie. Vier Bände. 8. 4 Thlr. 12 gr.

Die Liebe; eine Briefsammlung. Zwey Theile. 8. 1 Thlr. 16 gr.

Moralisch-komische Erzählungen, Mährchen und Abentheuer; aus dem Französischen des Cazotte. Vier Theile. 8. 3 Thlr. 8 gr.

Karl Wendemann. 8. 1 Thlr. 4 gr.

Der Thurm von Samarah; eine warnende Geschichte für Astrologen, Zeichendeuter, Magier, und alle Liebhaber geheimer Wissenschaften. Aus dem Arabischen. 8. 16 gr.

Nettchen Rosenfarb. Zwey Theile. 8. 1 Thlr. 4 gr.

Huldreich Wurmsamen von Wurmfeld. Drey Theile. 8. 2 Thlr. 20 gr.

Der kleine Cäsar; nach Coventry von J. F. Jünger. Zwey Theile. Mit Kupfern von Chodowiecky. 8. 2 Thlr. 8 gr.

Launen, Erzählungen und vermischte Aufsätze von K. F. Kretschmann. 8. 1 Thlr. 8 gr.

Dramen, kleine Romane und prosaische Rhapsodien. 8. 16 gr.

Satyrische und scherzhafte Aufsätze; herausgegeben von einem berühmten Journalisten. 8. 14 gr.

Vom Könige Artus und von dem bildschönen Wieduwilt; ein Ammenmährchen. 8. 16 gr.

Die Reisen des Kronprinzen von Ypsilon, von ihm selbst beschrieben, aber nicht herausgegeben. 8. 10 gr.

Miß Sara Salisbury, von Anton-Wall. 1 Thlr. 8 gr.

Bagatellen von Anton-Wall. Zweyte ganz umgearbeitete und vermehrte Ausgabe. Zwey Theile. 8. 1 Thlr. 8 gr.

Herrmann und Ulrike, von J. K. Wezel. Auf feines Post-Schrpp. mit Kupfern. 8. 4 Thlr.

ohne Kupfer. 8. 2 Thlr. 16 gr.

Peter Marks und die wilde Betty; zwey Ehestandsgeschichten von Dems. Mit 10 Kupfern von Chodowiecky. 8. 2 Thlr. 16 gr.

ohne Kupfer, auf Druckpapier 16 gr.

Kakerlak, oder Geschichte eines Rosenkreuzers; von Demselben. 8. 20 gr.

Prinz Edmund, eine komische Erzählung in Versen von Demselben. 8. 5 gr.

Robinson Krusoe. Neu bearbeitet. Zwey Theile. 12. 1 Thlr. 4 gr.

Skizzen von A. G. Meißner. Erste bis zehnte Sammlung. Dritte, gänzlich umgearbeitete, mit verschiedenen neuen Stücken vermehrte und neuen Kupfern gezierte Ausgabe. 1792. 8. 5 Thlr.

Zwey Sammlungen machen immer einen Band. Der 6te, oder die 11te und 12te Sammlung, erscheint zur M. M. und beschließt das Werk. Die Kriminal-Geschichten stehen nicht in dieser Ausgabe, sondern werden gleichfalls zur M. M besonders, mit vielen neuen Aufsätzen und durch Betrachtungen verbunden, herauskommen.

Bianka Capello; von A. G. Meißner. Neue, umgearbeitete Ausgabe; mit Kupfern 8. 1 Thlr. 16 gr.

Geschichte des Herrn von L***, eines Vetters des alten preußischen Offiziers, des Verfassers der Briefe über Friederich den Großen. 8. 1 Thlr. 6 gr.

Erscheinungen und Träume von Mercier und einigen deutschen Gelehrten. Zwey Theile. 8. 1 Thlr. 16 gr.

Die Stutzperücke, eine deutsche Geschichte. 8. 20 gr.

Das Gespenst, ein Gegenstück zur Stutzperücke. 8. 8 gr.

Romane und Erzählungen der Frau Marie Riccoboni; aus dem Französischen übersetzt und zum Theil umgearbeitet von Anton Wall. Vier Bände. 8. 4 Thlr.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ducray-Duminil, François Guillaume,

Alexis, oder das Häuschen im Walde Eine Handschrift, die am Ufer der Isere gefunden ward

Bd.: 2

1792

Coburg, Landesbibliothek -- C II 9
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11919641-2